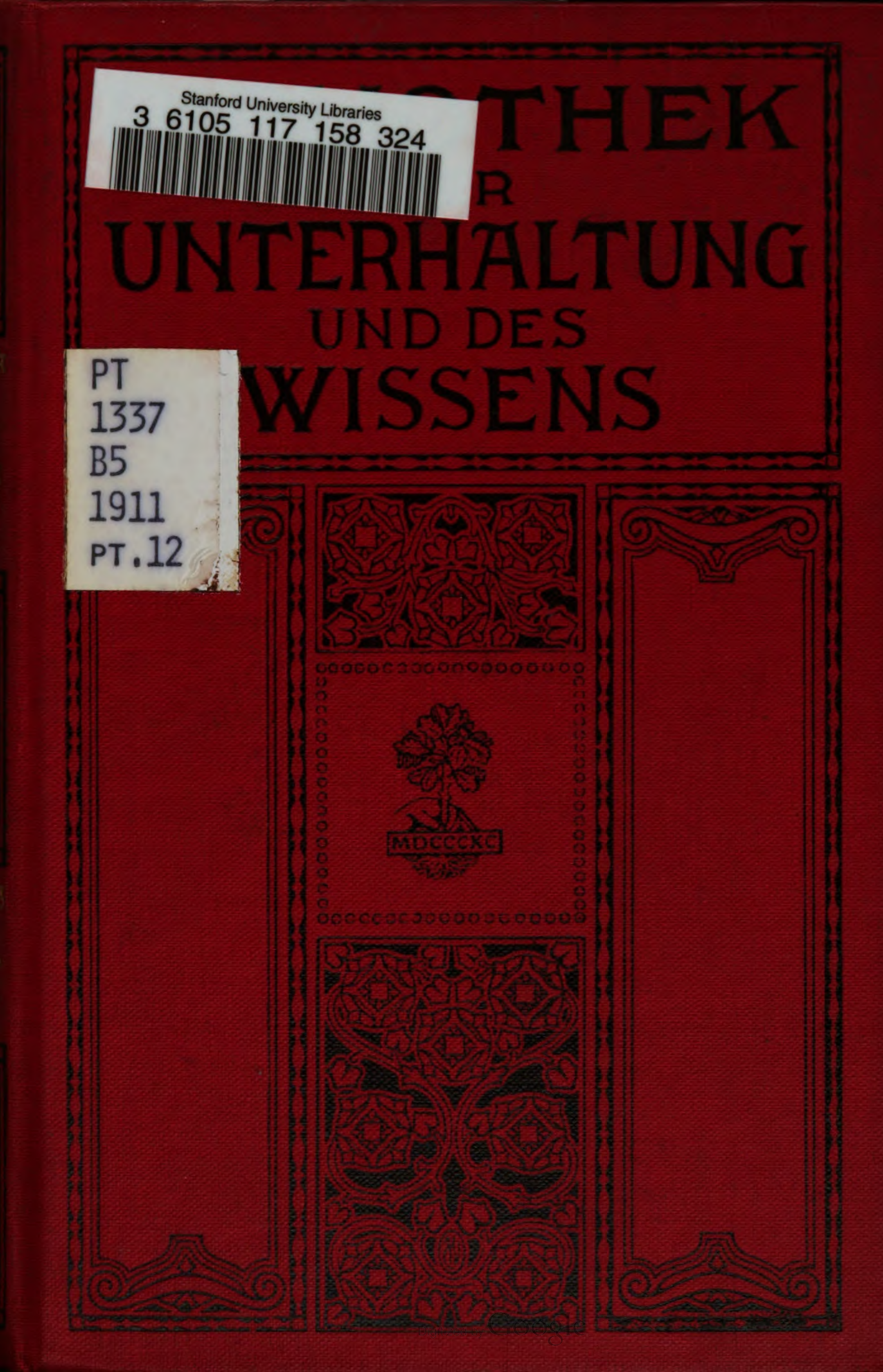


THEK
R
UNTERHALTUNG
UND DES
WISSENS
MDCCCXC

Bücher-Sammlung

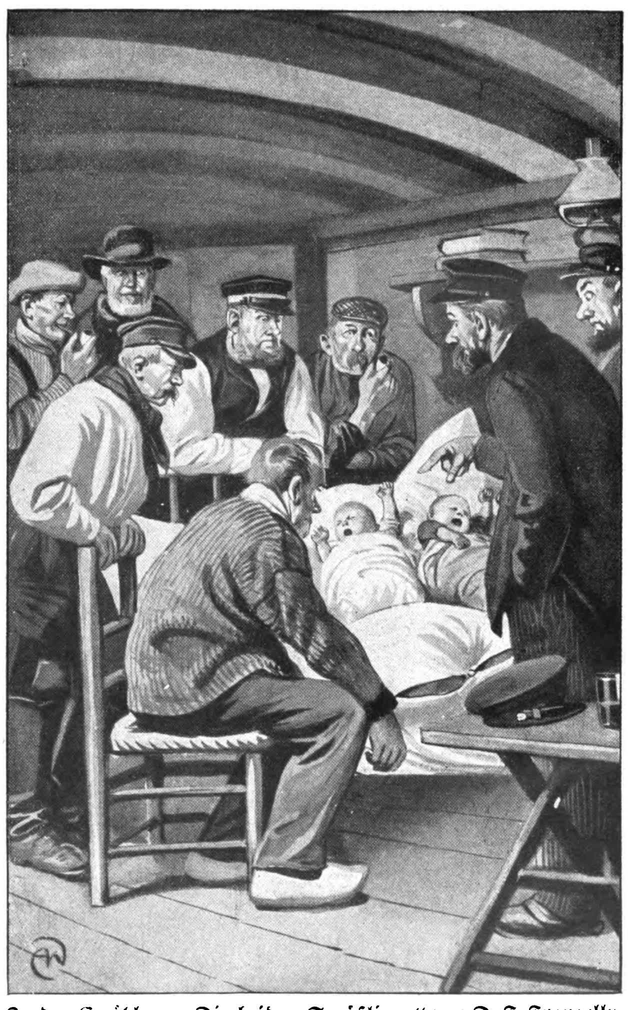
von





Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens



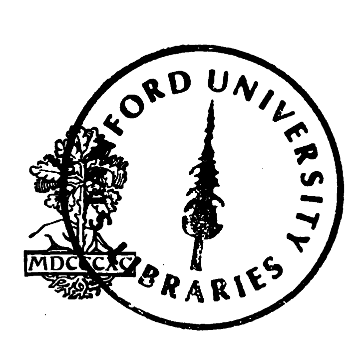


Zu der Erzählung „Die beiden Sprößlinge" von O. F. Franzelly.
(S. 86)
Originalzeichnung von A. Wald.



Mit Original-Beiträgen der hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten sowie zahlreichen Illustrationen

Jahrgang 1911. Zwölfter Band



Union Deutsche Verlagsgesellschaft
:: Stuttgart, Berlin, Leipzig ::

Druck der
Union Deutsche
Verlagsgesellschaft
in Stuttgart



Inhalts-Verzeichnis.

Seite

Stiefkinder. Roman von Henriette v. Meerheimb (Fortsetzung) 5

Die beiden Sprößlinge. Eine Seemannsgeschichte von D. F. Franzelly 76
Mit Bildern von A. Wald.

Aus einer französischen Musterkaserne. Von R. Zollinger 94
Mit 6 Bildern.

Doktor Svenson und seine Töchter. Novelle von Adolf Stark 104

Im Tal der Werra. Von W. Helmuth 179
Mit 11 Bildern.

Badeflirt! Von Hans Meyer-Krafft 195

Häusliche Wundbehandlung. Von Dr. F. Partner 203
Mit 8 Bildern.

Mannigfaltiges:

Gewissenhafte Advokaten 213

Weckeruhr mit melodischer Sirene 218
Mit Bild.

Prinz Louis Napoleon nach der Schlacht von Sedan 219

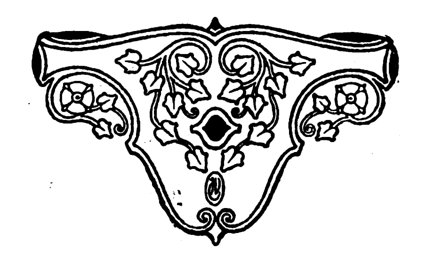
Aus dem Leben der Meerschlangen 221

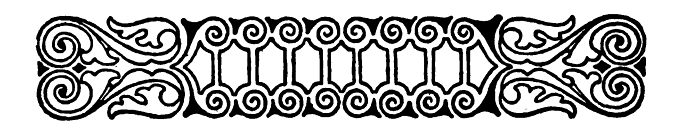
Mandarinenweisheit 222

Die „Wirtschaft“ zur Vermählung des Kaisers Leopold I. 223

Die Kabellegung 225
Mit 2 Bildern.

Seite
Eine Obstsprache 227
Eine photographische Löwenjagd 228
Merkwürdiger Aberglaube 230
Das mathematische Organ 231
Vernets Hut 232
Aus dem modernen Indianerleben 233
Mit Bild.
Die gute Suppe 235
Rätselhafte Fußspuren 237
König Chulalongkorn an seinen Sohn 238
Neue Verwendungsarten des Tees 239
Im Gesicht oder ins Gesicht 240





Stiefkinder.

Roman von Henriette v. Meerheimb.

(Fortsetzung.) ▽ (Nachdruck verboten.)

Fünfzehntes Kapitel.

Fräulein Lilli v. Bredau nahm ihre Brille ab und blickte die vor ihr stehenden Nichten mit mißbilligendem Staunen an.

Der kalte Herbstwind hatte Irenes und Lottas Frisuren und Anzügen übel mitgespielt. Die Haare waren zerzaust, die Hutkrempen verbogen, Röcke und Stiefel schmutzig und naß.

„Ihr tragt ja ein ganzes Rittergut an euren Stiefeln und Kleidern herein, Kinder! Wie kommt ihr denn auf den Einfall, bei dem schlechten Wetter zu Fuß nach Rosenhagen zu laufen?“

„In Machow ist Jagd. Daher gab's keinen Wagen für uns,“ antwortete Lotta mit erzwungenem Gleichmut.

Den ruhigen, scharfen Augen der alten Dame gegenüber kam ihr plötzlich ihr Weglaufen etwas abenteuerlich und unüberlegt vor. Jedenfalls war es nicht ganz einfach, Tante Lilli die Sachlage auseinanderzusetzen.

Irene war in einen Stuhl gesunken und weinte. Sie war müde und fror. Aber trockene Kleider und Schuhe gab's vorläufig nicht, denn die Koffer aus Machow kamen gewiß erst gegen Abend.

„Heul nicht immer, Irene!“ fuhr Lotta die Schwester an. „Dadurch wird nichts besser. — Hör mal zu, Tante Lilli, wie's uns in Machow gegangen ist.“

Sie berichtete ihre ganze lange Leidensgeschichte seit der Mutter Heirat und schloß: „Nach Machow gehe ich nicht wieder zurück, Tante. Wenn du Irene und mich nicht behalten willst, so mieten wir uns in irgend einem Dorfwirtshaus ein, und ich scheure und wasche für Geld.“

„Dummes Zeug! Natürlich bleibt ihr hier! Ich werde die Kinder meines Bruders doch nicht hinausweisen!“ antwortete Fräulein v. Bredau kurz. „Für dich, Lotta, weiß ich eine Stelle, wo du dich nützlich machen kannst. Merkwürdig, wie das paßt! Heute früh kam der Brief mit der Anfrage aus Werneburg von meiner alten Freundin Olenhusen. Ich wollte nachher nach Machow fahren, um mit dir darüber zu sprechen. Daß die Heirat eurer Mutter übel ausgehen würde, habe ich mir wohl gedacht. Ich schicke jetzt sofort einen Boten nach Machow, der eure Koffer holen und eurer Mutter Bescheid sagen soll, daß ihr beide vorläufig hier bleibt.“

Sie wandte sich mit ihren Vorschlägen und Bestimmungen ausschließlich an Lotta. Irene war nie besonders von ihr geliebt worden, und die Gerüchte, die jetzt über die junge Frau umliefen, dienten nicht dazu, sie ihr angenehm zu machen.

Irene fühlte das und beklagte sich bei der Schwester darüber, während sie sich umzogen.

Das Gepäck aus Machow war bald nach ihnen eingetroffen. Die Mutter mußte es so schnell wie möglich geschickt haben. Für Lotta waren es nur wenige Kleider und etwas Wäsche. Obenauf lag eine große Schachtel mit Konfekt und ein Zettelchen. „Liebe

Lotta, ich hoffe bestimmt, daß Du nur einige Tage in Rosenhagen bleiben und dann zu Deiner Mutter zurückkehren wirst. Grüße Irene. Kinder, Kinder, wie konntet ihr nur so fortlaufen!"

Lotta las den Zettel und schob die Schachtel unwillig beiseite.

Irene naschte ein paar Bonbons. „Das ist das für das Jagdmahl bestimmte Konfekt," rief sie lachend. „Wie das Mama ähnlich sieht! Sie schickt uns Schokolade zum Trost, wie wenn wir drei Jahre alt wären. Aber das Konfekt ist vorzüglich. Iß auch, Lotta."

„Nein, ich danke. Wir wollen die Schachtel deinen Kindern schicken, Irene. Für die paßt es besser."

„Gott ja, meine kleine Maidi und der süße, dicke Bubi! — Nein, was ist das alles so traurig!" Die junge Frau legte die Hände im Schoß zusammen und starrte vor sich hin. „Noch vor wenigen Tagen hatte ich mein schönes Heim, meinen Mann, Kinder und Freunde, wurde gefeiert und verwöhnt. Und jetzt auf einmal ist alles dahin. Ich bin wie ausgestoßen und werde behandelt, als ob ich ein Verbrechen begangen hätte, nur weil ich mir ein bißchen zu sehr die Cour machen ließ. Von Ramin war's doch schließlich ebenso leichtsinnig. Aber den beklagt nur jeder."

„Man bemitleidet ihn, weil er so schwer gestürzt ist."

„Soll ich mir auch die Rippen eindrücken, um entschuldigt zu werden?"

Lotta zuckte nur die Achseln, ohne zu antworten.

„Und das Schlimmste von allem ist, daß ich nicht einmal Geld habe," fuhr Irene fort. „Ich wollte Mama bitten, aber nach dem Krach geht das doch nicht. Meine Zulage schickt sie natürlich an Max für den Haushalt und die Kinder. Tante Lilli ist ein richtiger Geizkragen. Dabei habe ich Toilettenschulden

bergehoch. Wie und wovon soll ich nun nach der Schweiz reisen?"

„Gar nicht, wenn du einen Funken Vernunft hast," fuhr Lotta auf. „Unverzeihlich benehmt ihr euch, Jobst und du. Wäret ihr nicht so leichtsinnig, so würde jeder auf unserer Seite stehen, und wir könnten bestimmte Summen und Abrechnungen verlangen. Aber jetzt kann man es Brand kaum verdenken, wenn er sich weigert, eure sinnlose Verschwendung zu unterstützen. Ich mag von allem nichts mehr hören. Die Stelle, von der Tante Lilli sprach, die nehme ich an, und wenn ich dort irgend eine alte Mumie kämmen und ihr die Stiefel wichsen müßte."

„Ganz so schlimm ist's nicht," meinte Tante Lilli, die eben eintrat.

Sie gingen alle drei in das getäfelte Eßzimmer mit den vielen Familienbildern, den blauweißen Delfter Krügen und Tellern auf den Borden. Wie alle übrigen Räume in Rosenhagen war auch dieser von behaglicher, altmodischer Gediegenheit. Im Kamin knisterte ein Holzfeuer. Ab und zu knackte ein Tannenzapfen. Die roten Funken sprühten auf dem blankgeputzten Messingvorsetzer.

Fräulein v. Bredau goß selbst das siedende Wasser in die Kaffeemaschine. Langsam sickerten die Tropfen. Ein angenehmer Kaffeegeruch vermischte sich mit dem süßen Duft der weißen Hyazinthen, die zwischen den Doppelfenstern standen.

„Der Brief, über den ich mit dir sprechen will, Lotta, ist von meiner Jugendfreundin Adele v. Olenhusen. Seit bald dreißig Jahren ist sie Hofdame, Beraterin, Faktotum beim Fürsten von Werneburg. Nach dem Tode der Fürstin erzog sie die mutterlosen Prinzessinnen."

Lotta horchte auf. Der Fürst von Werneburg! War nicht Herr v. Eikstedt bei dem Stallmeister geworden? Wie wunderbar, wenn das Spiel des Lebens sie noch einmal mit Eikstedt zusammenwürfe!

„Die Olenhusen wird alt und kann den Anforderungen ihrer Stellung nicht mehr allein genügen," erzählte Fräulein v. Bredau weiter. „Die Prinzessinnen wollen reiten, tanzen, Tennis spielen. Die Olenhusen aber leidet an Gicht und Nervenschmerzen. Der Fürst wünscht daher — doch es ist am besten, ich lese euch die darauf bezügliche Stelle des Briefes selber vor. Dann bekommt Lotta gleich einen kleinen Einblick in die Werneburger Verhältnisse. ‚Was Du mir über die Heirat Deiner Frau Schwägerin schreibst, liebe Lilli, tut mir von Herzen leid. Solche Ehen sind immer ein Unglück. Zwischen Ehepaaren muß vor allem Kulturgemeinschaft herrschen. Kultur wächst langsam. Sie ist das geistige Erbe von Generationen. Die kann Brand sich nicht von heute auf morgen aneignen. Seine Frau wird sich ewig wund und weh an all seinen Ecken und Kanten stoßen, ehe die abgeschliffen sind. Und nun gar die Stiefkinder! Deine Lieblingsnichte Lotta tut mir besonders leid. Das Leben im Vaterhause muß ihr unerträglich sein. Du würdest ihr daher gern eine ablenkende Tätigkeit verschaffen, die sie ausfüllt und den jetzigen widrigen Verhältnissen entrückt, wie Du schreibst. Das trifft sich günstig. Wir suchen hier ein junges Mädchen aus vornehmer Familie für meine zwei lebenslustigen Prinzessinnen. Solange Prinzeß Luise und Prinzeß Antoinette unerwachsen waren, ihren Unterricht bei den Gouvernanten hatten, ging alles. Aber jetzt machen sie Ansprüche ans Leben, die ich begreiflich finde, denen ich in meinen Jahren und mit meinen lahmen Beinen und neuralgischen

Schmerzen aber nicht mehr nachkommen kann. Bei glühender Hitze wird, seitdem der neue Stallmeister, ein Herr v. Eikstedt, hier ist, auf dem Tennisplatz, der auf sein Betreiben angelegt wurde, Tennis gespielt. Und wenn ich auch nicht mitspielen kann, so muß ich doch in meinem Strandstuhl sitzen und den Unparteiischen machen. Wenn's regnet, wird zwar nicht Tennis gespielt, aber dafür stundenlang in der Bahn geritten. Da hocke ich denn mit meiner Strickerei auf der Tribüne, schlucke Staub, atme Stallluft und kreische bei jedem Seitensprung der Pferde auf in der Befürchtung, eine meiner Prinzessinnen vom Sattel rutschen zu sehen. Dieser Eikstedt sieht so blond und schön aus wie der Erzengel Gabriel, aber er hat dabei, wie man zu sagen pflegt, den Teufel im Leibe und sich augenscheinlich vorgenommen, unseren ehrwürdig behaglichen Hof von unterst zu oberst zu kehren. Im Marstall fing's an. Von den meisten Pferden behauptete er, sie seien blind oder lahm. Die Kutscher und Lakaien dagegen litten an Faul- oder Fettsucht. Ein Glück, daß unser durchlauchtigster Fürst sehr konservativ gesinnt ist und die Schnüre seiner Börse festzuhalten liebt. Denn wenn's nach Eikstedt ginge, hätten wir bereits lauter Durchgänger im Stall und neues Personal im Schloß. Die Stallrevolutionen kümmern mich im Grunde wenig, wenn ich nur meine beiden biederen Grauschimmel, die zur Taufe der ältesten Prinzeß angeschafft wurden, behalten darf. Viel schlimmer aber sind die modernen Ideen, mit denen Eikstedt meinen Prinzessinnen die Köpfe verdreht und sie ganz aufsässig gemacht hat. Ich weiß wohl, daß sie manches hier in Werneburg entbehren, aber das liegt eben in den Verhältnissen und im Charakter des Fürsten. Ich kann's beim besten Willen nicht ändern. Ach, liebe Lilli, wer an einem

Hofe dient, lernt schweigen. Mir fällt recht oft der Rat einer alten Hofdame ein, den die mir gab, als ich vor dreißig Jahren meinen Dienst in Werneburg antrat. ‚Ehe Sie widersprechen, liebes Kind,‘ pflegte die zu sagen, ‚da ziehen Sie erst Ihr Sacktüchel und spucken heimlich dreimal hinein, und dann erst reden Sie weiter.‘ Das Mittel hab' ich oft versucht und probat gefunden. Aber trotz meiner geringen Einmischungsgelüste wünsche ich doch dringend, Eikstedts Einfluß abzuschwächen, indem ich den Prinzessinnen eine heitere und jugendliche, aber recht verständige Gesellschafterin verschaffe. Dabei fiel mir Deine Nichte ein. Wie wär's, wenn die junge Dame herkäme und probeweise Dienst bei unseren Prinzessinnen täte? Ich nehme an, daß sie geläufig Sprachen spricht —‘“

„Hochdeutsch und Plattdeutsch,“ schaltete Lotta ein.

„‚— eine sichere Reiterin und geübte Tennisspielerin ist,‘“ fuhr Fräulein v. Bredau im Vorlesen unbeirrt fort. „‚Da meine Prinzessinnen auf einmal so für Sport schwärmen. Für den Charakter Deiner Nichte bürgt mir die Vorliebe, die Du für sie hegst, liebe Lilli. Je eher die junge Dame kommen kann, um so lieber ist es mir. Denn der Winter naht, und bei meinem Rheumatismus auch noch als lahme Henne, die Enten ausgebrütet hat, stundenlang auf dem Teich frieren zu müssen, während meine Prinzessinnen mit Eikstedt herumschlittern und schleifen, davor graut mir —‘“

Tante Lilli faltete den Brief zusammen und sah ihre jüngste Nichte gespannt an. Sie hatte einen Jubelruf von Lotta erwartet, denn welches junge Mädchen denkt es sich nicht himmlisch, Hofdame zu werden! Sie konnte aber Lottas Ausdruck nicht ganz enträtseln.

Eine Weile blieb die ganz stumm. „Die Stellung

hat viel für und manches gegen sich," sagte sie endlich. „Aber Bettler dürfen nicht wählerisch sein. Ich nehme den Vorschlag mit Dank an."

„Das ist vernünftig, Lotta," lobte Irene. „Solch kleiner Hof muß zur Abwechslung ganz amüsant sein. Du bist ja nicht gebunden, wenn's dir nicht in Werneburg gefällt. Und welch hübscher Zufall, daß du Eikstedt dort wiederfindest!"

Sie lächelte Lotta bedeutungsvoll an, aber die blieb ernst.

„Eigentlich wundere ich mich, daß er Fräulein v. Olenhusen nicht abgeraten hat, es mit mir in Werneburg zu versuchen," meinte sie nach einer Weile nachdenklich.

„Weshalb sollte er das tun? Übrigens wird man den jungen Herrn wohl nicht um seine Meinung bei der Wahl einer Hofdame fragen," antwortete Tante Lilli.

Lotta blieb den ganzen Abend sehr still, ganz ihrer sonst lebhaft derben Art entgegengesetzt. Irene wurde desto gesprächiger. Lottas Kleiderausstattung interessierte sie lebhaft, und sie begriff Lotta nicht, die behauptete, alle notwendigen Toiletten zu besitzen. Wie konnte man sich nur die Gelegenheit, neue Kleider zu erhalten, entgehen lassen! —

Noch mehrere Briefe wurden zwischen Fräulein v. Bredau und Fräulein v. Olenhusen gewechselt. Endlich war alles geordnet. Lotta bestand darauf, ein wenn auch sehr bescheidenes Gehalt für ihre Privatausgaben vom Fürsten zu verlangen, da sie von ihrer Mutter durchaus nichts mehr annehmen wollte. Seine Durchlaucht fanden dies zwar recht überflüssig, da die junge Dame doch eigentlich nur auf Probe nach Werneburg käme, aber Lotta blieb fest, und endlich bewilligte er denn auch ein bescheidenes Nadelgeld.

Erst als das alles festgesetzt, ja sogar der Tag der Abreise bestimmt war, schrieb Lotta ihrer Mutter und teilte ihr ihren Entschluß mit.

Frau Elisabeth war empört, daß dies alles ohne ihr Vorwissen, ohne ihre Erlaubnis entschieden wurde, fuhr sofort nach Rosenhagen und überhäufte ihre Schwägerin mit Vorwürfen, daß sie gegen sie intrigiere und statt Lotta einfach nach Hause zu schicken, wohin sie gehöre, sie in ihrem Trotz und ihrer Widerspenstigkeit bestärke. Fräulein v. Bredau aber blieb sehr kühl. Eine gewisse Wesensfremdheit hatte stets zwischen ihr und der Frau ihres Bruders bestanden, und Elisabeths Heirat mit Brand entfremdete sie einander noch mehr. Ihre Antwort, daß man Lotta nach den letzten Vorgängen nicht mehr zumuten könne, in Machow zu bleiben, goß auch gerade kein Öl in die erregten Wogen.

Lotta wurde hereingerufen. Die Unterredung zwischen ihr und der Mutter verlief nicht weniger stürmisch. Elisabeth Brand bestand darauf, Lotta solle mit ihr nach Machow zurückkehren und von dort aus ihre Stelle in Werneburg antreten. Das sei sie der Mutter schon der anderen Menschen wegen schuldig. Was die wohl alles reden mochten, daß beide Töchter bei Wind und Wetter weggelaufen und einfach nicht wiedergekommen waren! Aber Lotta weigerte sich, jemals wieder ihr Vaterhaus zu betreten. „Das Herrenhaus in Machow ist nicht mehr meine Heimat!“ beharrte sie.

Alles Bitten und Drohen, jeder Vorwurf prallte an ihr ab. Nicht einmal zur Annahme eines Taschengeldes und einer Summe für Anschaffung neuer Toiletten konnte die Mutter sie bewegen.

„Gib Jobst und Irene das Geld,“ erwiderte Lotta. „Ich will mir selbst verdienen, was ich brauche, und in Zukunft in keiner Weise von deinem Mann abhängig sein.“

Im Geldpunkt war Irene weniger hartnäckig. Aber sonst konnte die Mutter auch von ihr nichts erreichen. Sie erzählte ihr schließlich, sie sei kürzlich in Dammin gewesen, um die Enkel zu sehen und mit dem Schwiegersohn zu verhandeln, aber Grote sei dabei geblieben, von Irene müsse der erste Schritt zur Anbahnung eines besseren Verständnisses getan werden. Solange das nicht geschähe, könne er nichts an dem traurigen Zustand ändern. Auch habe er heftig über Irenes Verschwendung geklagt. Seit ihrem Fortgehen liefen täglich Mahnbriefe und Forderungen ein, die er bezahlen müsse. Irenes ganze Zulage ginge drauf, nun möge sie sehen, wie sie sich durchhelfe.

„Angenehm!" meinte Irene und biß sich ärgerlich auf die Lippen. „Dann habe ich also die Aussicht, den ganzen Winter auf dem Lande zu sitzen, statt in die Schweiz zu reisen."

„Nein. Da Lotta so verrückt ist, nichts von mir nehmen zu wollen, so kann ich dir das für sie bestimmte Geld geben," antwortete die Mutter kühl.

Nach diesem Versprechen besserte sich Irenes Laune überraschend schnell. Sie wurde viel freundlicher, brachte sogar die Mutter bis an den Wagen und umarmte sie beim Abschied.

Sechzehntes Kapitel.

Schloß Werneburg.

Liebe Tante Lilli!

Ach — ach — ach, Deine Lotta paßt so wenig zur fürstlich werneburgschen Hofdame wie Du zu einem Husarenoberst. Das habe ich mir gleich gedacht. Nicht einmal, nein zehnmal habe ich bereits an diesem ersten Tage, nach dem Rezept der alten Hofdame, mein Sack-

tüchel herausziehen und hineinspucken müssen, um nicht mit meiner Meinung herauszuplatzen und Anstoß zu erregen.

Nun will ich aber der Reihe nach meine Erlebnisse für Dich und Irene aufzeichnen. An Mama berichte ich nur ganz kurz meine Ankunft, da Brand gewiß meine Briefe mitliest.

Auf dem Bahnhof in Werneburg empfing mich die Hofequipage. Eine trotz des prachtvollen Herbstwetters fest geschlossene, sehr ehrwürdig-altertümliche Kutsche mit blaßgrauen Damastpolstern und kleinen Vorhängen aus dünner grüner Seide vor den Scheiben.

Ich ließ natürlich die Fenster sofort herunter.

Nach dem Prinzip „nur immer langsam voran“ zogen die dicken Grauschimmel mich durch die holperigen Straßen der Residenz Werneburg.

Das Städtchen liegt am Fuß des Berges hingeschmiegt, auf dessen Gipfel das Schloß landbeherrschend aufragt.

Werneburg nennt sich stolz Residenz. Viel anders wie in Dammin sieht es aber auch nicht aus. In den Läden stehen Rutenbesen, Filzpantoffeln und Glashäfen mit sauren Gurken oder roten Fruchtbonbons hinter den Ladenfenstern. Die Häuser sind alle, ob groß oder klein, grellgelb oder wassergrün im Anstrich. An den kleinen viereckigen Scheiben, die alle aussehen, als ob sie selten geöffnet würden, ist fast immer ein Spion angebracht. Neugierige Gesichter spähten der Hofkutsche nach. Die Hauptgebäude gruppieren sich um den Marktplatz herum: die Kirche mit einem Zwiebelturm, die Post, die Apotheke und das Haus eines reichen Weinfabrikanten, der als historische Merkwürdigkeit den Fremden gezeigt wird, weil er freiwillig nach Werneburg gezogen ist. Zwischen den Ge-

bäuden ragt das Standbild des Fürsten Jan Wilhelm, des Ururururahnen des jetzt regierenden Fürsten von Werneburg, auf. Er trägt einen schwarzen Harnisch und eine tief herabhängende Allongeperücke. Damals saß die Krone den Fürsten noch festgewachsen auf dem Kopf, und nachts konnten sie ruhig eine Nachtmütze darüber ziehen und friedlich schlafen.

Ich war froh, als die kleine, langweilig-neugierige Stadt hinter mir lag und die Kutsche eine von wundervollen alten Kastanien beschattete Straße hinabrasselte. Dann ging es aufwärts, natürlich Schritt für Schritt, bis in den Park hinein, der sich über das Plateau eines felsigen Berges um das alte Schloß ausdehnt. Hier im Park waren es nicht mehr Roßkastanien, sondern Linden. Uralte Baumriesen mit Beulen und Auswüchsen an den rauhen Stämmen, die den Weg umsäumten. Zur Zeit der Lindenblüte muß ein wunderbarer Duft und Goldflimmer die Wipfel umweben. Ich öffnete ein Fenster und bog mich so weit wie möglich hinaus, um recht viel vom Park zu sehen. Da erkannte ich auf einmal Herrn v. Eikstedt, der am Wege stand, wie wenn er die Equipage erwartete, um mich abzufangen. Richtig gab er auch dem Kutscher ein Zeichen, zu halten.

Noch ehe der alte steifbeinige Lakai vom Bock klettern konnte, hatte ich den Schlag schon aufgestoßen und war hinausgesprungen. Ein bekanntes Gesicht zu sehen erfreute mich in dieser Stunde doch sehr. Freilich erschien Eikstedt mir ganz fremd in seinem dunklen Zivilanzug. Bisher sah ich ihn nur in der blauen Dragoneruniform. Eine senkrechte Falte lag wie ein Strich zwischen seinen Brauen. Auch war er viel magerer geworden. Aber er sah sehr gut aus mit den verschärften Zügen, ernster und männlicher.

„Soll der Wagen weiterfahren?“ fragte er sogleich nach der ersten Begrüßung. „Ich meinte, daß Sie nach der langweiligen Fahrt gern etwas durch den Park gehen würden.“

Ich bejahte natürlich lebhaft, da ich froh war, aus dem Marterkasten herauszukommen.

„Auch glaube ich, es ist ganz gut, wenn Sie von einem alten Bekannten, wie ich das bin, ein klein wenig über die hiesigen Verhältnisse orientiert werden,“ fuhr er rasch fort, als der Wagen davonrasselte. „Merkwürdig, daß wir uns hier wieder treffen! Wissen Sie noch, wie Sie mich damals abkanzelten, daß ich Hofdienste angenommen hätte? Und nun machen Sie es ebenso!“

„Ich weiß,“ antwortete ich etwas verlegen, denn meine brüsken Äußerungen fielen mir ein. „Mich wundert, daß Sie dem Fürsten nicht abrieten, mich, ausgerechnet mich, als Hofdame für seine Töchter zu engagieren.“

„Halten Sie mich für so rachsüchtig? Der kleine Ärger über Ihre schroffe Bemerkung ist längst überwunden.“

„Nein, für rachsüchtig habe ich Sie nie gehalten, aber für einsichtig genug, um zu wissen, wie wenig ich mich für eine derartige Stellung eigne.“

„Das lernt sich schnell,“ antwortete er freundlich. „Da Sie sich, wie Jobst mir schrieb, sehr unglücklich in Machow fühlten, war dies die beste Lösung.“

„Ja, mein Herkommen war wirklich eine gnädige Fügung für mich. In Machow konnte und wollte ich nicht bleiben, nachdem Brand meine Schwester Irene durch seine Beleidigungen zum Hause hinausgetrieben und mir meinen Tyras totgeschossen hatte.“

„Weshalb tat er das?“ fragte er.

Aber dieses Thema war für mich ein zu wunder Punkt. „Wie stehen Sie sich denn mit dem Fürsten?“ fragte ich ablenkend.

„So — so. Seine Durchlaucht waren ziemlich ungehalten über meine vielen Forderungen für die Aufbesserung des Stalles. Aber als ich herkam, besaßen beide Prinzessinnen ein gemeinschaftliches Reitpferd, das sein fünfundzwanzigjähriges Dienstjubiläum im fürstlich werneburgschen Marstall längst gefeiert hatte. Darauf ritten sie abwechselnd in der Bahn herum, und der Kammerherr v. Lebrecht lief nebenher und versetzte dem lebensmüden Gaul ab und zu einen Fußtritt, wenn's rascher gehen sollte. Nach solchen Anstrengungen fiel der Gaul beim Absatteln dem Reitknecht meist erschöpft in die Arme und mußte durch Kognak ins Leben zurückgerufen werden. Der Sattel, den die Prinzessinnen bei diesen Reitübungen benützten, sah aus, als ob die Fürstin Melechsala ihrem Gemahl damit im zwölften Jahrhundert in die Kreuzzüge nachgeritten wäre.“

Ich mußte laut lachen. „Sind alle Einrichtungen des Schlosses so prähistorisch?“

„Annähernd.“

„Und wie sind die Prinzessinnen?“

Eickstedt blieb stehen, denn wir waren am malerischsten Platz des Parks angekommen. Durch geschicktes Aushauen und Verschneiden der Bäume war ein entzückender Ausblick geschaffen. Über einen sich langsam senkenden Rasenplatz blickte man in eine blauschimmernde Ferne, aus deren verwischendem Duft man zwischen dunklen Waldstreifen die am Fuß des Berges hingelagerte kleine Residenz liegen sah. Grellgelbe und lichtgrüne Wände unter roten Ziegeldächern, alles um die altväterische Kirche herumgruppiert. Ein Sonnenstrahl

zitterte über dem Städtchen. Mitten zwischen dem Gewitterblau der Ferne lag es in helles Licht getaucht. Das goldene Kreuz auf dem Zwiebelturm der Kirche gleißte und glitzerte. Schlanke weiße Birken, glatte graue Buchenstämme mit rostrotem Laub rahmten rechts und links die reizende Aussicht ein. Ich setzte mich auf eine moosbewachsene, verwitterte Steinbank und genoß die Schönheit.

Auch Eickstedt hatte den Kopf der Aussicht zugewandt, so daß ich nur sein Profil sehen konnte. Eine ganze Weile zögerte er mit der Beantwortung meiner Frage. „Prinzeß Luise ist ein schwieriger Charakter, verbittert, weil sie so wenig hübsch ist," meinte er endlich. Er sprach mit einer gewissen Befangenheit. „Die Schwestern harmonieren sehr wenig. Vielleicht spricht da etwas Neid mit, denn Prinzeß Antoinette ist schön und der Liebling des Vaters."

„Da werde ich mich vor allen Dingen bemühen müssen, Prinzeß Luises Herz zu gewinnen."

„Ach ja, das tun Sie!" fiel er mit aufleuchtenden Augen ein. „Gerade darum wollte ich Sie bitten, denn die verbitterte Stimmung der Schwester ist für Prinzeß Antoinette oft schwer erträglich, und gerade beim Reiten — ich reite jetzt viel mit den Prinzessinnen — verdirbt ihre üble Laune uns alles. Zu dreien reitet es sich überdies schlecht, denn die Wege sind meist schmal. Ich denke, Sie nehmen jetzt vorläufig mit Prinzeß Luise immer die Tete, ich folge mit Prinzeß Antoinette, die noch ein wenig ängstlich ist."

Mit Mühe unterdrückte ich ein bitteres Auflachen. Also um mir das klarzumachen, daß ich bei den Ritten ihm die Gelegenheit, mit Prinzeß Antoinette allein zu sein, geben sollte, hatte er dem Wagen aufgelauert und mir so freundschaftliche Ratschläge erteilt! Ich

hörte kaum noch zu, was er sonst noch von dem ebenso pedantischen wie geizigen Fürsten, der alten Hofdame, dem völlig tauben Kammerherrn erzählte, sondern hielt die Blicke hartnäckig auf den moosbewachsenen Boden gerichtet, damit er mir die Kränkung nicht vom Gesicht lesen konnte.

Erst sein Ausruf: „Da kommen die Prinzessinnen und Fräulein v. Olenhusen!“ ließ mich rasch aufsehen.

Drei weibliche Gestalten, eine behaglich runde in der Mitte, rechts und links zwei jugendlich schlanke, steuerten geradewegs auf unser idyllisches Waldplätzchen los.

„Prinzeß Antoinette ist neugierig, Sie kennen zu lernen, Fräulein v. Bredau. Unzählige Male mußte ich ihr beschreiben, wie Sie aussehen.“ Ein zärtliches Lächeln umspielte Eikstedts Mund. „Vom Schloß aus haben die Prinzessinnen gewiß gesehen, daß der Wagen leer ankam, und nun Fräulein v. Olenhusen keine Ruhe gelassen.“

Die Damen kamen langsam näher. Fräulein v. Olenhusen ist auffallend stark und anscheinend kurzatmig wie ein asthmatischer Mops. Prinzeß Luise blieb neben ihr stehen. Prinzeß Antoinette flatterte ungeduldig voran. Sie trug einen kurzen weißwollenen Lodenrock, unter dem man deutlich die Bewegung ihrer schmalen, gelbbeschuhten Füße sah. Sie waren so klein, wie sie nur sein konnten, um mit Grazie die schlank aufgeschossene Gestalt zu tragen. Obgleich sie rasch näher kam, machte sie doch keinen beeilten Eindruck; sie ging leicht mit einer halb gleitenden, halb schwebenden Anmut. Jetzt war sie so nahe herangekommen, daß ich ihr Gesicht erkennen konnte. Wirklich — Prinzeß Antoinette ist entzückend. Ein mehr rundes wie längliches Gesicht mit einem zierlichen, abgestumpften Näs-

chen, großen tiefblauen Augen; die meist ein wenig geöffneten Lippen lassen die weißen Zähne hervorschimmern. Unter dem ganz formlosen Panamahut mit der kecken Vogelfeder krausten sich eine Fülle goldblonder Haare.

Unwillkürlich schweifte mein Blick von ihr zu Eikstedt. Er hatte den Hut abgenommen und stand ganz still. Aber wo war seine ruhige, feste Haltung geblieben? Wo der gleichmütige, etwas kühle Ausdruck seines Gesichts? Das Haupt geneigt, als wünsche er, vor der Prinzeß niederzustürzen, lag in seinem Blick ein Ausdruck grenzenloser Ergebenheit, eines beinahe fassungslosen Entzückens.

Prinzeß Antoinette nickte ihm mit aufstrahlenden Augen zu. Dann hielt sie mir die Hand hin. „Wie freue ich mich, daß Sie gekommen sind, Fräulein v. Bredau! Oder darf ich ‚liebe Lotta' sagen? Herr v. Eikstedt hat uns bereits alles von Ihnen erzählt — von Ihren Geschwistern, dem lustigen Jobst und der eleganten Frau Irene. Auch Ihren Tyras beschrieb er uns."

„Tyras ist tot," schaltete ich kurz ein, indem ich mich an die linke Seite der Prinzeß drängte. Das fiel mir zum Glück ein. Ihrer gewinnenden Anmut gegenüber kam ich mir steif und unbeholfen wie ein Kloß vor.

„Wie schade! Und hier haben wir nicht einmal Hunde zum Ersatz," bedauerte sie. „Papa duldet keine im Schloß und Park. Alles wegen des Wildes, das so nahe aus den Wäldern herankommt. Nachts kann man oft kaum schlafen, so laut schreien jetzt die Hirsche. Nicht wahr, Herr v. Eikstedt?"

Wieder dieses Aufblitzen der Veilchenaugen unter den langen braunen Wimpern. Die Prinzeß lispelt etwas beim Sprechen. Eigentlich stört mich das, aber

ihr gibt es noch einen Reiz mehr, etwas Holdes, Kindliches.

Eikstedts Antwort konnte ich nicht verstehen. Aber ein deutliches Gefühl sagte mir, daß er und Prinzeß Antoinette lebhaft wünschten, allein zusammen reden zu können. Ich ging darum rasch den anderen Damen entgegen.

Fräulein v. Olenhusen umarmte mich. „Nein, diese großen schwarzen Augen! Ganz die Augen meiner lieben Lilli Bredau!“ rief sie entzückt. Und dann mußte ich langsam neben ihr her gehen und ihr genau über Rosenhagen und Dein Ergehen berichten, Tantchen.

Prinzeß Luises Begrüßung war recht kühl, besonders wenn man sie mit der entgegenkommenden Freundlichkeit ihrer Schwester verglich. Im Grunde ist mir diese abwartende Haltung sympathischer wie Prinzeß Antoinettes übergroße Freundlichkeit, mit der sie gewiß einen bestimmten Zweck verbindet. Das habe ich sofort durchschaut, lieber Eikstedt, verehrte Prinzeß!

Zwischen Fräulein v. Olenhusen und Prinzeß Luise kam man nur langsam weiter, denn alle Sekunden geht der alten Dame die Puste aus. Ihr Anzug ist fast vorweltlich. Der Kleiderschnitt datiert mindestens zwanzig Jahre zurück. Sie trug ein braunes Wollkleid mit einer ganz glatten, kurzen, schlechtsitzenden Taille, schwarze Filethalbhandschuhe und auf dem grauen Puffscheitel ein turmartiges Hutgebäude mit einer imposanten Atlasschleife unter dem Kinn festgebunden. Aber sofort, auch ohne daß man bestimmen kann durch was, verrät sich ihre vornehme Herkunft deutlich trotz ihrer altmodischen Tracht, ihrer schwerfälligen, plumpen Figur. Vom ersten Moment an gefiel sie mir. Sie spricht so lieb von dir, Tantchen, und war sehr gut gegen Prinzeß Luise, die sonst gewiß von allen zurückgesetzt wird, weil sie gar nicht hübsch und verbindlich ist.

Als wir vor der Schloßtreppe standen und uns nach den Zurückgebliebenen umsahen, waren Eikstedt und Prinzeß Antoinette verschwunden. Seit wie lange und wohin sie sich abgesondert hatten, blieb ein Rätsel, denn keine von uns hatte darauf geachtet.

Fräulein v. Olenhusen machte ein unzufriedenes Gesicht und brummte etwas vor sich hin. Prinzeß Luise lächelte spöttisch und kniff ihre kurzsichtigen Augen zwinkernd zusammen. Mir tat das Herz weh. Traurige Verwicklungen sehe ich voraus. Wie soll dies enden?

Am Fuße der Treppe empfing uns der Haushofmeister in hechtgrauer Livree mit silbernen Knöpfen und führte mich in meine Zimmer, die denen der Prinzessinnen zunächst liegen.

Fräulein v. Olenhusen wohnt jetzt unten, weil ihr das Treppensteigen zu sauer wird.

Freilich bequem ist dieses alte, efeubewachsene Schloß nicht. Treppen und Treppchen, Winkel, Erker, Nischen, Alkoven finden sich überall. Bis zu meinem Zimmer muß ich hundert Stufen steigen.

An den weißgetünchten Wänden des langen Korridors hängen außer zahllosen Geweihen und Rehkronen viele Familienporträte in schmalen, altväterischen Rahmen, teils in spanischer Hoftracht, teils mit den Puderfrisuren des achtzehnten Jahrhunderts. Lauter Grafen und Gräfinnen, später Fürsten und Fürstinnen von Wertheim-Werneburg-Freudenberg. Die meisten haben eine auffallende Ähnlichkeit miteinander, längliche, eng zusammenstehende Augen unter bogenförmig gewölbten Brauen, feingebogene Nasen, ein langes, spitzes Kinn. Eine Ähnlichkeit mit Prinzeß Antoinettes Engelsgesicht konnte ich nirgends entdecken. Sie mag wohl der verstorbenen Mutter gleichen, die eine Schönheit gewesen sein soll.

Der Haushofmeister führte mich endlich durch einen kleinen Vorraum in mein Wohnzimmer, durch dessen schmale, in tiefen Spitzbögen liegende Fenster man in eine leuchtende, märchenhafte Ferne und auf die rotgoldenen Baumwipfel des Parks sieht. Der Raum ist gewölbt, die Möbel alle im Empirestil, wahrscheinlich ausrangierte Rippenbrecher, die man in den Salonen nicht mehr haben mochte. Aber mir gefallen sie. Die Luft im Zimmer war süß und würzig, etwas mit dem Geruch von altem Holzwerk und vertrockneten Rosenblättern vermischt.

Auf dem Kamin glühte ein Strauß bunter Astern aus einer kupfernen Schale heraus. In den Ecken des Zimmers schimmerte altes Porzellan aus verglasten, mit verschiedenfarbigem Holz eingelegten Schränkchen.

„Um sieben Uhr wird heute gespeist. Seine Durchlaucht sind auf Jagd gefahren," meldete der Haushofmeister mit so düsterem Tonfall, als ob er mir eine Hinrichtung ankündige. Darauf zog er sich geräuschlos zurück.

Ich war froh, endlich allein zu sein und all die verschiedenen Eindrücke in mir verarbeiten zu können, während ich meinen Koffer auspackte und alles in den dickbauchigen Rokokokommoden, zierlichen Vitrinen und wurmstichigen Riesenwandschränken verstaute.

Allzulange hatte ich aber nicht Zeit, meinen Gedanken nachzuhängen, denn im Nebenzimmer — der Salon der Prinzessinnen grenzt an den meinen — wurde es plötzlich laut.

Ohne daß ich es beabsichtigte, hörte ich dem sich zwischen den Schwestern entspinnenden Gespräch, das bald in einen regelrechten Zank ausartete, zu.

„Wo bist du denn wieder so lange mit Eikstedt herumspaziert? Wenn das Papa wüßte, wie du dich

hinter seinem Rücken benimmst!“ fing Prinzeß Luise vorwurfsvoll an. „Die Olenhusen ist auch empört. Sie will sich über dich beschweren, weil du ihr nie folgst.“

„Mag sie doch, die alte Giftspinne. Papa glaubt mir mehr wie ihr!“ antwortete Prinzeß Antoinette verächtlich.

„Ja, weil du ihn immer belügst.“

„Was du nicht alles weißt!“

„Mehr, wie dir lieb ist, Antoinette. Glaubst du, ich hätte es nicht längst bemerkt, daß du Eikstedt Briefe schreibst, dich heimlich mit ihm triffst, daß ihr euch küßt!“

„Hast du das gesehen?“

„Nein, aber ich weiß es.“

„Du spionierst also hinter mir her!“

„Das habe ich gar nicht nötig. Alle im Schloß wissen das, nur Papa nicht.“

„Du bist nur neidisch, weil du keinem gefällst mit deinen zwinkernden Augen, deinen Sommersprossen und —“

„Spar dir den Rest! Ich weiß, daß ich häßlich bin. Aber auf deine neueste Eroberung bin ich denn doch nicht eifersüchtig. Denkst du vielleicht daran, Eikstedt zu heiraten?“

Jetzt lachte Prinzeß Antoinette gerade heraus. Ihr Lachen klang wie das Gurren einer Waldtaube, nur nicht ganz so harmlos. „Bist du verrückt, Luise? Ich — einen simplen Herrn v. Eikstedt heiraten? Ich heirate nur einen regierenden Fürsten, am liebsten einen König, und dann kann Eikstedt bei ihm Kammerherr werden.“

„Hübsch ausgedacht. Aber in unsere Wälder verirrt sich kein Königssohn. Also nur amüsieren willst du dich?“

„Jawohl.“

„Hüte dich!"

„Wovor? Vor deinen und der Olenhusen Angebereien? Was ich mir daraus mache!"

„Jetzt sind noch zwei Augen mehr hier, die etwas sehen können."

„Ach, du meinst die Bredau? Vor der fürchte ich mich nicht, die —"

Hier ließ ich absichtlich eine Bürste fallen, um die Prinzessinnen auf meine Nachbarschaft aufmerksam zu machen. Das half auch, denn ich hörte, wie Prinzeß Antoinette einen leisen Schreckensschrei ausstieß.

„Still, sprich doch nicht immer so laut!" sagte sie dann mit halb unterdrückter Stimme. „Soll sie gleich unseren Zank mit anhören?"

„Nun, dann weiß sie doch, was für einen schlechten Charakter du hast trotz deines zuckersüßen Wesens."

Ich muß gestehen, mir war nicht sehr wohl zumute bei diesem erlauschten Gespräch. Irene und ich haben uns wohl auch schon tüchtig gezankt, aber der Haß, der mir aus den Stimmen dieser Schwestern entgegenklang, berührte mich doch sehr peinlich. Auch bestätigten Prinzeß Antoinettes leichtfertige Reden meine Vermutung über ihre Beziehungen zu Eikstedt, die er tiefernst, sie nur als gute Unterhaltung auffaßte.

Aber wie soll man ihm das beibringen? Ich kann es jedenfalls nicht tun.

So schnell wie möglich beendete ich meine Toilette, um nichts mehr zu hören.

Als ich nachher im Salon, der mit vorweltlichen Öllampen und Wachskerzen nicht gerade strahlend beleuchtet war, mit den anderen zusammen auf den Fürsten wartete, konnte man Prinzeß Antoinette jedenfalls keine Verstimmung über den Zank mit der Schwester anmerken. Sie lachte und plauderte mit der Anmut

eines ausgelassenen Kindes, und hätte ich nicht mit meinen eigenen Ohren all ihre häßlichen Reden vernommen, ich würde so etwas nie geglaubt haben.

Fast zwei Stunden später, wie erwartet, kam der Fürst endlich von der Jagd zurück. Auf das Wagenrollen sprangen wir alle ans Fenster.

In dem gelben, ziemlich verbrauchten, aber außerordentlich leicht gebauten Jagdwagen saßen der Fürst und sein Begleiter, der Kammerherr v. Lebrecht, beide in ihren abgetragenen graugrünen Lodenjoppen, dicken Wollstrümpfen und Schnürschuhen ziemlich räubermäßig aussehend. Dahinter saß der Büchsenspanner. Alle machten einen niedergeschlagenen Eindruck.

„O weh, Papa hat sicher nichts geschossen!“ lispelte Prinzeß Antoinette. „Das sehe ich ihnen gleich an.“

Als endlich angerichtet wurde, waren wir alle überhungrig. Fräulein v. Olenhusen stellte mich in aller Eile dem Fürsten vor, der in der Tat recht mürrisch zu sein schien. Nach dem Jagdresultat wagte daher niemand zu fragen.

An mich richtete Seine Durchlaucht ein paar gleichgültige Fragen, die ich kurz beantwortete. Seine Verstimmung lag wie ein Alp auf allen. Gesprochen wurde untereinander gar nicht, nur der Fürst warf ab und zu einige Worte hin.

Der ganze Mann hat etwas Versteinertes, wie in Hochmut Erstarrtes. Sein merkwürdig spitzer Kopf ist völlig kahl. Die Augen stehen, wie das bei sämtlichen Familienbildern der Fall ist, nahe zusammen, die Nase ist fein gebogen, das Kinn übermäßig lang.

Fräulein v. Olenhusen ließ es sich prachtvoll schmecken. Die Prinzessinnen aßen wenig und sagten noch weniger.

„Ist das immer hier so amüsant?“ fragte ich Eikstedt,

als wir nach beendeter Mahlzeit hinter den Herrschaften her in den Salon zurückgingen.

„Immer!“ antwortete er mit kurzem Auflachen.

„Und was wird jetzt in dieser taubstummen Versammlung vorgenommen?“

„Jetzt spielt der Fürst mit dem Kammerherrn Schach.“

„Und wir dürfen zusehen und weiter schweigen?“

„Getroffen. An glücklichen Jagdtagen hören wir zwei Stunden lang, wie der Hirsch oder Rehbock stand, als der Fürst ihn erlegte, und an unglücklichen ist, wie Sie richtig bemerkten, Taubstummenversammlung.“

Wir setzten uns möglichst weit von den Spielern entfernt in eine Ecke des Salons um einen runden Mosaiktisch. Fräulein v. Olenhusen strickte an einer besonders häßlichen blaubraunen Weste und stellte bisweilen im Flüsterton eine Frage an mich. Prinzeß Luise las. Eikstedt und Prinzeß Antoinette saßen ein wenig abgesondert in der tiefen Fensternische. Reden konnten auch sie nicht viel, aber mir schien eine lebhafte Blick- und Zeichensprache zwischen beiden im Gange zu sein.

Monoton drang ab und zu ein „Gardez“ oder „Schach“ vom Spieltisch zu uns herüber.

Aber das Jagdunglück des heutigen Tages schien auch das Spiel des Fürsten ungünstig zu beeinflussen. Denn nach nicht allzulanger Zeit setzte der Kammerherr ihn matt.

Der Fürst stand auf. Er bemühte sich augenscheinlich, seinen Ärger zu verbeißen, indem er dem Kammerherrn einen Glückwunsch zur gewonnenen Partie in die Ohren schrie. Das magere alte Männlein dienerte halb beschämt, halb beglückt.

„Morgen früh wollen Sie mit den Prinzessinnen

reiten, lieber Eikstedt?“ wandte sich der Fürst dann in demselben erzwungen-leutseligen Ton an seinen Stallmeister.

„Zu Befehl, Durchlaucht.“ Eikstedt schnellte in die Höhe.

Die Prinzessinnen saßen auf einmal sehr gerade. Sogar Fräulein v. Olenhusen reckte sich.

„Fräulein v. Bredau will sich Ihnen anschließen?“

Nun wäre es an mir gewesen, das geistvolle „Zu Befehl, Durchlaucht“ zu entgegnen. Aber ich verzichtete und spielte weiter die Rolle der Stummen von Portici, die mir allmählich geläufig wurde.

„Aber welches Pferd soll denn Fräulein v. Bredau eigentlich reiten, Papa?“ fragte Prinzeß Luise. „Wir haben doch nur zwei Damenpferde?“

„Fräulein v. Bredau reitet jedes Pferd,“ fiel Eikstedt, der ein ärgerliches Zucken im Gesicht des Fürsten bemerkte, schnell ein.

„Die Verantwortung möchte ich denn doch nicht übernehmen, lieber Eikstedt,“ entgegnete der Fürst gemessen. „Wenn also mein Marstall für eure Sportgelüste nicht ausreicht, so mußt du zu Hause bleiben, Luise, bis ein drittes passendes Pferd vorhanden ist.“

Prinzeß Luise wurde dunkelrot. Tränen traten in ihre Augen, denn die Ritte sind ihr größtes Vergnügen. Der Gedanke, daß statt ihrer Prinzeß Antoinette zurücktreten könnte, schien niemand zu kommen.

Prinzeß Antoinette und Eikstedt schienen indessen auch wenig erbaut zu sein, morgen doch wieder zu dreien reiten zu sollen.

„Was mußtest du auch die alberne Redensart machen, Luise?“ fuhr Prinzeß Antoinette die Schwester an, als der Fürst sich in sein Privatzimmer zurückgezogen hatte. „Papa hätte gar nicht darauf geachtet, welches Pferd

Fräulein v. Bredau bekommt. Du verdirbst immer alles."

„Doch höchstens mir selber, da ich natürlich zu Hause bleiben muß und du nicht," antwortete Prinzeß Luise, die immer noch dem Weinen nahe war.

„Eigentlich geschieht dir damit ganz recht für deine Taktlosigkeit. Du sagst stets Sachen, die Papa ärgern müssen. Aber ich will sehen, ob ich ihm nicht doch die Erlaubnis abbetteln kann, daß Fräulein Lotta ein anderes Pferd reiten darf."

Mit einem raschen Blick verständigte sie sich mit Eikstedt und lief schnell dem Fürsten nach.

Bereits nach kurzer Zeit kam Prinzeß Antoinette sehr vergnügt zurückgetanzt. „Sieg — Sieg auf der ganzen Linie!" rief sie. Dabei faßte sie ihr luftiges rosa Seidenkleid mit beiden Händen an und chassierte in den Salon herein. Wie eine Sommerwolke bauschte sich der dünne Stoff um ihre feingliederige Gestalt.

Eikstedt sah sie wieder mit einem so verzückten Blick an, daß es mir heiß und dann wieder kalt den Rücken herunterrieselte.

„Was hast du denn erreicht?" fragte Prinzeß Luise.

„Alles, was ich wollte, süßes Schwesterchen. Du darfst mitreiten, Fräulein v. Bredau nimmt mein Pferd und ich —"

Hier machte Prinzeß Antoinette eine Kunstpause und lachte über ihr ganzes reizendes Gesicht.

„Ich darf Fenella besteigen," fuhr sie dann fort, „unseres durchlauchtigsten Herrn Papas geheiligtes Leibroß. Aber nur unter der Bedingung, daß der Herr Stallmeister sich keine Sekunde von meiner Seite rührt. — Wollen Sie das eidlich versprechen, Herr Stallmeister?"

Eikstedt hob drei Finger zum Schwur. Auch sein Gesicht strahlte.

„Das hast du ja wieder einmal sehr hübsch eingefädelt," sagte Prinzeß Luise langsam.

„Ist das der Dank, den Durchlaucht für Prinzeß Antoinettes Bemühungen haben?" fragte Eikstedt scharf.

„Den Dank an Antoinette abzustatten überlasse ich Ihnen, Herr v. Eikstedt," sagte Prinzeß Luise spöttisch.

Fräulein v. Olenhusen beteiligte sich mit keiner Silbe an dem Gespräch, sondern strickte so eifrig, als ob die abscheuliche Wollweste noch heute fertig werden sollte.

Ich zog klugerweise mein Sacktüchel und spuckte dreimal hinein. Denn wenn ich ausgesprochen hätte, was mir jetzt auf der Zunge lag, so hätte das Prinzeß Antoinette und ihrem Kavalier wohl wenig gefallen.

Als ich zu Bett ging, befürchtete ich noch einen heftigen Zank zwischen den durchlauchtigsten Schwestern mit anhören zu müssen, aber alles blieb mäuschenstill. Da kroch ich denn in mein spukhaft aussehendes Alkovenbett, dessen verblaßte grüne Seidenvorhänge geheimnisvoll knisterten, machte dem hochmütig-garstigen Ahnenbild an der gegenüberliegenden Wand eine respektlose lange Nase und drückte den Kopf in die Kissen. Der erste Tag meines Hofdienstes war glücklich überstanden.

Morgen will ich versuchen, Prinzeß Luises Zutrauen zu gewinnen. Noch sieht sie mich immer so schief von der Seite an, weil sie befürchtet, ich sei auch bereits dem Zauber der schönen Schwester verfallen.

Weit gefehlt. Das Spiel der kleinen durchlauchtigsten Katze habe ich durchschaut, und wenn ich kann, will ich ihr's verderben.

Grüße Irene, Tantchen, von

Deiner Lotta,
zurzeit Probehofdame.

Siebzehntes Kapitel.

Zeitig am Morgen hielten die vier Pferde vor der Tür. Die Prinzessinnen und ihr Begleiter ritten ab. Voran Eikstedt mit Prinzeß Antoinette auf des Fürsten Rappstute Fenella. Von Angst oder Unsicherheit konnte man nichts an der Reiterin bemerken. Sie saß mit tadelloser Eleganz im Sattel. Auch Fenella ging sanft und ruhig. Die Vorsicht, mit der Eikstedt Prinzeß Luise und Lotta bat, nicht zu nahe heranzureiten, damit Fenella nicht scheu werde, erschien daher etwas übertrieben. Freilich hatte ja der Fürst seinem Stallmeister befohlen, sich nicht von Prinzeß Antoinettes Seite zu rühren. Dem Befehl kam der junge Offizier pünktlichst nach.

Kaum auf Schußweite vom Schloß entfernt, entschwanden beide den Augen der Zurückgebliebenen gänzlich.

Der dicke Lakai, der hinter Prinzeß Luise und Lotta herritt, genügte nach Eikstedts Ansicht vollkommen zu ihrem Schutz.

Eikstedts Benehmen verdroß Lotta. Sie fand es schwach und unmännlich, daß er sich so ausschließlich seiner Leidenschaft hingab und darüber alle anderen Pflichten und Rücksichten vergaß.

Aber ihre Verstimmung hielt nicht lange an. Der Ritt erheiterte sie schnell. Aus dem Park heraus ging's über eine weite grüne Wiese in den Wald hinein. Dies Dahinschweben auf einem leichtfüßigen, gefügigen Pferd war herrlich. Die Stämme der mächtigen alten Kiefern warfen lange Schatten über das taufeuchte, von den Strahlen der Sonne wie mit Gold durchtränkte Moos. Die Farnkräuter glänzten. Auf den rötlich gezackten Blättern der lang am Boden hin-

kriechenden Brombeerranken lagen kleine brillantenbesäte Spinnwebnetze wie vergessene Elfenschleier.

Noch mehr so schöne Galoppwiesen fanden sich, die Lottas lautes Entzücken hervorriefen. Auch Prinzeß Luise, die erst einsilbig und verstockt kaum die an sie gestellten Fragen beantwortete, taute immer mehr auf, als sie im Schritt einen schmalen, durch die vielen feuchten Tannennadeln schlüpfrigen Weg dicht nebeneinander reiten mußten.

Um sie zutraulich zu machen, erzählte Lotta von dem traurigen Grund, weshalb sie keine Heimat mehr besitze. Prinzeß Luise bedauerte das, konnte sich aber doch nicht recht in die ihr fremden Verhältnisse hineindenken. Dafür war sie eben Prinzessin.

„Sie haben doch noch eine Mutter, Fräulein v. Bredau,“ sagte sie endlich mit einem tiefen Seufzer. „Vielleicht finden Sie sich noch einmal zu ihr zurück. Aber meine Mutter ist tot, und sogar die Erinnerung an sie wird mir oft vergiftet.“

„Weshalb denn das, Prinzeß?“

„Weil es bei allem heißt: Deine verstorbene Mutter hat das so gewünscht — auch wenn's glatt gelogen ist.“

Jetzt zitterte Prinzeß Luise bereits wieder vor Erregung. Ihr Gesicht wurde ganz blaß. „Neulich war mein zweiundzwanzigster und Antoinettes zwanzigster Geburtstag,“ fuhr sie überstürzt fort. „An dem Tage gab Papa ihr Mamas Schmuck — ihr, trotzdem sie die Jüngere ist. Sie bekam Perlen und Brillanten, ich ein paar wertlose Kleinigkeiten. Er las mir wohl die Enttäuschung vom Gesicht, denn er entschuldigte sich ein wenig verlegen mit den Worten: ‚Deine Mutter hat gewünscht, daß Antoinette ihren Schmuck bekommt.‘

‚Woher weißt du das, Papa?‘ wagte ich zu fragen.

‚Antoinette erzählte mir's, daß eurer Mutter Kammerfrau ihr das gesagt habe.'

Ich schwieg, denn in Papas Gegenwart ist mir der Hals immer wie zugeschnürt. Aber ich weiß genau, daß dies eine freche Lüge von Antoinette war."

„Können Prinzeß denn nicht die Kammerfrau fragen?"

„Die ist ja auch schon tot!" sagte Prinzeß Luise mit bitterem Lachen. „Oh, Antoinette schreckt vor nichts zurück, wenn sie sich einen Vorteil sichern will, vor keiner Schlechtigkeit und keiner Lüge. Papa glaubt ihr blind, weil sie hübsch und Mama ähnlich ist. Aber innerlich gleicht sie ihr kein bißchen. Mama war ein Engel und liebte mich nicht weniger — nein, mehr wie Antoinette."

„Davon bin ich überzeugt, Prinzeß," versicherte Lotta aufrichtig. „Fräulein v. Olenhusen tut das auch und ich ebenfalls."

Damit hatte sie das verbitterte Herz gewonnen. Wie ein Sturzbach ergossen sich jetzt Prinzeß Luises Klagen über zahllose Zurücksetzungen und Ungerechtigkeiten des Vaters. Sie war so aufgeregt, daß Lotta erschrak und sich vergeblich bemühte, sie zu beschwichtigen. „Er soll's aber jetzt wissen, wie er von Antoinette betrogen wird," rief Prinzeß Luise endlich außer sich. „Ich werde sie und Eikstedt belauern, und wenn ich sie ertappe, dann hole ich Papa. Ehe der es nicht mit eigenen Augen sieht, glaubt er's doch nicht, wie er hintergangen wird. Und Sie sollen mir helfen, Lotta."

Aber die weigerte sich hartnäckig, denn mit dergleichen Angebereien wollte sie nichts zu tun haben.

Prinzeß Luise nagte ärgerlich an ihrer Unterlippe, aber schließlich meinte sie leichthin: „Nun, ich bringe das auch allein fertig."

„Warum wollen Prinzeß eigentlich Eikstedt und

Prinzeß Antoinette durchaus trennen?“ fragte Lotta. „Die Heirat ist zwar nicht standesgemäß, aber wenn Prinzeß Antoinette auf ihren Rang verzichten will, ist das doch schließlich ihre Sache.“

Prinzeß Luise lachte. „Wie naiv Sie sind! Antoinette denkt gar nicht daran, Eikstedt zu heiraten. Sie läßt sich nur gern bewundern und ruht nicht eher, als bis jeder Herr ihr die Cour macht. Ich will aber nicht, daß sie sich mit Eikstedt kompromittiert, denn im stillen hoffe ich immer noch, daß irgend ein Prinz sich in ihr Puppenlärvchen vergafft und sie heiratet. Ist sie aus Werneburg fort und ich bin allein mit Papa, gewinnt er mich vielleicht lieb.“

„Prinzeß Antoinette käme doch auch fort, wenn sie Eikstedt heiratet!“

„Das gibt Papa niemals zu. Eher schießt er Eikstedt tot,“ versicherte Prinzeß Luise so voller Überzeugung, daß es Lotta kalt überlief, obgleich sie sich sagte, daß im zwanzigsten Jahrhundert auch Fürsten die überlästigen Freier ihrer Töchter nicht so einfach abschießen dürfen, wie das in der guten alten Zeit vielleicht Brauch war.

Aber in Werneburg steckte noch ein hübsches Stück Mittelalter. Auf der Jagd geht leicht einmal eine Kugel fehl! Die roten Buchenblätter sahen wie in Blut getaucht aus, die gelben rauschten so schwermütig vom frühen Sterben und Vergehen.

„Man müßte den Fürsten warnen,“ riet Lotta aus diesen Gedanken heraus.

„Ganz überflüssig. Der glaubt doch nur das, was sein Goldkind ihm vorlügt,“ versicherte Prinzeß Luise. „Nur wenn er sie selbst überrascht, werden ihm die Augen aufgehen.“

Sie war so fest in diese Idee verrannt, daß nichts sie davon abbringen konnte.

Der Rest des Rittes verlief schweigsam. Erst am Eingang des Parkes trafen sie wieder mit Eikstedt und Prinzeß Antoinette zusammen. Die Wangen der schönen Reiterin glühten, der Hut saß ein wenig schief, die Locken waren zerzaust.

„Da seid ihr ja!“ rief sie lustig. „Heute war es himmlisch! Fenella geht vorzüglich als Damenpferd.“

„Ganz tadellos,“ bestätigte Eikstedt. Er sprach wie im Traum. In seinen Augen lag solche Glückseligkeit, daß Lotta eine Sekunde ihre Hand fest aufs Herz drückte, um das ungestüme, schmerzliche Pochen zu beschwichtigen.

Als Eikstedt ihr vom Pferde half und auch sie in seinem Glücksrausch besonders freundlich ansah, gab sie ihm den Blick so finster zurück, daß es ihm auffiel.

„Sind Sie mir böse?“ fragte er unwillkürlich.

„Böse? Nein. Welches Recht habe ich, Ihnen böse zu sein?“ entgegnete sie kalt, indem sie ihm fest in die Augen sah. „Aber ich warne Sie. Sie spielen ein gefährliches Spiel, bei dem Sie nichts gewinnen und nur alles verlieren können.“

„Was sollte ich verlieren?“ lachte er siegesbewußt.

Die Prinzessinnen verschwanden in der Vorhalle des Schlosses, in der Fräulein v. Olenhusen sie mit sanften Vorwürfen über das zu lange Ausbleiben empfing. Eikstedt und Lotta standen daher augenblicklich allein auf dem grauen Steinhof, über den die spielenden Lindenwipfel Licht und Schatten hinzucken ließen.

„Was soll ich verlieren?“ wiederholte er noch einmal halb im Scherz.

„Ihre Ehre!“ entgegnete Lotta ernst. Ohne ihm Zeit zur Antwort zu lassen, raffte sie ihr Reitkleid zusammen und ging den Prinzessinnen nach.

Eikstedt blieb stehen. Sein Fuchs drängte un-

geduldig den anderen Pferden nach, riß am Zügel, tänzelte hin und her. „Meine Ehre verlieren?“ dachte der junge Offizier. „Was kann sie damit meinen? In der Liebe und im Kriege ist jedes Mittel recht, wenn's zum Siege führt. Im Grunde ist mir dies Versteckspiel gewiß verhaßt, und heute lieber wie morgen sagte ich dem Fürsten alles. Aber sie will es so. Und welches Opfer brächte ich ihr nicht?“

Aber Lottas Worte hatten doch tieferen Eindruck auf ihn gemacht, als er sich selber eingestehen wollte.

Sobald er sich wieder einmal beim Reiten mit Prinzeß Antoinette absondern konnte, bat er sie dringend um ihre Erlaubnis, endlich offen mit dem Fürsten reden zu dürfen.

Aber davon wollte sie durchaus nichts wissen. „Du würdest nur alles verderben,“ behauptete sie. „Papa muß ganz allmählich herumgebracht werden. Da sind jahrhundertelange Vorurteile zu überwinden. Das geht nicht von heute auf morgen.“

Das wußte er wohl, und seufzend geduldete er sich weiter.

Aber der stets mahnende Vorwurf, den er in Lottas Augen las, beunruhigte ihn.

Unwillkürlich beschäftigten sich dadurch seine Gedanken mehr mit ihr als sonst. Sein Urteil über sie fing allmählich an sich zu ändern. Er hatte sie bisher für eine offene, aber oft unangenehm schroffe Natur gehalten, für einen Menschen, der stets rücksichtslos mit dem Kopf durch die Wand ging. Jetzt konnte er ihr seine Anerkennung nicht versagen. Denn in den schwierigen Verhältnissen hier benahm sie sich stets taktvoll und mit ruhiger Sicherheit, obgleich Prinzeß Luises Launen, des Fürsten Absonderlichkeiten, Fräulein v. Olenhusens veraltete Ansichten einem so ungestümen Wesen

wie Lotta oft schwer erträglich sein mußten. Auch die Gelassenheit, mit der sie ganz beiläufig einmal erwähnte, daß sie ohne den geringsten Zuschuß von zu Hause, nur mit dem geringen Taschengeld, das der Fürst bewilligt habe, auskäme und auch in Zukunft, falls ihre Stellung hier keine dauernde sein sollte, sich stets auf eigene Füße zu stellen gedächte, imponierte ihm, dem reichen, verwöhnten Glückskind, dem pekuniäre Schwierigkeiten nie nahe getreten waren, nicht wenig.

Daß sie schwer unter der Entfremdung mit ihrer Mutter, ihrer freiwilligen Verbannung aus ihrem geliebten Machow und dem Leichtsinn ihrer Geschwister litt, das merkte er deutlich. So oft Briefe von den Ihrigen eintrafen, war sie für den Rest des Tages still und blaß.

Sehr kurz oder sehr ausweichend beantwortete sie die Fragen, die seine Teilnahme ihn in solchen Stunden an sie richten ließ. Auf Umwegen erfuhr er aber doch, daß Jobst natürlich in Hannover wieder beträchtliche Schulden gemacht, Brand sich aber geweigert habe, diese zu bezahlen. Während des Weihnachtsurlaubs seien beide deswegen heftig aneinandergeraten, und Jobst ließe seitdem nichts mehr von sich hören. Die Briefe, die die Mutter darüber an Lotta schrieb, klangen so erbittert und unglücklich, daß es dem jungen Mädchen das Herz zerreißen mußte.

Von Irene ließ sich auch nicht viel Erfreuliches melden. Sie konnte die Langeweile in Rosenhagen nicht länger ertragen und war sehr gegen den Wunsch des Gatten in die Schweiz gereist, empört darüber, daß dieser es rund abgeschlagen hatte, ihr die Kinder dorthin mitzugeben.

Grote saß in Berlin in einer billigen Mietwohnung und arbeitete von früh bis spät, denn sein Geschick hatte

ihn in die Eisenbahnabteilung des Generalstabs verschlagen, in der die erdrückende Arbeitsüberlastung selbst den fleißigsten Arbeiter an die Grenzen des Wahnsinns treiben kann.

Zum Briefeschreiben blieb ihm keine Zeit. Eine flüchtige Karte erhielt Lotta einmal, in der er nur ziemlich bedrückt meldete, er habe wenig zuverlässige Dienstboten in Berlin gefunden, und das Klima scheine den Kleinen nicht gut zu bekommen.

„Er ist ein Esel, und Irene verdient Prügel!“ Mit dieser drastischen Kritik knäulte Lotta die Ansichtskarte des Schwagers zusammen.

Der große Moment des Tages, wenn der Postbote durch den Schnee den Berg zum Schloß hinaufstampfte, brachte ihr selten Erfreuliches, meist nur Bedrückendes und Wehtuendes.

Der Winter war recht still und einförmig. Die Prinzessinnen, namentlich Antoinette, hatten sicher darauf gerechnet, wieder einmal bei verwandten Höfen tanzen zu können, aber der Fürst erklärte, kein Geld für Reisen und Toiletten zu haben. Er brauchte notwendig anderes, vor allem ungarische Hirsche, Wildsauen und sibirische Rehböcke, um den Werneburger Wildstand aufzufrischen. Dafür gab er sein Geld jedenfalls lieber aus als für Seidenkleider und Vergnügungen der Töchter. Sogar Prinzeß Antoinettes Schmeicheln und Schmollen änderte diesmal nichts daran. Solange der Frost anhielt und auf dem Teich Schlittschuh gelaufen, auf der weißen Schneedecke Schlitten gefahren werden konnte, Park und Forst im glitzernden Rauhreif schön wie ein Weihnachtsmärchen erschienen, ließen sich die kurzen Wintertage ertragen; aber ewig lang wurden oft die Abende, die dem ersten, von Lotta beschriebenen aufs Haar glichen.

Nur von der Jagd wurde geredet oder eine lautlose Schachpartie gespielt. Prinzeß Antoinette gähnte oft dabei unzähligemal durch ihr feines Näschen. Es kam Lotta überhaupt so vor, als ob die verwöhnte kleine Schönheit anfinge, Eikstedts Anbetung, wenn auch nicht lästig, doch ein wenig ermüdend und jedenfalls nicht ausreichend für ihre Unterhaltung zu finden. Fortgesetzt beklagte sie sich, auch in seiner Gegenwart, über die trostlose Langeweile ihres Lebens, zu der sie verurteilt sei. Trotzdem wollte sie aber nie etwas davon wissen, die schläfrige Winterstille des Schlosses durch ein Eingeständnis ihrer Liebe zu unterbrechen. Das hätte doch jedenfalls einen aufrüttelnden Sturm gegeben, der das alte Schloß bis in seine Grundmauern erschüttern mußte. Scheute sie davor zurück, fürchtete sie die Unbeugsamkeit des Vaters, oder war wirklich alles nur ein Spiel, ein Zeitvertreib, um die gähnende Leere ihres durch keine ernste Tätigkeit ausgefüllten Tages zu kürzen? Prinzeß Luise behauptete das, und Lotta mußte ihr innerlich recht geben.

Auf die Dauer hielt Lotta dieses von einer Mahlzeit zur anderen sich abspinnende Dasein nicht aus. Für die Toilettensorgen der Prinzessinnen besaß sie ebensowenig Interesse wie für Fräulein v. Olenhusens ewige Strickerei. In Machow hatte sie sich stets lebhaft für den Garten interessiert. Auch hier ging sie jetzt alle Tage mit dem alten Hofgärtner durch die Anlagen und die Gewächshäuser, ließ sich alles erklären und zeigen. Ihr Geschick, Blumensträuße zu binden, Vasen geschmackvoll zurechtzumachen, fiel allgemein auf. Sogar der Fürst bewunderte es. Jeder glaubte indessen, sie betriebe ihre Gartenstudien und Blumenbindereien nur zum Spaß und belächelte ihre neueste Marotte.

Aber Lotta war's bitter ernst damit.

„Zur Hofdame passe ich nicht," erklärte sie freimütig, als man sie mit ihren Gartenstudien neckte. „Geld habe ich, solange meine Mutter lebt, nicht. Selbständig will ich sein. Warum soll ich mir nicht einmal eine eigene Gärtnerei anlegen und mir damit mein Brot verdienen? In Machow beaufsichtigte ich den Garten seit Jahren. Hier beim Hofgärtner bin ich in der besten Schule und lerne täglich Neues."

Der Fürst zog mißbilligend die Stirn kraus, und Fräulein v. Olenhusen bejammerte Lottas Geschick, das sie auf solche extravaganten Einfälle geraten ließe. „Was würde Tante Lilli dazu sagen?" schloß sie.

„Mir recht geben und neue Rosensorten bei mir bestellen," entgegnete das junge Mädchen schlagfertig in ihrer kurz angebundenen Art.

„Jedenfalls wäre ich Ihnen dankbar, Fräulein v. Bredau, wenn Sie sich in nächster Zeit des Tafelschmucks annehmen wollten," sagte der Fürst, „damit wir nicht Heringsalatbeete auf dem Tisch haben, wenn unser Gast eintrifft."

Ein Gast!

Die Prinzessinnen horchten auf. Wer war das, der der Langeweile von Werneburg trotzen wollte?

„Wer kommt denn, Papa?" fragte Antoinette. „Gewiß wieder irgend ein Jagdfreund von dir, der nichts will als Wildschaden verhüten."

Der Fürst lachte. Er war in merkwürdig leutseliger Stimmung heute. Wahrscheinlich weil er eine beträchtliche Anzahl von Vier- und Zweifüßlern in den letzten Tagen vom Leben zum Tode befördert hatte. „Nun auf Jagd wird unser Gast gewiß auch gehen," erwiderte er, indem er mit umständlicher Langsamkeit die Ananasschnitte auf seinem Glasteller mit dem Obstmesser zerlegte. „Unser Vetter, Prinz Albrecht Freudenberg,

will herkommen. Er macht eine Verwandtenreise und wird in einigen Wochen hier eintreffen."

Ein schneller Blick der Prinzeß Antoinette huschte zu Eikstedt hinüber. Der saß ganz still und sah nicht auf. Die senkrechte Falte auf seiner Stirn vertiefte sich. Der Besuch eines jungen Prinzen konnte nur eine Bedeutung haben. Der Prinz ging auf Freiersfüßen und sollte sich seine zwei Basen besehen. Prinzeß Luise kam kaum in Betracht. Also konnte es sich nur um Prinzeß Antoinette handeln.

Die blieb anscheinend aber sehr kühl. „Der kommt also?" meinte sie gleichgültig. „Vor einigen Jahren sahen wir ihn in Clausberg. Damals war nicht viel mit ihm anzufangen."

„Prinz Albrecht ist seitdem viel gereist. Er hat überdies jetzt die Anwartschaft auf einen Thron," entgegnete der Fürst. Eine leise Mißbilligung klang durch seine Stimme. Er liebte keine Kritiken an fürstlichen Personen in Gegenwart von Untergebenen. „Solche große Aufgabe reift und vertieft."

Lotta bückte sich rasch nach ihrer Serviette, sonst wäre sie sicher mit Lachen herausgeplatzt. Sie fing Eikstedts Blick auf und bemerkte auch das humoristische Zucken um Fräulein v. Olenhusens Mundwinkel, denn das Ländchen, dessen Thron Prinz Albrecht Freudenberg dereinst besteigen sollte, besaß kaum den Umfang eines mäßigen Landratkreises, und wenn im Nachbarstaat Kaffee gebrannt wurde, so konnte man das in Freudenberg ausgiebig riechen.

Da seit einer Reihe von Jahren, nach dem Tode der Fürstin, Schloß Werneburg keine Gäste beherbergt hatte, so war die ganze fürstliche Hofhaltung natürlich in heller Aufregung über diese Aussicht. Der Koch machte von früh bis abends neue Experimente. Der

Gärtner beschäftigte sich mit dem Entwurf eines Frühbeetes auf dem Rasenplatz unter den Fenstern der Zimmer, die Prinz Albrecht bewohnen sollte. Der Haushofmeister setzte eine Liste aller Gegenstände auf, die zur Ergänzung des Tafelservices notwendig waren.

Die Prinzessinnen erbaten neue Toiletten. Der Fürst, der sich sonst jede Mark, die nicht für Jagdzwecke ausgegeben werden sollte, mühsam abringen ließ, bewilligte alles. Sogar Eikstedts Vorschlag, ein Paar neue Jucker anzuschaffen, fand kaum nennenswerten Widerspruch.

„Das hat etwas zu bedeuten. Wenn der Fürst für den Marstall Ausgaben macht, dann weiß er genau, weshalb und wozu," meinte Eikstedt mißtrauisch. Er ging neben Prinzeß Antoinette durch den Garten.

Sie hatten Lotta zugesehen, die dem Obergärtner half, Gloxinien umzupflanzen, während Fräulein v. Olenhusen und Prinzeß Luise im Städtchen notwendige Einkäufe machten.

„Natürlich werden alle diese Extraausgaben nur dem durchlauchtigsten Vetter zu Ehren gemacht," stimmte Prinzeß Antoinette lustig bei. „Sowie er fort ist, wird das Silber weggeschlossen, die Jucker werden verkauft, unsere neuen Kleider in den Schrank gehangen, bis sie vermodern. Nun, es ist doch eine Abwechslung in diesem tristen Dasein."

„Antoinette!" Eikstedt blieb stehen. Sie waren jetzt weit genug vom Schloß und Gewächshaus entfernt, um nicht mehr gesehen oder gehört werden zu können. „Wenn dir dein Dasein hier traurig erscheint, warum läßt du mich nicht endlich versuchen, es dir schöner, glücklicher zu machen?"

„Das tust du doch!" Ihre kleine Hand stahl sich in seine. „Ohne dich wär's ja gar nicht auszuhalten."

„Geliebte!“ Er zog sie in seine Arme und bedeckte ihr Gesicht mit Küssen. „Ahnst du nicht, zu welchen Folterqualen du mich verurteilst? Immer nur in flüchtigen, gestohlenen Minuten dich sehen zu dürfen, ab und zu einen Kuß —“

„Ich dächte, deren gäb's genug!“ Sie sah ihn neckend von der Seite an.

„Ganz mußt du mir gehören, Antoinette. Dieser Zustand ist unerträglich für mich. Laß mich mit deinem Vater sprechen, ehe dieser Vetter mit dem Zukunftsthron eintrifft und alles erschwert!“ bat er.

„Ums Himmels willen nicht!“ Erschrocken legte sie die Hand auf seinen Arm. „Papa ist jetzt so guter Laune. Er hat mir erlaubt, in Wien meine Toiletten zu bestellen — bei der Spitzer in Wien. Ich sage dir, das werden Toiletten!“ Sie küßte ihre zierlichen Fingerspitzen.

„Antoinette, ich sprach von meiner Liebe und nicht von deinen Kleidern.“

Aber sie hörte gar nicht auf ihn. „Papa wäre imstande, die Toiletten wieder abzubestellen,“ fuhr sie mit lebhafter Besorgnis fort. „Versprich mir also, unbedingt zu schweigen!“

„Wie lange soll das noch dauern?“

„Laß wenigstens erst den Prinzen wieder fort sein. Wenn der mich nicht haben will, läßt Papa unsere Verlobung vielleicht eher zu. Dann gibt er mich gern billiger weg.“

„Der Fall, daß du dem Prinzen nicht gefällst, ist undenkbar.“

„Wer weiß! Vielleicht findet er Luise angenehmer?“

„Noch undenkbarer. — Antoinette, du spielst mit mir, und mir ist so bitter ernst zumut!“

„Ach, nur nicht immer ernst! Lustig soll die Liebe

sein!" Sie gaukelte vor ihm her in ihrem blaßblauen Kleid wie ein Schmetterling.

Er haschte nach ihr und hielt sie fest. „Du sollst und mußt mich heute zu Ende hören!" fuhr er in so bestimmtem Ton fort, daß sie mit einem kleinen Seufzer der Ergebung neben ihm blieb. „Ich weiß genau, daß meine Bitte um deine Hand dem Fürsten wie eine ungeheure Anmaßung erscheinen muß. Aber Geliebte, du bist nicht die erste, die ihren Rang aufgibt, um den Mann, den sie liebt, zu heiraten. Wenn dein Vater nicht will, daß ich Offizier bleibe, sondern mich ankaufen soll, so bin ich dazu bereit. Nach unseren Begriffen bin ich vollkommen in der Lage, dir annähernd den Komfort zu bieten, an den du gewöhnt bist."

„Hoffentlich mehr!" lachte sie mit heiterem Spott. „In Werneburg sind alle Möbel wurmstichig, die Diener halb taub und die Pferde blind und lahm — wenigstens waren sie es, bevor du herkamst."

„Du wirst nichts entbehren, sondern viele Freuden und Genüsse kennen lernen, von denen du jetzt hinter eurer chinesischen Mauer keine Ahnung hast."

„Klingt alles sehr verlockend. Ich bin ja auch ganz deiner Ansicht, mach's nur Papa klar."

„Das will ich ja gerade."

„Aber jetzt noch nicht. Erst muß der Prinz wieder fort sein."

„Und wenn der um dich anhält?"

„Dann bekommt er einen Korb."

„Vielleicht von dir. Von deinem Vater ganz gewiß nicht. Antoinette, siehst du denn nicht ein, wie viel schwieriger es sein wird, deinen Vater umzustimmen, wenn unsere Liebe ihm die Hoffnung, dich diesem Kronprätendenten zu verheiraten, zuschanden macht?"

„Im Gegenteil — das wird ihn von dem Ernst

meiner Liebe für dich überzeugen, wenn er sich sagen muß, daß ich sogar diese gute Heirat deswegen ausschlug. Laß mich nur sorgen. Ich weiß am besten, wie Papa zu behandeln ist. — Verdirb mir doch die schöne Zeit nicht!“ schmeichelte sie weiter, als er stumm blieb. „Es ist ja so selten lustig in Werneburg. Und dann denke daran, wie oft wir allein sein können, wenn Prinz Albrecht mit Luise —“

„Mit deiner Schwester? Nein, dir wird er nicht von der Seite weichen,“ antwortete Eikstedt kurz. Ein unbestimmter Argwohn tauchte in ihm auf. Er drehte sich um und nahm plötzlich Antoinettes Kopf in beide Hände. „Betrügst du mich?“ stieß er leidenschaftlich hervor. „Möchtest du nicht doch vielleicht die standesgemäße Partie lieber eingehen und hast dich nur über mich blindgläubigen Narren amüsiert?“

Sie sah ihn groß an mit ihren schimmernden Augen. Dann legte sie beide Arme um seinen Hals und küßte seinen Mund ohne jede andere Antwort.

Und er trank diese süßen, heißen Küsse wie ein berauschendes Gift in sich hinein. Über der Wonne, sie in seinen Armen zu halten, vergaß er alle in ihm bohrenden Zweifel und Sorgen.

Achtzehntes Kapitel.

Prinz Albrecht und sein Adjutant, Hauptmann v. Senden, waren angekommen. Der Kammerherr v. Lebrecht und Eikstedt mußten ihn am Bahnhof empfangen.

Der Fürst erwartete seine Gäste im Eingang des Schlosses. Er begrüßte den Prinzen mit ungewöhnlicher Herzlichkeit. Dann stellte er ihn sofort seinen Töchtern vor. Das Frühstück wurde im engsten Familien-

kreise in den Privatzimmern des Fürsten eingenommen. Alle Abend waren sämtliche Fenster der Hauptfassade des Schlosses hell erleuchtet und sandten grelle Strahlen in die Nacht hinaus.

In das Rauschen der alten Linden im Park, die in frischem Frühlingsgrün prangten, mischte sich ein süßes Singen und Klingen. Vier böhmische Geiger saßen auf der von Orangenbäumen verkleideten Estrade und spielten weich und leise alte Volkslieder. Man merkte kaum, wo die Töne herkamen. Mitten in das Summen und Surren der heute ungewöhnlich lebhaften Konversation klang die Musik weich und klagend mit der unbewußten Melancholie, die fast allen Volksliedern anhaftet.

Eigenartig schön nahm sich der sonst stets verschlossene weiße Saal aus, in dem gespeist wurde. In allen Regenbogenfarben schimmernd, wie aus Brillantenstaub zusammengewoben, schwebten die venezianischen Kronleuchter aus geschliffenem Glas über der Tafel. Dabei war das Licht weder grell noch blendend, sondern weich, fast gebrochen, jede Härte ausschließendes rosaumflortes Wachskerzenlicht.

In diesem zart diskreten Schein sah niemand die vielen klaffenden Risse und abgebröckelten, schadhaften Stellen an der weißen Stukkatur der Wände und Decke. Die Fadenscheinigkeit des wunderfeinen gelblichen Damastgedecks verschwand unter der Fülle der darüberliegenden Blüten.

Dieser Blumenschmuck bildete die reizendste Zier des Tisches. Lotta hatte ihn erdacht. Goldgelber, schwer duftender Ginster und weiße Rosen, die jetzt zu Tausenden an den Mauern des alten Schlosses hochkletterten, lagen über die lange Tafel verstreut.

In der Mitte des Tisches saß der Fürst mit dem

blauen Band seines Hausordens über dem Frack, ganz Würde und Standesbewußtsein. Ihm gegenüber sein Gast, Prinz Albrecht, nach Ansicht vieler Leute nicht sehr fürstlich aussehend. Doch hätten schärfere Beobachter dieser Meinung wohl nicht unbedingt beigestimmt. Der Prinz war mittelgroß und für seine Jugend bereits ziemlich stark, hatte kurzes, krauses, rötliches Haar. Die Züge waren gewöhnlich, der Mund unter dem hochgebürsteten Schnurrbart stark aufgeworfen. Das Kinn in der Mitte geteilt. Der Ausdruck des Gesichts hochmütig und selbstbewußt. Er sprach kurz abgebrochen, im Ton vollkommener Sicherheit über alles Erdenkliche. Durch Sachkenntnis waren seine Ansichten nicht weiter getrübt. Die Unterhaltung führte er fast allein, erzählte von seinen Reisen und Jagderlebnissen. Letztere interessierten den Fürsten natürlich lebhaft.

Die Prinzessinnen waren zu wenig daran gewöhnt, in Gegenwart des Vaters mitzusprechen, daher blieben sie auch heute ziemlich schweigsam.

Der Prinz saß zwischen beiden Schwestern. Prinzeß Luise wurde nach ein paar kurzen Anreden kaum mehr von ihm beachtet. Aber Prinzeß Antoinette, die in ihrem weißen Kreppkleid mit den Brillanten und Perlen ihrer verstorbenen Mutter wie eine Märchenfee aussah, schien ihm sichtlich zu gefallen. Seine Augen streiften oft ihr reizendes Gesicht. Nach jedem Glase Sekt wurden diese Blicke länger und heißer, seine Anreden häufiger und, wie es Eikstedt vorkam, dreister.

Antoinettes girrendes Taubenlachen mischte sich immer öfter als süßester Ton in die einschmeichelnde Musik. Ihre Wangen glühten rosig. Die unverhohlene Bewunderung des Prinzen schien ihr offenbar großen Spaß zu machen.

Eikstedt, der neben Lotta am unteren Ende des Tisches saß, preßte die Lippen fest zusammen. Ein Sturm von Liebe, Groll und Haß durchtobte sein Inneres.

Lotta sah seine Aufregung deutlich an den geschwollenen Adern seiner Schläfen, dem nervösen Zucken der Muskeln des Unterkiefers. Vergeblich versuchte sie seine Aufmerksamkeit abzulenken. Er hörte kaum zu, wenn sie etwas sagte, und gab ihr und dem Hauptmann v. Senden einsilbige, inhaltlose Antworten. Immer mehr machte sein Gemütszustand den Eindruck einer tiefen Verstimmung, die aus einer mühsam niedergekämpften inneren Unruhe entsprang.

In desto gehobenerer Laune befand sich Fräulein v. Olenhusen. Alles war heute gut ausgefallen. Die Leistungen des Koches waren über jedes Lob erhaben. Der Tafelschmuck sah entzückend aus. Die Heiterkeit des Fürsten ließ nichts zu wünschen übrig, denn Prinz Albrecht schien sich von der ersten Stunde an für die ihm zugedachte Prinzeß Antoinette zu interessieren. Wenn die nur erst standesgemäß untergebracht war! Fräulein v. Olenhusens Brust hob ein tiefer Seufzer der Erleichterung. Dann konnte sie endlich auf ihren Lorbeeren für den Rest ihres Lebens in angenehmer Beschaulichkeit ausruhen. Denn mit Prinzeß Luise allein war sie von jeher gut fertig geworden. Bitter leid tat die ihr heute freilich wieder. Statt der kostbaren Perlen und Brillanten trug sie einen grünlichen Türkisenschmuck in recht plumper Fassung, und ihrer blauseidenen Toilette sah man die Werneburger Schneiderin deutlich an, während Prinzeß Antoinettes weiße Kreppfalten mit echtem Wiener Schick an ihrer graziösen Gestalt herabfielen.

Kein Wunder, daß Prinzeß Luise nur mühsam ihren Ärger verbiß, wenn sie ihren Anzug mit dem der

Schwester verglich, bei dessen Anschaffung der Fürst diesmal den Kostenpunkt völlig unberücksichtigt gelassen hatte. Wenn der Blick ihrer kurzsichtigen Augen die entzückende Gestalt der Schwester traf, dann zuckte ein böses Licht darin auf.

Auch das bemerkte Lotta, und ein unheimliches Gefühl beschlich sie, wenn sie Eiksteдts scharf gespannte Züge, Prinzeß Luises boshaft funkelnde Augen, Antoinettes Kokettieren und Prinz Albrechts verliebten Gesichtsausdruck beobachtete.

Ein eiserner Reifen lag um ihre Stirn und ein dumpfer Druck auf ihrer Brust. Sie hätte die unbehaglichen Empfindungen, die sie auch in der nächsten Zeit nicht verließen, nur mit dem Wort „Katastrophengefühl" bezeichnen können.

Prinz Albrecht schien sich sehr gut zu unterhalten. Die Umstände, die mit ihm gemacht wurden, sagten seiner Selbstherrlichkeit, Antoinettes Schönheit seinen Sinnen zu. Der alte Fürst war zwar nach Ansicht des jungen Prinzen ein lederner Patron, aber die vorzügliche Jagd behagte ihm desto besser. Jeden Morgen vor Tau und Tag ging's auf den Rehbock oder gar, wenn die ersten Frühnebel noch um die rissigen Fichtenstämme wehten, zur Birkhahnbalz. Nach einem ausgiebigen Frühstück ein erquickender Schlaf, zu dem guten Mahl mittags und abends eine bildschöne Nachbarin.

Ei, so ließ sich die gähnende Langeweile Werneburgs, vor der man ihn gewarnt hatte, schon aushalten.

Dem Fürsten dauerte der Besuch reichlich lange. Sein Weinkeller leerte sich bedenklich, und daß Prinz Albrecht ihm die stärksten Böcke vor der Nase wegschoß, war auch nicht der Zweck seiner Anwesenheit, sondern es galt Antoinettes Verlobung mit ihm. Die Gefühle

seiner Tochter erwog der Fürst nie. Die kamen bei der gewünschten Heirat gar nicht für ihn in Betracht. Er stammte wirklich noch aus der „guten alten Zeit“, in der man nur auf den Reichtum des Bräutigams und Standesgleichheit bei einer Verbindung sah.

Da Prinz Albrecht keine besondere Vorliebe fürs Reiten besaß, so ermunterte der Fürst Antoinette oft, mit auf den Anstand zu gehen. Er, der sonst so streng auf Etikette hielt, fand nichts dabei, daß sie jetzt fast täglich in einem ziemlich kurzen Tuchrock und derben juchtenledernen Schnürstiefelchen mit dem Prinzen in den Wald und durch nasse Wiesen ging, weil er bestimmt hoffte, daß das Alleinsein mit dem reizenden Mädchen dem Prinzen das erlösende Wort bald von den Lippen locken würde.

Aber Prinzeß Antoinette wußte das bisher trotz aller Koketterie geschickt zu verhindern. Innerlich war sie ja längst entschlossen, die Werbung des Prinzen anzunehmen. Aber was sollte sie dann mit Eikstedt anfangen? Gewiß konnte sie ihm den Laufpaß geben, ohne seinen Verrat befürchten zu müssen. Dazu war er zu ritterlich. Aber sie wollte ihn nicht gern ganz aufgeben und auch den Prinzen nicht abweisen.

Vorläufig wich sie Eikstedt, so oft sie konnte, aus. Aber auf die Dauer ließ sich das nicht durchführen. Eikstedts Miene wurde täglich finsterer, des Prinzen Anspielungen deutlicher.

Der junge Offizier war endlich fest entschlossen, eine Aussprache zu erzwingen. Beinahe im Ton des Befehls schrieb er Prinzeß Antoinette, sie solle und müsse ihm eine Unterredung gewähren. Um sechs Uhr würde er sie im Gewächshaus erwarten. Doch sei es sicher das letzte Mal, daß er eine derartige Bitte stelle. Von nun an müsse alles offen und ehrlich zugehen.

Prinzeß Antoinette wagte nicht, seinen Wunsch unerfüllt zu lassen. Sonst war Eikstedt imstande, geradewegs zum Fürsten zu laufen. Sie schützte deshalb Kopfschmerzen vor, ließ Prinz Albrecht allein auf den Anstand gehen und schloß sich in ihr Zimmer ein.

Ihr leise knisterndes Seidenkleid mit beiden Händen hochraffend, der Kopf mit einem weißen Spitzentuch verhüllt, stahl sie sich zur bestimmten Zeit durch die langen Gänge des Schlosses in den Garten.

Der Abend war wunderschön.

Um die Linden wurde das Schimmern immer goldiger. Zwei Zitronenfalter jagten sich über ein Heliotropbeet, taumelnd, wie berauscht von Duft.

Die Glasfenster des Gewächshauses glühten wie Feuer im Schein der sinkenden Sonne.

Neunzehntes Kapitel.

Prinzeß Luise stürmte, ohne anzuklopfen, in Lottas Zimmer. „So, nun sitzen sie glücklich in der Falle. Eingeschlossen hab' ich sie im Gewächshaus!“ Sie schwenkte triumphierend einen großen Schlüssel in der Hand. Ihre Augen funkelten vor Sieges- und Schadenfreude.

„Wer ist eingeschlossen?“ fragte Lotta, erschrocken über das unerwartete Hereinstürmen der Prinzeß.

„Antoinette und Eikstedt! — Ich schöpfte sofort Verdacht, als Antoinette nicht mit auf die Jagd ging, sondern sich mit Kopfschmerzen entschuldigte. Die und Kopfschmerzen! Der tut ja nie der kleine Finger weh. Ganz leise hörte ich sie richtig gegen sechs Uhr fortschleichen. Ihr Seidenrock knisterte an meiner Tür vorbei. Da wußte ich genug. Nach einer Weile ging ich ihr nach. Sie verschwand im Gewächshause. Durch

eine kleine Scheibe lugte ich vorsichtig hinein. Ein hübscher Anblick. Eikstedt hielt meine teure Schwester in seinen Armen! Zum Glück verdeckte die breitblätterige Musa mich vollkommen. Ich glaube, sie haben's nicht einmal gemerkt, als ich den Schlüssel in der Tür herumdrehte. Und nun sind sie gefangen!"

„Geben Sie mir den Schlüssel, Prinzeß!" sagte Lotta streng. „Das ist ein schlechter Scherz, der sehr üble Folgen nach sich ziehen kann. Ich will gleich hinlaufen und wieder aufschließen."

Aber Prinzeß Luise versteckte ihre Hände mit dem Schlüssel auf dem Rücken. „Nicht eher wird geöffnet, als bis Papa sich auch an dem Anblick erfreut hat!"

Lotta zwang sich zur Ruhe, obgleich es ihr in den Fingern kribbelte, den Schlüssel mit Gewalt an sich zu reißen. „Was bezwecken Prinzeß denn eigentlich damit?" fragte sie kalt.

„Die Entlarvung einer Betrügerin."

„Und wozu?"

„Damit mein Vater endlich klar sieht."

„Er wird Ihnen wenig Dank dafür wissen."

„Möglich. Aber Antoinette ist wenigstens bestraft."

„Vielleicht auch das nicht einmal. Diese Entdeckung wird wahrscheinlich den Erfolg haben, daß Eikstedt und die Prinzeß gezwungen werden, dem Fürsten ihre Liebe einzugestehen, und der, um die Tochter nicht zu kompromittieren, muß wohl oder übel die Verlobung zulassen. Und das wollten Sie doch gerade verhindern, Prinzeß, damit Ihre Schwester standesgemäß heiratet. Glauben Sie etwa, daß Prinz Albrecht, wenn er diese Geschichte erfährt, noch um sie anhalten wird?"

„Dann mag er es bleiben lassen. Mir liegt gar nichts daran, ob Antoinette ihn oder einen anderen heiratet.

Im Gegenteil — mag sie nur Eikstedt nehmen. Dann ist sie bestraft. Er allerdings noch mehr."

„Prinzeß, ich bitte nochmals inständig, geben Sie mir den Schlüssel!" wiederholte Lotta dringend. „Wenn Prinzeß Antoinette Ihnen auch manches angetan haben mag, mit dieser Rache setzen Sie sich ins Unrecht. Auch dem Fürsten gegenüber schaden Sie sich. Lassen Sie mich ins Gewächshaus gehen. Ich werde Prinzeß Antoinette offen sagen, ihr Geheimnis sei entdeckt, sie möge dem Fürsten lieber alles eingestehen."

„Fällt mir nicht ein. Sie wollen Antoinette nur entwischen lassen."

„Ja, aber nicht um ihret-, sondern um Eikstedts willen. Wie steht der da, wenn der Fürst ihn so ertappt? — Prinzeß, ich beschwöre Sie, Eikstedt ist Offizier. Dies alles kann die schlimmsten Folgen für ihn haben."

„Daran hätte er selber denken und sich in acht nehmen sollen. Warum ist er solch ein Narr, sich so blind in Antoinette zu vergaffen? Glauben Sie, daß es spaßhaft für mich ist, immer daneben zu stehen, wenn alle Herren sich um sie bemühen, nur weil sie hübsch ist und Papa sie mit Schmuck behängt, während ich, die Älteste, immer die Rolle des Aschenbrödels spielen muß? Nein — nein, ich gebe Ihnen den Schlüssel nicht, sondern gehe jetzt zu Papa. Mag daraus werden, was will. Auf diese Stunde habe ich mich lange gefreut!"

Die Prinzessin lief hinaus, ohne Lottas Bitten weiter zu beachten.

Eine Minute blieb Lotta wie betäubt stehen. Beide Hände drückte sie an die Schläfen. Ihr war, als ob sich ein Rad in ihrem Kopf drehe. Ihre Gedanken verwirrten sich. Nur das eine war ihr klar: sie mußte

dies Zusammentreffen des Fürsten mit Eikstedt und Prinzeß Antoinette unbedingt verhindern. Aber wie? Gab's wirklich keinen Ausweg? Wenn es ihr gelang, früher als Prinzeß Luise, die gewiß ein Weilchen mit Erklärungen beim Vater zubrachte, das Gewächshaus zu erreichen, so konnte noch alles gut werden.

Zum Glück besaß der Obergärtner einen zweiten Schlüssel zum Gewächshaus, dessen Aufbewahrungsort ihr wohlbekannt war. Sie lief nach der Gärtnerwohnung, riß den Schlüssel vom Nagel, an dem er im Vorraum hing, und lief wie gejagt in den Garten, dem Gewächshause zu.

Der Schlüssel klirrte im Schloß. Eikstedt und Prinzeß Antoinette fuhren entsetzt auseinander. Beide hatten bisher noch gar nicht bemerkt, daß sie eingeschlossen waren.

Lotta stand totenblaß und atemlos vor ihnen.

„Was gibt's?" fragte Eikstedt und Prinzeß Antoinette wie aus einem Munde.

„Der Fürst kommt!" stieß Lotta hervor. „Prinzeß Luise hatte Sie hier eingeschlossen und holt jetzt Seine Durchlaucht. Gehen Sie rasch, Prinzeß, verstecken Sie sich irgendwo im Gebüsch. Da — da ist der Schlüssel. Schließen Sie mich und Herrn v. Eikstedt ein! — Schnell — verlieren Sie keine Sekunde!"

Eikstedt richtete sich hoch auf und trat neben Prinzeß Antoinette, die vollkommen die Fassung verloren hatte. „Jetzt, Antoinette, ist der Augenblick gekommen. Die Angeberei deiner Schwester ist ein wahres Glück. Der Knoten, der sich nicht lösen wollte, wird durchhauen. Ich sage dem Fürsten alles."

„Nein — nein, um keinen Preis!" stöhnte Antoinette und stieß nach Eikstedt mit ihren kleinen, vor Aufregung zuckenden Händen. „Was soll Papa denken? Ich muß unbedingt fort!"

Eikstedt sah durch die kleinen Scheiben hinaus. „Der Fürst kommt bereits auf das Gewächshaus zu.“ Er kreuzte die Arme und lehnte sich ruhig an den dicken Stamm der Musa zurück.

Prinzeß Antoinette nagte an ihrer Lippe. Tränen der Angst und Wut standen in ihren Augen. Plötzlich ging ein Lächeln über ihr Gesicht. Sie riß sich ihr Spitzentuch ab, warf es Lotta über die Schultern und hing sich deren blaßrosa Umhang um. „Sagen Sie zu allem ja, was ich Papa vorrede — bitte, liebe, süße Lotta! — Herr v. Eikstedt“ — jetzt war sie ganz Prinzeß — „wenn Sie eine Silbe von dem verraten, was zwischen uns vorgegangen ist, so verzeihe ich Ihnen das niemals. Ihre Kavaliersehre gebietet Ihnen Schweigen, wenn ich das fordere.“

Der junge Offizier zuckte wie von einem Stich getroffen zusammen. „Was soll das heißen?“

Um Lottas Lippen legte sich ein bitteres Lächeln.

Prinzeß Antoinette glitt aus der Tür, die sie sorgsam hinter sich abschloß. Den Schlüssel warf sie in ein dichtes Jasmingebüsch. Durchs Fenster sahen die Eingeschlossenen, wie sie mit lautem Jubelruf dem Fürsten entgegeneilte, sich ihm um den Hals warf, atemlos rasch etwas erzählte, was er mit ungläubigem Kopfschütteln anhörte. Dann hielt sie sich das Taschentuch vors Gesicht, als ob sie vor Lachen ersticken wolle, und lief in der entgegengesetzten Richtung weiter, während der Fürst mit seinem stolz gemessenen Gang auf das Gewächshaus zuschritt und den ihm von Prinzeß Luise eingehändigten Schlüssel ins Schloß steckte.

Die Tür kreischte in ihren Angeln.

Eikstedt und Lotta standen nebeneinander mit blassen Gesichtern. Sie sahen wirklich in diesem Augenblick, als der Fürst eintrat, wie zwei ertappte Verbrecher aus.

Der junge Offizier verbeugte sich leicht vor dem Fürsten. Lotta knickste etwas befangen.

Der Fürst sah beide durchdringend an und räusperte sich. „Darf ich fragen, was Sie zu dieser Stunde hier allein im Gewächshaus zu tun haben?“ fragte er endlich mit noch nicht völlig erloschenem Mißtrauen, obgleich ihm ein Stein von der Brust fiel, daß sein Liebling die Wahrheit gesprochen, Luise aber wirklich aus Versehen Eikstedt mit Lotta eingeschlossen haben mußte, weil sie glaubte, die Schwester ertappt zu haben. Das kam von ihrer Kurzsichtigkeit und ihrem neidischen, boshaften Charakter.

„Durchlaucht wissen, daß ich oft im Gewächshaus Blumen binde,“ antwortete Lotta.

„Und Herr v. Eikstedt hilft Ihnen dabei?“ fiel der Fürst mit spöttischem Lächeln ein.

„Nein, Durchlaucht, die Sache hängt anders zusammen,“ sagte Eikstedt und trat einen Schritt auf den Fürsten zu.

„Wie denn?“ Der Fürst besah seine Fingerspitzen. Ein harter Zug legte sich um seinen Mund. „Ich hoffe, Sie haben ausreichende Gründe dafür anzuführen, weshalb Sie um diese Zeit allein mit einer jungen Dame in dem dämmerigen Gewächshaus sind.“

Lotta sah in das kalte, böse Gesicht des Fürsten, dann auf Eikstedts trotzig entschlossene Züge. Sie mußte dem Konflikt vorbeugen und den Weg, den Prinzeß Antoinette eingeschlagen hatte, weitergehen. Nur ein kühnes Spiel konnte jetzt noch helfen. Sonst hing Eikstedt ein Makel an, der ihm für sein Leben den größten Schaden bringen konnte.

„Durchlaucht, ich liebe Herrn v. Eikstedt seit Jahren.“ Ruhig und fest klang die weiche, tiefe Altstimme des jungen Mädchens an die Ohren der beiden Zuhörer,

von denen der eine sie auf dieses Geständnis hin geradezu fassungslos erstaunt anstarrte, während der Fürst, wie von einem Alpdruck erlöst, mit sichtlicher Befriedigung nickte.

„Etwas Ähnliches dachte ich mir," sagte er mit ganz verändertem, wohlwollendem Ton. „Da darf man also gratulieren?" Er streckte Lotta die eine, Eikstedt die andere Hand hin. „Da spielte Ihnen Prinzeß Luise freilich einen hübschen Streich, und die übermütige Antoinette muß auch noch dazu kommen und durchs Fenster gucken. Ja, nun kann's nichts helfen, wir werden heute abend beim Essen wohl das junge Brautpaar leben lassen müssen."

„Nein, ich bitte Euer Durchlaucht inständig, nichts dergleichen zu tun," bat Lotta hastig. „Augenblicklich bin ich mit meiner Mutter völlig zerfallen und kann daher ihre Einwilligung weder erbitten noch umgehen. Daher begreifen Durchlaucht, daß alles Geheimnis bleiben muß — vorläufig wenigstens."

Der Fürst überlegte. „Sie haben recht," meinte er dann. „Hoffentlich zieht sich alles bald zurecht mit Ihrer Frau Mutter, und wir feiern die Verlobung nach. — Aber einen Glückwunsch nehmen Sie doch an, Eikstedt?"

„Durchlaucht, darf ich um eine Unterredung unter vier Augen bitten?" entgegnete der junge Offizier leichenblaß. Er warf Lotta einen finsteren Blick zu.

Der Fürst stand bereits an der Tür. „Morgen vielleicht. Zunächst hoffe ich, daß alles noch beim alten bleibt, ich behalte meinen vorzüglichen Stallmeister, meine Töchter die ihnen so liebe Gesellschafterin. Freilich lange wird das nicht mehr dauern. Wenn ein junges Paar verlobt ist, möchte es auch bald heiraten. Aber keine heimlichen Stelldicheins mehr!" Er drohte

lächelnd mit dem Finger. „Fräulein v. Bredau, die Blumenpassion war mir immer ein wenig verdächtig."

Noch ein gnädiger Gruß, und Lotta und Eikstedt standen sich allein in dem stillen, warmen, von süßen Blütendüften durchzogenen Raum gegenüber.

Eikstedt trat hart an Lotta heran und sah sie durchdringend an.

Sie gab ihm den Blick mit ernster Entschlossenheit zurück.

„Lotta, warum haben Sie das getan?" fragte er mit gedämpfter Stimme.

„Was?"

„Diese Lüge —"

„Es ist keine Lüge, sondern Wahrheit. Seit Jahren liebe ich Sie, Herr v. Eikstedt."

„Sie mich?"

„Jawohl — ich Sie. Und darum gab ich meine Ehre hin, um die Ihre zu retten."

„Meine Ehre? Was hat die damit zu schaffen? Ist es ehrlos, daß ich Prinzeß Antoinette liebe und wir uns heimlich verlobten?"

„Hinter dem Rücken des Vaters, den Sie also beständig hintergingen! Der Fürst vertraute Ihnen, Herr v. Eikstedt. Finden Sie, daß Sie sich seines Vertrauens würdig zeigten?"

Er zog unmutig den blonden Schnurrbart durch die Zähne und schwieg.

„So wie ich würde jeder sprechen, der Sie hochstellt und etwas von Ihnen hält."

„Oft genug bat ich Prinzeß Antoinette, dem Fürsten alles sagen zu dürfen."

„Und die Weigerung unter den nichtigsten Vorwänden öffnete Ihnen nicht endlich die Augen?"

„Prinzeß Antoinette fürchtet den Zorn des Vaters."

„Wenn man wirklich liebt, fürchtet man nichts.“

„Jede ist nicht so mutig wie Sie, Fräulein v. Bredau.“

„Herr v. Eikstedt, gleich am ersten Abend meines Hierseins hörte ich unabsichtlich einem Gespräch zwischen den Prinzessinnen zu. Prinzeß Antoinette erklärte, daß sie gar nicht daran denke, sich jemals mit Ihnen zu verheiraten, sie habe nur ihren Spaß daran, Sie recht in sich verliebt zu machen.“

„Das sagte sie gewiß nur, um die gehässige Schwester irrezuführen.“

„Und weshalb fand sie auch jetzt nicht den Mut, ihre Liebe einzugestehen?“

Er wußte keine Antwort auf diese Frage. „Sie haben mich in eine fürchterliche Lage gebracht durch Ihr edelmütiges, aber völlig verkehrtes Opfer,“ sagte er nach einer Weile. „Sie zwingen mir die Rolle eines Idioten auf, der zu allem schweigen und wie eine Marionette tanzen muß, wenn Sie die Fäden ziehen.“

„Ich bin nichts als die Rettungsplanke, die Ihnen das Schicksal hinwirft, um sich aus dem Sumpf, in den Sie sich immer tiefer hineinwühlen, wieder herauszuarbeiten,“ versetzte sie scharf. „Es ist nicht ehrenhaft, nicht Ihrer würdig, den Fürsten zu betrügen. Der ist hilfloser wie andere Menschen. Er kann keine Rechenschaft fordern. Höchstens kann er Sie von Ihrem Posten ablösen lassen, und Sie würden zeit Ihres Lebens den Makel mit sich herumschleppen, einen Mann beleidigt zu haben, der sich weder verteidigen noch die Kränkung rächen konnte.“

„Aber ich habe ihn doch gar nicht beleidigen wollen!“ stieß Eikstedt aufgeregt hervor. „Ich liebte Prinzeß Antoinette vom ersten Augenblick an. Nur auf ihre Bitten bin habe ich diesen armseligen Stallmeister-

posten hier angenommen. Das alles habe ich nur getan, um Antoinette zu erringen. Vor keinem Opfer scheute ich zurück."

„Und zum Dank dafür macht sie sich über Sie lustig."

„Das will und kann ich nicht glauben."

„Noch immer nicht?"

„Allerdings sind jetzt die Verhältnisse durch dieses unglückliche Zusammentreffen so verwickelt, daß ich selber kaum ein und aus weiß," fuhr er, ohne ihren Zwischenruf zu beachten, fort.

„Nicht schlimmer verwickelt wie vorher," entgegnete sie gelassen. „Diese Scheinverlobung zwischen uns, von der außer diesen paar Menschen im Schloß niemand etwas zu erfahren braucht, wird natürlich nur aufrecht erhalten, solange ich hier bin. Und ich verspreche Ihnen, daß das nur noch kurze Zeit sein soll. Ich suche mir einen anderen Beruf und verschwinde damit aus Ihrem Leben, Herr v. Eikstedt. In der Zwischenzeit werden Ihnen wohl allmählich die Augen über Prinzessin Antoinettes wahren Charakter aufgehen. Jetzt haben Sie die beste Gelegenheit, sich gründlich mit ihr auszusprechen, denn da Sie mit mir verlobt sind, wird niemand Argwohn schöpfen oder hinter Ihnen und der Prinzeß herschleichen. Sollte aber, wie ich sicher glaube, bereits in wenigen Tagen Antoinettes Verlobung mit Prinz Albrecht veröffentlicht werden, ist es da nicht angenehmer für Sie, als mein Verlobter und nicht als der hinters Licht Geführte dazustehen?"

Er sagte nichts darauf, sondern ging stumm mit verbissenem Ärger neben ihr hinaus in den dämmerigen Garten.

„Wie soll ich jetzt jemals dem Fürsten meine Liebe für seine Tochter glaubhaft machen?" rief er endlich

verzweifelt. „Das sieht doch alles geradezu verrückt aus! Erst verlobe ich mich mit Ihnen, und kurz nachher erkläre ich ihm meine Liebe für Prinzeß Antoinette!“

„Das wird sich finden.“ Lotta streifte das Spitzentuch herunter, denn der leise Chygreduft, der allem, was Prinzeß Antoinette besaß, anhaftete, widerte sie an. „Sollten Sie bei Prinzeß Antoinette eine Sinnesänderung bemerken, oder sollte diese gar dem Prinzen einen Korb geben, so erlaube ich Ihnen, dem Fürsten zu sagen, daß nur mein unweibliches Liebesgeständnis, mit dem ich mich Ihnen aufdrang, Sie so zu handeln zwang, um mich nicht gar zu sehr zu blamieren. Wenn ich einmal aus Werneburg fort bin, ist es mir grenzenlos gleichgültig, was man hier noch von mir denkt und spricht.“

Er sah sie erstaunt von der Seite an. Das Geständnis ihrer Liebe für ihn ließ ihn nicht ganz gleichgültig. Es schmeichelte seiner Eitelkeit, diesen trotzig-herben Charakter bezwungen zu haben, es tat auch seinem von Antoinette so tiefverletzten Stolz wohl. Seit Jahren hatte Lotta ihn also geliebt? Er grübelte darüber nach. Kleine, rührende Züge fielen ihm jetzt ein, weiche Blicke der großen samtschwarzen Augen, die er nie ganz enträtseln konnte, und die ihn jetzt, in der anderen Beleuchtung, die über allem lag seit ihrer Erklärung, wunderbar ergriffen. Auch ihr ganzes Benehmen in dieser peinlichen Situation war vornehm und großzügig, wenn auch vielleicht höchst unklug. Sie hatte ihm heraushelfen, ihm eine Demütigung ersparen wollen und deshalb nicht davor zurückgeschreckt, ihr tiefstes Geheimnis preiszugeben. Was mußte das ihrem herben Mädchenstolz kosten?

„Fräulein v. Bredau, geben Sie mir die Hand,“ bat er aus diesen Erwägungen heraus mit ganz ver-

änderter, weicher Stimme. „Ich danke Ihnen für Ihre Teilnahme an meinem Geschick, für Ihren Freundschaftsdienst, ja für jedes Wort, das Sie heute in meinem Interesse gesprochen haben. Verlangen Sie, was Sie wollen von mir — es soll geschehen."

„Nur eines. Sehen Sie eine kleine Weile den Ereignissen zu, ohne selber handelnd einzugreifen. Glauben Sie mir, alles wird sich zum Besten für Sie wenden, wenn Sie das auch jetzt noch nicht einsehen können."

Ihr melancholischer Ton rührte ihn. „Und für Sie?" fragte er leise.

„Für mich auch. Daran zweifle ich nicht. Es gilt eben die Zähne zusammenzubeißen und sich nicht unterkriegen zu lassen."

Sie waren am Schloß angekommen. Aus Fräulein v. Olenhusens Zimmer schimmerte Licht. Die Tür stand ein wenig auf. Im Vorbeigehen konnten sie ein Stück vom Sofa sehen. Die alte Dame saß vor ihrem runden, mit Tellern und Tassen gedeckten Tisch. Der Samowar brodelte. Ein angenehmer Duft nach starkem Kaffee und frischen Kuchen drang bis auf den Flur heraus.

„Kommen Sie doch herein, Lottachen — und Herr v. Eikstedt auch!" rief sie ihnen freundlich zu. „Ich habe Ihnen noch etwas übrig gelassen. Ganz frische Mohntörtchen, Lotta! Die essen Sie ja so gern. Heute wird erst um neun Uhr gespeist."

„Trotzdem werden wir uns den Appetit gründlich verderben. Aber wer kann solcher Lockung widerstehen?" sagte Lotta, indem sie der Aufforderung folgte.

Auch Eikstedt, der das Alleinsein mit seinen quälenden Gedanken scheute, schloß sich ihr an.

Zu ihrer Überraschung fanden sie aber Fräulein

v. Olenhusen nicht allein hinter ihrem Kaffeetisch. In der anderen Sofaecke saß Prinzeß Luise mit vom Weinen dick verschwollenen Augen und heißem Gesicht.

Der Fürst hatte seine Tochter heftig ausgescholten wegen ihrer Angeberei und den Verleumdungen ihrer Schwester, der sie gewiß aus Neid die Heirat mit Prinz Albrecht verderben möchte. Jeden Einwand, jede versuchte Erklärung hatte er kurz abgeschnitten und ihr streng befohlen, ihn in Zukunft mit ihren Hirngespinsten zu verschonen.

Bei Eikstedts und Lottas Eintreten hauchte Prinzeß Luise schnell auf ihr Taschentuch, um die Tränenspuren zu verwischen. Sie wandte beiden unliebenswürdig den Rücken.

Fräulein v. Olenhusen, die in der ganzen Sache nicht klar sah, hoffte durch Lotta Aufschluß zu erhalten. Daß die Geschichte mit der Verlobung einen Haken hatte, das war ihr sicher.

Aber aus Eikstedt und Lotta ließ sich auch nichts herausbringen. Der junge Offizier rührte völlig geistesabwesend in seiner Kaffeetasse, und Lotta zerkrümelte stumm ihre geliebten Mohnkuchen auf dem Teller, ohne einen Bissen davon zu essen.

Alle vier schraken heftig zusammen, als sich plötzlich die Tür öffnete und Prinzeß Antoinette ihren blonden Lockenkopf durch den Spalt steckte.

„Ist's erlaubt?“ fragte die holde Stimme schmeichelnd. „Ohreulchen, gibt's noch ein Täßchen Kaffee für mich?“

Fräulein v. Olenhusen schenkte schweigend eine Tasse Kaffee ein und hielt sie der Prinzeß hin. Lotta reichte ihr den Kuchenteller. Prinzeß Luise wandte den Kopf zur Seite, damit die Schwester ihre verweinten Augen nicht bemerke.

Prinzeß Antoinette blieb bei dem kalten, stummen Empfang völlig unbefangen. Ihre lachenden Blicke überflogen mit leichtem Spott die verstörten Gesichter um den Kaffeetisch. „Meine Kopfschmerzen sind wie weggeblasen,“ plauderte sie. „Morgen kann ich bestimmt wieder mit Prinz Albrecht auf die Jagd gehen.“

Eikstedt zuckte auf. Der Löffel seiner Tasse klirrte zu Boden.

„Übrigens, Ohreulchen, könnten Sie nicht Luise Ihre Brille borgen?“ fuhr Prinzeß Antoinette lachend fort. „Deren Kurzsichtigkeit nimmt beängstigend zu. Ich fürchte, nächstens wird sie ganz blind sein.“

„Ich sehe deutlich genug. Aber andere Leute sind blind oder wollen es sein!“ antwortete Luise heftig.

„Nun, mit deinem Sehen kann's wirklich nicht weit her sein,“ entgegnete Antoinette. „Sonst würdest du mich nicht mit Lotta verwechselt haben. — Übrigens, liebste Lotta, behalten Sie mein Spitzentuch zum Andenken an die Stunde im Gewächshaus.“

„Ich danke, Prinzeß. Ich kann das Geschenk nicht annehmen,“ antwortete Lotta steif.

„Warum denn nicht? Sind Sie mir etwa böse, daß ich Papa nicht daran verhinderte, ins Gewächshaus zu gehen? Aber gerade dadurch kam doch die Sache so schön zum Klappen, und Herr v. Eikstedt wurde gezwungen, endlich aus seiner Reserve herauszugehen und seine Liebe zu bekennen.“

Ihr Lachen schwirrte durchs Zimmer.

Einen Augenblick blieb es totenstill. Dann wandte Eikstedt ihr sein erblaßtes Gesicht mit zornig leuchtenden Augen zu. „Prinzeß Antoinette, für wen spielen Sie diese Komödie?“ fragte er scharf. „Für uns Anwesende ist das überflüssig.“

„Komödie?“ Antoinette tat sehr erstaunt. „Wer

spielt Komödie? Ich? Weshalb? Papa hat mir eben erzählt, Sie hätten sich mit Fräulein v. Bredau verlobt. Es solle freilich vorläufig noch geheim bleiben. Aber einen Glückwunsch von mir können Sie doch annehmen?“

Sie hielt ihm ihre kleine, mit kostbaren Ringen geschmückte Hand hin.

Er ergriff sie nicht. Seine Augen bohrten sich in ihr Gesicht, als müßte er durch diese reizende, rosige Maske hindurch in ihr Herz sehen können.

Antoinette zog die Hand, die Eikstedt nicht ergreifen wollte, zurück und spielte mit ihren Ringen, die sie an ihren Fingern hin und her schob. „Ihr Beispiel soll ansteckend wirken, liebe Lotta. Papa wünscht, daß ich mich mit Prinz Albrecht verlobe, und ich —“

„Und Sie wünschen das auch, Prinzeß?“ Eikstedt erhob die Stimme kaum. Aber der schneidende Ton, in dem so viel unterdrückte Qual lag, ging Lotta durchs Herz. „Noch vor wenigen Stunden hast du mich deiner Liebe versichert, und daß du nie einen anderen wie mich heiraten wolltest,“ fuhr Eikstedt leiser fort.

Prinzeß Antoinette machte erstaunte Augen. „Sie haben sich doch mit Fräulein v. Bredau verlobt, Herr v. Eikstedt, und Lottas treue Liebe, von der sie Papa erzählt hat, fand so endlich ihren Lohn!“

Sein Atem ging keuchend. Über seine Stirn lief eine dicke blaue Ader. „Sie hatten recht, Fräulein v. Bredau. Ich war ein Narr!“

Mit raschen Schritten ging er nach der Tür. Dort zögerte er. Würde Antoinette ihm nicht nachrufen, daß alles nur ein Scherz gewesen sei?

Aber Prinzeß Antoinette stand immer noch mit demselben unschuldig lächelnden Gesicht da und streifte ihre Ringe hin und her.

Prinzeß Luise schnellte plötzlich aus ihrer Sofaecke in die Höhe. Mit verzerrtem Gesicht und geballten Händen stand sie vor der Schwester. „Du Lügnerin, du schamlose Lügnerin!“ schrie sie ihr zu.

Niemand widersprach.

Eikstedt senkte den Kopf und ging schweigend hinaus.

Auch Lotta verließ die Prinzessinnen und Fräulein v. Olenhusen und ging in ihr Zimmer.

Auf dem Tisch lag die Abendpost. Zeitungen, Journale und ein Brief. Sie erkannte Brands eckige Schriftzüge auf dem Umschlag und erschrak.

Warum schrieb der ihr statt der Mutter? Hastig öffnete sie das Schreiben und las: „Liebe Lotta! Unter den großen, häufig sich wiederholenden Aufregungen über das Treiben Deines Bruders ist Deine Mutter schwer erkrankt. Influenza und Lungenentzündung. Sie jammert fortwährend nach Dir. Komm also, sobald Du kannst.“

Lotta ließ den Brief sinken und starrte düster vor sich hin. Ihre Mutter schwerkrank, ihre blühend gesunde, schöne Mutter? Woher rührten die Aufregungen über Jobst? Der unselige Junge! Was konnte da wieder passiert sein?

Daß sie dem Ruf folgen mußte, stand fest. Sie nahm ihr Kursbuch und schlug nach. Nein, heute ging kein Zug mehr. Aber wenn sie morgen ganz in der Frühe aufbrach, konnte sie gegen Abend in Machow eintreffen.

Mechanisch, nur mit dem Gedanken an ihre erkrankte Mutter beschäftigt, ordnete sie alles für ihre Abreise. Dann ging sie zu Fräulein v. Olenhusen, bei der sie die Prinzessinnen noch antraf. Sie bat, von der Tafel fernbleiben zu dürfen, was diese natürlich sofort bewilligte.

Prinzeß Luise weinte über die plötzliche Trennung. Auch Prinzeß Antoinette sprach ihr Bedauern aus. Im Grunde paßte ihr Lottas Abreise vorzüglich.

Lotta erwiderte keine Silbe, aber sie sah Prinzeß Antoinette mit einem Blick an, daß die rasch die Wimpern senkte und mit etwas verlegenem Lächeln verschwand.

An Eikstedt schrieb Lotta dann ein paar kurze Abschiedsworte. „Lieber Herr v. Eikstedt! Sie sehen, alles löst sich heute bereits. Sie brauchen keine Komödie weiterzuspielen. Jeder im Schloß wird's begreiflich finden, daß unter diesen traurigen Umständen von einer Verlobung jetzt keine Rede sein kann. Ich reise morgen ganz früh und rufe Ihnen ein herzliches Lebewohl und den Rat zu: Verlassen auch Sie Werneburg so bald wie möglich."

So — das war erledigt.

Die letzte Nacht schlief Lotta sehr unruhig in ihrem altmodischen Himmelbett.

Die Sonne war eben aufgegangen, als sie fiebernd vor Ungeduld und doch fröstelnd in der Morgenkühle vor der Rampe des Schlosses stand und den Wagen erwartete.

Auf dem Rasen lag bläulich blinkender Tau. Über den Lindenkronen schwebte der blaßgelbe Schimmer ihrer Blüten und rings um sie herum das fliegende, flirrende Gold der Bienen. Die Luft war kühl und rein, gewürzt mit dem wundersamen Lindenduft.

Ein schneidendes Weh durchzuckte Lotta, als sie plötzlich Eikstedt mit einem Strauß weißer Rosen vom Park her auf sich zukommen sah.

„Gehört dieser Abschiedsgruß zu Ihrer Rolle, in die Sie sich immer wieder hineinquälen?" fragte sie mit traurigem Spott.

„Es war mir Bedürfnis, Ihnen Lebewohl zu sagen,“ entgegnete er einfach. Seine Blicke hingen mit leichtem Erstaunen an Lotta. Sie sah fast schön aus, totenblaß mit einem schwermütigen Zug um die vollen roten Lippen, einem weichen, sehnsüchtigen Blick in den wundervollen schwarzen Augen. „Kann ich nicht irgend etwas für Sie tun? So gerne würde ich Ihnen einen Dienst erweisen,“ forschte er bewegt.

„Mir kann niemand helfen. Man muß immer durch das Schwerste allein hindurchgehen,“ antwortete sie. „Früher streckte ich oft die Hände nach Hilfe aus — und zog sie immer leer zurück. Jetzt tue ich das nicht mehr.“

Er drückte fest ihre Hand. „Sie werden bald schreiben?“

„An Fräulein v. Olenhusen — ja.“

„Mir nicht?“

„Nur wenn Sie es wünschen, daß zunächst der Schein unserer Verlobung in Werneburg aufrecht erhalten wird.“

„Deshalb nicht. Aber weil ich von Ihnen so gern etwas wissen möchte.“

„Und mich lassen Sie bald hören, daß auch Sie Werneburg verlassen haben, Herr v. Eikstedt,“ bat Lotta eindringlich. „Was wollen Sie noch hier?“

„Abwarten, ob Prinzeß Antoinette es wirklich fertig bringt, sich mit diesem Prinzen zu verloben.“

„Darauf werden Sie nicht lange zu warten brauchen. Aber ich rate Ihnen nochmals, gehen Sie vorher fort.“

Er schüttelte den Kopf. Sein Gesicht sah vergrämt, förmlich gealtert aus.

Der Wagen kam langsam vom Stall her angefahren. Eikstedt half Lotta beim Einsteigen. Seine schlanke Gestalt, die sich scharf gegen das efeuumsponnene

Schloßportal abhob, war das letzte, was sie sah. Er hatte den Hut abgenommen und winkte mit der Hand.

Sie erwiderte den Gruß nicht. In ihren Augen lag ein versteinerter Schmerz.

Die Biegung des Weges entzog seine Gestalt und die Hauptfront des Schlosses schnell ihren Blicken. Mit einem kurzen Aufschluchzen warf Lotta sich in die Kissen des Wagens zurück.

Zwanzigstes Kapitel.

Auf Machow war es den Winter über sehr still gewesen, Brand ging seiner Arbeit nach, Elisabeth schlich bekümmert durchs Haus. Ihr Gesicht sah vergrämt und gealtert aus. Sie war viel magerer geworden, die ehemals rosige Haut gelblich und schlaff. Über dem bis vor kurzem glänzenden Blondhaar lag es wie ein feiner Puderhauch.

Brand saß am Frühstückstisch und las die Zeitung. Plötzlich legte er das Blatt weg und betrachtete seine Frau mit unzufriedenen Blicken. „Wie du wieder aussiehst!“ sagte er. „Ganz gealtert und versorgt. Und alles um den nichtsnutzigen Bengel, der's wahrhaftig nicht um dich verdient.“

„Er ist mein einziger Sohn, Roderich.“

„Danach benimmt er sich allerdings. Eine nette Stütze!“

Sie legte plötzlich die Hände vors Gesicht und schluchzte.

Brand saß eine Weile ungerührt daneben. Als das Weinen aber immer heftiger wurde, tat ihm der Jammer denn doch endlich leid. „Was gibt's denn eigentlich wieder, Lisbeth?“ fragte er halb ärgerlich, halb gutmütig.

„Ich kann's nicht mehr ertragen!“ schrie sie auf.

„Was?“

„Diese Trennung von meinen Kindern — sie bricht mir das Herz. Bei Tage fehlen sie mir, wo ich gehe und stehe, und nachts zerbeiße ich meine Kissen vor Sehnsucht. Hab Erbarmen, Roderich, gib mir meine Kinder wieder!“

„Herr Gott, ich hab' sie dir doch nicht genommen!“

„Jawohl du — nur du mit deiner Rücksichtslosigkeit und Härte. Du hast meine Töchter aus dem Hause gestoßen, meinen Sohn jagst du ins Elend.“

„Ich glaube, du wirst verrückt, Lisbeth.“

„Viel fehlt nicht mehr daran.“ Sie preßte die Hände gegen den Kopf. „Bei jedem Schritt schrecke ich zusammen, weil ich fürchte, ein Telegramm kommt, das mir meldet, Jobst habe sich totgeschossen.“ Sie sah sich scheu um. „Immer sehe ich ihn vor mir mit einem Loch in der Stirn, aus dem Blut läuft. Die lieben, lustigen, braunen Augen sind gebrochen.“

„Der und sich totschießen!“ Brand lachte scharf auf. „Wegen seiner Schulden, die ich nicht bezahlen wollte? Nein, meine liebe Lisbeth, da sei du ganz ruhig, der erschießt sich nicht, sondern hat flott neue Schulden gemacht, um die alten zu bezahlen.“

„Was blieb ihm auch anderes übrig, da wir es ihm abschlugen, ihm zu helfen?“

„Und wie soll das enden, wenn er immer neue Schulden macht, die wir stets mit Schafsgeduld bezahlen?“

„Er wird mit der Zeit vernünftig werden.“

„Darauf warten wir bereits recht lange. Und nun gib Ruhe, Lisbeth. Du kannst deinem Sohn nur helfen, wenn du fest bleibst bei seinem Leichtsinn. Denk doch an deine Töchter! Sollen die um ihr Geld kommen, weil der Bruder alles verjuxt?“

„Ich denke an meine Töchter!“ Große Tränen liefen unaufhaltsam über ihr Gesicht. „Tag und Nacht denke ich an sie, an meine blonde, zarte Irene, an meine Lotta mit ihren großen schwarzen Augen —“

„Na, es geht ihnen ja beiden recht zufriedenstellend. Frau Irene amüsiert sich in der Schweiz und Lotta als Hofdame in Werneburg.“

„Bei mir will ich sie haben! Ich kann's nicht ohne sie aushalten.“

Elisabeth Brand stand auf. Mit schleppenden Schritten ging sie hin und her. Ihr Gang glich dem eines Gefangenen, ruhelos und doch ermüdet.

„Das große Haus ist so schrecklich still!“ fuhr sie immer erregter fort. Sie sprach mehr zu sich selbst als zu ihrem Mann. „Totenstill — als ob alle drei schon gestorben wären. Ich schleiche oft heimlich hinauf in die alte Kinderstube. Da standen früher die drei kleinen Betten. Im ersten lag Irene. Ihre langen blonden Haare bedeckten das ganze Kopfkissen. Im Schein der Nachtlampe schimmerte das wie flüssiges Silber. Jobst hatte sein kurzgeschorenes Köpfchen immer ganz tief in die Kissen gewühlt. Aber wenn ich mich über das kleinste Gitterbettchen beugte, dann sahen mich meiner Lotta große schwarze Augen weit offen an. ‚Gucke nur, Mutti, Lotta släft noch nicht,‘ sagte sie dann. — Roderich, du hast keine Kinder, du weißt nicht, wie das tut, wenn sie einem vom Herzen gerissen werden. Ich bin krank vor Sehnsucht, krank bis zum Sterben. Ich muß ihre Arme wieder um meinen Hals, den Kuß ihrer süßen Lippen fühlen, ihre jungen Stimmen, ihr Lachen. Ich will, daß Lotta hier wieder die Türen zuschlägt, mit ihrem Hunde herumtollt. Roderich, hab Erbarmen, schaff sie mir her — Lotta, wenigstens Lotta!

Eines von drei Kindern darf ich doch wieder haben — das ist doch nicht zu viel verlangt!"

Sie warf sich in ihrer Erregung vor ihm auf die Knie nieder und hob die gerungenen Hände zu ihm auf.

Er seufzte ungeduldig. Ihr Jammer rührte und verdroß ihn zugleich. „Aber Lisbeth, so nimm doch Vernunft an! Sowie Lotta ins Haus kommt, geht der alte Streit von vorne los. Wir sind zwei harte Köpfe, wir vertragen uns nie, wenn mir auch im Grunde die Lotta noch die liebste von den dreien ist. Die hat wenigstens Courage im Leibe, stellt sich auf eigene Füße und verlangt nichts weiter."

„Ja, nichts nimmt sie von ihrer eigenen Mutter mehr an. Und ihre Briefe sind kalt, kalt wie Eis. So schreibt man einer Fremden, aber nicht der Mutter."

„Das sag' ich ja. Deine Kinder werden sehr gut ohne dich fertig."

„Das ist immer so. Das ist eben die Tragödie der Mütter. Die Kinder können ohne uns leben, aber wir nicht ohne sie."

„Versuch's nur."

„Ich hab's versucht all die langen Monate über, aber es will nicht gehen, Roderich."

„Du hast doch mich, Lisbeth." Er beugte sich über sie und küßte sie.

Aber der Zauber war gebrochen. Ihre Lippen blieben kalt unter seinen Liebkosungen. Als er sie losließ, wandte sie den Kopf und drückte die Stirn gegen die harte Holzlehne seines Stuhles.

„Steh endlich auf, Lisbeth!" bat er.

Schwerfällig erhob sie sich. Alle Elastizität schien fort zu sein.

„Komm, wir wollen durch den Garten gehen," schlug er vor. „Jetzt regnet's nicht mehr. Ein paar

Bäume müssen herausgenommen werden. Die könnten wir dem Gärtner gleich bezeichnen."

Aber sie schüttelte trübe den Kopf. „Ach, laß nur. Die Kinder mögen nicht gerne, wenn Bäume geschlagen werden, die ihr Vater noch gepflanzt hat."

„Natürlich, das ist die Hauptsache, wie's die Kinder haben möchten!" brummte er ärgerlich. „Dann fahre ich also aufs Feld, und du bläst hier weiter Trübsal. Angenehmes Leben!"

Er raffte die Zeitungen zusammen und ging nach der Tür. Beim Öffnen derselben prallte er mit dem Diener zusammen. Dessen Gesicht glänzte vor Vergnügen.

„Na, was gibt's denn? Haben Sie das große Los gewonnen, Jens?" fragte Brand.

Der Diener sah schmunzelnd zu Frau Elisabeth hinüber. „Ein Bote ist eben aus Dammin gekommen. Der Herr Leutnant läßt sagen, er käme in einer Stunde. Unser Herr Leutnant ist nämlich gestern wieder in Dammin eingerückt."

„Roderich, hörst du das?" rief Elisabeth Brand glückselig. „Oh, nun wird alles gut. Er kommt heute noch! In einer Stunde werde ich sein liebes Gesicht sehen, sein Lachen hören. — Mein Jobst, mein lieber Junge! Diese Freude!"

Der verklärte Ausdruck im Gesicht seiner Frau tat Brand weh. Er mochte sie nicht ansehen und senkte die Lider. Dabei fielen seine Blicke auf die obenauf liegende Zeitung, die er in der Hand behalten hatte. Eine gesperrt gedruckte Stelle sprang förmlich in die Augen. Unwillkürlich las er. „Dem Vernehmen nach soll in den nächsten Tagen ein Spielerprozeß zum Austrag gelangen, in den namentlich Offiziere von der Reitschule verwickelt sind, die sofort von ihrem Kommando

abgelöst und zu ihren Regimentern zurückgesandt worden sind.“

Jetzt ging Brand ein Licht auf. Daher also Jobsts unerwarteter Besuch!

Sollte er seiner Frau diese Zeitungsnachricht vorlesen? Er schwankte, aber dann entschloß er sich, lieber zu schweigen, und schob das Blatt unter die anderen Zeitungen. Mochte doch Jobst seiner Mutter selbst die hübschen Eröffnungen machen. Er selbst wollte nicht derjenige sein, der ihr die Freude verdarb.

Ganz verändert sah sie auf einmal aus. Die verweinten Augen strahlten. Auf ihren Wangen blühten wieder Rosen. Geschäftig lief sie hin und her.

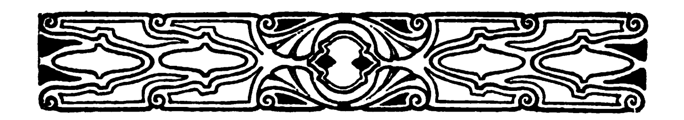
„Jens, was stehen Sie noch da? Das Zimmer vom Herrn Leutnant muß gleich in Ordnung gebracht werden, und Mamsell soll zum Abendbrot Hähnchen braten.“

„Laß doch lieber schnell ein Kalb schlachten für den wiedergewonnenen Sohn,“ schlug Brand vor.

„Nein, Hähnchen ißt er lieber.“ Elisabeth belachte harmlos den Scherz, dessen bitterer Beigeschmack ihr in ihrer freudigen Erregung ganz entging. Es gab ja noch so viel anzuordnen und zu bestellen. Die bessere Weinsorte mußte kalt gelegt, frische Erdbeeren gepflückt, Blumen zum Empfang in Jobsts Zimmer getragen werden.

(Fortsetzung folgt.)





Die beiden Sprößlinge.

Eine Seemannsgeschichte von D. F. Franzelly.

Mit Bildern von A. Wald.

(Nachdruck verboten.)

1.

Als Kapitän Peter Nielström mit seiner „Mary“ in Hongkong anlegte, hatte er von seiner Frau einen Brief erhalten, in dem ihm diese die freudige Mitteilung machte, daß in der Heimat ein gesunder und kräftiger Sohn eingetroffen sei, der sich des respektablen Gewichtes von vier Kilo und zweihundert Gramm rühmen konnte. Da Kapitän Nielström die ersten fünfzig Jahre seines Lebens verbracht hatte, ohne daß er jemals durch eine derartige Botschaft erfreut worden war, so war er etwas verwirrt. Er hatte wohl das Gefühl, daß er seiner Freude in irgend einer Weise Ausdruck zu geben verpflichtet war, aber seine fünfzig Jahre ließen ihn nicht recht dazu kommen. Wer in diesem Alter über ein solches Ereignis noch in Freude ausbrechen will, der muß schon aus seinen jüngeren Jahren Erfahrungen ins Alter mit herübergenommen haben. So entschloß sich Kapitän Nielström schließlich, die Sache seinem ersten Offizier vorzutragen, der die fünfzig Jahre noch nicht erreicht hatte.

„Je—re—mi—as!“ brüllte er von der Kommandobrücke hinunter.

Jeremias kam, einen feierlichen, aber doch freudigen Stolz im Gesicht, die Treppe herauf.

„Jeremias,“ fing Kapitän Nielström nachdenklich an zu sprechen, „mir ist etwas passiert! — Ja, etwas ganz Merkwürdiges ist mir passiert, Jeremias!“

„Ihnen, Kap'tän?“ fragte der erste Steuermann.

„Jawohl — das heißt — mir eigentlich nicht! Aber die Sache geht mich doch an, wenn ich mich so ausdrücken darf. Ich habe nämlich einen Brief von meiner Frau bekom —“

„Ich auch,“ fiel ihm der Steuermann ins Wort.

„Das ist ja nicht die eigentliche Sache,“ nahm Kapitän Nielström seine Rede wieder auf. „Darin, was meine Frau mir mitteilt, liegt die Wichtigkeit. Der Brief enthält eine Neuigkeit, Jeremias — eine merkwürdige Neuigkeit. Jeremias, können Sie es glauben — ich habe einen Sohn bekommen, einen Sohn von vier Kilo und zweihundert Gramm, schreibt mir meine —“

„Wieviel?“ fragte der Steuermann.

„Das ist ja weniger wichtig,“ brummte der Kapitän, der in seinem Innern fühlte, daß er der Situation nicht so recht gewachsen war. „Ich habe also einen Sohn, und wollte Sie nun fragen, was ich jetzt anfangen soll? Was würden Sie tun, wenn Sie einen Sohn hätten?“

„Wenn?“ fuhr der Steuermann auf. „Wenn? Kap'tän Nielström, ich habe auch einen Sohn.“ Er griff in seine Tasche und brachte einen Brief zum Vorschein. „Hier in diesem Brief schreibt es mir meine Frau. Sie dürfen also keineswegs denken, daß Sie ein Monopol auf Söhne haben, Kap'tän! Ich habe einen Sohn, für den beim ersten Abwiegen die Gewichte kaum reichen wollten, Kap'tän! Vier Kilo und dreihundert Gramm — das ist das erste Gewicht meines Sohnes!“

Der Kapitän gestattete seinem Mund, daß er sich



weit öffnete. Dann schlugen die Zähne wieder krachend zusammen. War das der Respekt, der einem Steuermann vor seinem Kapitän zustand? Durfte es sein,

daß dieser Mensch seine ganze Freude über das unerwartete Ereignis zerstörte?

„Vier Kilo und dreihundert Gramm!“ wiederholte der Steuermann mit herausfordernd klingender Stimme. „Bei einem so kleinen Kinde sind hundert Gramm ein großer Unterschied!“

„Jeremias!“ brauste da der Kapitän auf. „Ich habe meinen Jungen weder gesehen noch habe ich ihn in meinen Händen abwiegen können. Aber, Jeremias, aus dem, was mir meine Frau mitteilt, lese ich heraus, daß kein Kind, weder Ihres noch irgend ein anderes, meinem Jungen den Rang streitig machen kann. Ich bin älter als Sie, Jeremias, und ein erfahrener Mann. Und ich will Ihrem Sohn nichts nachsagen, Jeremias, aber das ist gewiß, hundert Gramm Gewichtsunterschied machen bei so kleinen Kindern viel aus! Sie unterscheiden einen normalgebauten, hübschen und gesunden Jungen von einem viel zu fetten Kinde, das sich im Zirkus sehen lassen könnte. Jawohl, Jeremias, das ist der Unterschied!“

Des Steuermanns Gesicht hatte eine rote Färbung angenommen. „Kap'tän Nielström, ich weiß, was ein Maat seinem Kap'tän schuldig ist,“ sprach er. „Aber Kap'tän, kein Mensch, mag er Kap'tän oder sogar Schiffseigentümer sein, kann meinem Jungen etwas nachsagen. Und, Kap'tän, ich lasse auch auf meinen Jungen nichts kommen, ich weiß, daß er jeden Vergleich mit jedem anderen Kinde bestehen kann! So, Kap'tän, das ist meine Ansicht!“

„Mein Junge hat schwarze Augen,“ rühmte der Kapitän. „Schwarz, nicht wasserblau — Jeremias, ganz schwarz!“

„Und ich wette,“ rief Jeremias, „er hat rote Haare!“

„Nein, er hat kein einziges rotes Haar,“ behauptete

der Kapitän bestimmt. „Meine Frau achtet gerade auf solche Dinge sehr. Sie schreibt mir, daß er nicht mehr Haare als ein frischgeschwabbeltes Deck aufweist.“ Das Antlitz des Kapitäns leuchtete bei diesen Worten stolz auf.

„Was?“ entfuhr es dem Munde des Steuermanns. „Was? Keine Haare! Kap'tän, wenn ich dieses große Unglück bedenke, tut es mir leid, daß ich schon vorher so wenig Gutes an Ihrem Jungen gelassen habe. — Armer kleiner Kerl, daß du so kahl auf die Welt kommen mußtest wie dein Vater! Manche Zeichen sind ja sehr schön, Kap'tän, aber daß Ihr Kind Ihre Kahlköpfigkeit geerbt hat — nein, Kap'tän, das ist schrecklich!“

Der Kapitän war ärgerlich, aber er verbarg tapfer seine Mißstimmung. „Unsinn, Jeremias,“ antwortete er gleichgültig. „Das beweist nur, daß Sie von Kindern nichts verstehen.“

Jeremias ging auf diese Anzapfung nicht ein. „Meine Frau schreibt mir,“ sagte er, „daß mein Junge losbrüllte, sobald er das Licht der Welt erblickt hatte. Und geschrieen hat er wie ein sechs Monate altes Kind. Und ich glaube, so etwas kommt nur bei einem gesunden, kräftigen Jungen vor. Da wird ein kahlköpfiges Geschöpf wohl nicht mitkommen!“

„Er hat geschrieen?“ Die Stimme des Kapitäns war zu einem leisen Flüstern herabgesunken. „Na, ist das nicht eine Schande? Armes, krankes kleines Kerlchen! Was kann ihm nur fehlen, Jeremias? Kolik vielleicht? Ich an Ihrer Stelle würde sofort ein Telegramm nach der Heimat senden und sofort einen Spezialarzt bestellen, der den Jungen vom Kiel bis zur Webeleine untersucht. Und gründlich untersucht! Ich würde mein Kind jedenfalls nicht leiden lassen und wenn ich mein ganzes Leben dafür hingeben sollte, Jeremias!“

„Kap'tän Nielström!" Jeremias' Stimme klang dumpf. „Halten Sie sich nicht darüber auf, was meinem Kinde fehlt! Mein Junge besteht nicht aus Haut und Knochen und hat auch Haare auf dem Kopf. Ich bin stolz darauf, mich seinen Vater nennen zu dürfen, Kap'tän. Und ich wünsche nur, wir könnten die beiden Jungens nebeneinander stellen, damit Sie sehen, wie ein gesunder und kräftiger echter Seemannsjunge aussieht, Kap'tän. Und wenn Sie nicht zugeben würden, daß Jeremias junior Ihrem Jungen auf alle Fälle, ob bei Sturm oder Windstille, die Leeseite abgewinnen kann — — na, Kap'tän, dann sind Sie eben nicht der ehrliche Mann, für den ich Sie immer gehalten habe."

So ging eine Freundschaft, die lange Jahre gewährt hatte, in die Brüche. Wenn der Kapitän und sein Steuermann auf der langen Seefahrt einander begegneten, dann schimpfte und fluchte jeder in seinen Bart. Und wenn die Pflicht die beiden Männer zwang, einander Rede und Antwort zu stehen, dann nahm die Verhandlung unweigerlich ihren Ausgang in einer Zankerei.

„Wir können nur einen Kurs steuern," sagte schließlich Kapitän Nielström zu Jeremias. „Wir müssen die beiden Jungen nebeneinander legen und ein Komitee wählen, das sie nach Punkten bewertet. Um Ihretwillen mache ich den Vorschlag nicht gern, Jeremias, aber Sie haben selbst dazu beigetragen, daß uns ein anderer Ausweg unmöglich ist. Sie wollten auf meine Beweise nicht hören und müssen sich jetzt darein fügen, Jeremias!"

„Der Vorschlag ist mir so angenehm wie ein Kapitänsposten auf einem neuen Stahldampfer," antwortete Jeremias. „Nichts kann mir ein größeres Vergnügen bereiten, als meinen Jungen neben Ihrem kahlköpfigen Sprößling ausgestellt zu sehen. Über diese beiden Kin-

der könnte ein blindes Komitee urteilen, wenn es mit den Händen fühlt!"

Der Kapitän murmelte etwas vor sich hin. Er war mißgestimmt, denn die hundert Gramm Gewichtsunterschied störten ihn doch jedesmal in seinem Vaterstolz.

Es wurde also ausgemacht, daß die beiden Jungen an Bord gebracht werden sollten, sobald die „Mary" im Heimatshafen angelangt war. Das Komitee sollte aus den Mitgliedern der Schiffsbesatzung gewählt werden.

„Gut wird's sein, wenn wir den Ingenieur in das Komitee wählen," schlug Jeremias vor. „Der weiß, ob die Teile richtig zusammengesetzt sind und gut funktionieren."

„Petersen, den Schiffszimmermann, dürfen wir auch nicht vergessen," fügte Kapitän Nielström hinzu. „Seine Beschäftigung verleiht ihm die Qualität als Fachmann."

Nach den Vereinbarungen wählte Jeremias zwei und der Kapitän gleichfalls zwei Mitglieder des Komitees. Diese vier wählten wiederum einen fünften Mann, der im Falle der Unentschiedenheit den Ausschlag geben sollte.

„Das brauchen wir nicht zu befürchten!" warf Jeremias ein. „Denn wenn das Komitee ehrlich ist, bin ich über das Urteil nicht im Zweifel."

2.

Die „Mary" war im Heimatshafen angelangt. Die beiden Väter verschwanden von Bord, sobald das Schiff Anker geworfen hatte, ohne Rücksicht auf ihre seemännischen Pflichten. So begierig waren sie beide, die folgende Generation in Augenschein zu nehmen.

Die übrige Mannschaft verharrte unterdes erwartungsvoll an Bord.

Am nächsten Morgen kam als erster Kapitän Nielström über die Reling gestiegen. In seinen Armen lag ein kleines weißes Bündel. Die Angst, die er für dieses kleine Bündel hegte, war ihm vom Gesicht abzulesen. Er stolperte durch den Rahmen seiner Kabinentür und legte das Bündel mit einem Seufzer der Erleichterung auf sein Bett nieder.

Nur ein paar Minuten später kam sein Steuermann Jeremias auf den Zehenspitzen über das Deck geschlichen. Auch er trug in seinen Händen ein kleines weißes Bündel. Er hielt es so vorsichtig auf den Händen und hatte seine Arme so weit von seinem Körper entfernt, als wenn er jedem, der ihm in den Weg kam, das Bündel zum Geschenk anbieten wollte.

Auch er legte das Bündel auf das Bett des Kapitäns.

„Ich hab' ihn stehlen müssen," kam es aus dem Munde des Kapitäns. „Meine Frau meinte, er würde irgendwo unterwegs liegen bleiben, wenn ich ihn ausführte."

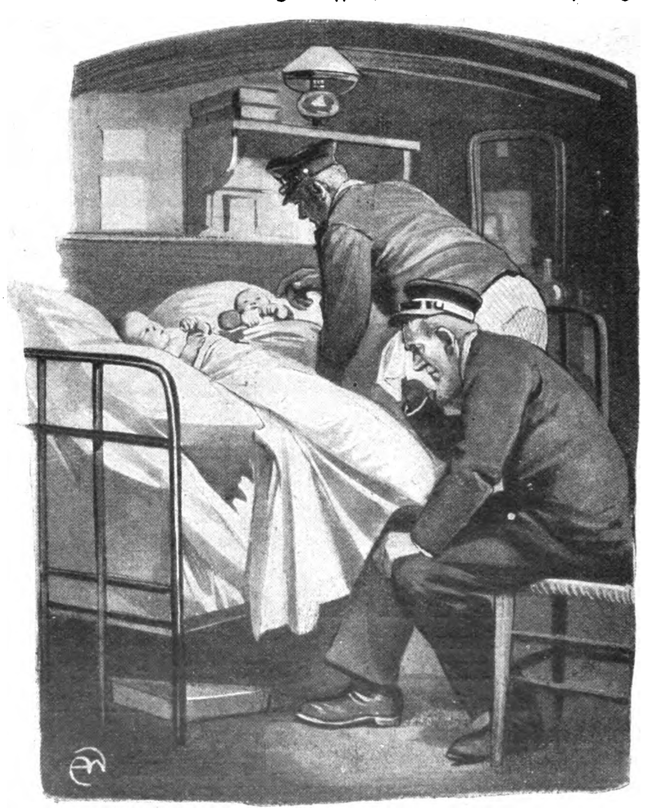
„Mir ist's genau so ergangen," schnaufte Jeremias. „Meine Frau hat mir direkt verboten, ihn aus dem Hause zu nehmen."

Kapitän Nielström seufzte auf. „Ich glaube, die Weiber haben Angst vor dem schlechten Wetter," kam es über seine Lippen.

Jeremias bearbeitete sein Gesicht mit seinem Taschentuch, was dem Anschein nach eine Bekräftigung der Worte seines Kapitäns sein sollte.

„Jetzt kann also das Komitee an die Arbeit gehen," befahl Kapitän Nielström. „Ich glaube, wir entscheiden die Sache, ehe die Frauen wie ein paar Zwillings-Nordwester im November über uns herfallen."

Das Komitee füllte bald die Kabine. Mit feierlich ernster Miene waren sie hereingeschritten, ganz ihrer würdevollen Arbeit angemessen, an deren Verrichtung



es jetzt gehen sollte. Draußen vor der Kajütentür hatte sich die übrige Mannschaft versammelt. Das Resultat wurde schon eifrig besprochen.

Drinnen herrschte feierliche Stille. Jetzt räusperte sich der Kapitän.

„Meine Herren," fing er eindrucksvoll an zu reden, „Sie sind auserwählt worden, um Ihr Urteil darüber abzugeben, welcher von diesen beiden Jungen hier der seetüchtigste Kerl ist. Sie stehen vor einer schweren Aufgabe, meine Herren, aber bedenken Sie auch, daß die Wahl auf Sie gefallen ist, weil die Beteiligten von Ihrer Fähigkeit dazu und von Ihrer unantastbaren Unparteilichkeit überzeugt sind." Er machte eine Pause. Seine Blicke wanderten nach dem Bett. „Das Kind zur Rechten, meine Herren, ist Jeremias junior, der Sohn und Erbe unseres ersten Steuermanns. Das andere gehört mir. So, nun mögen Sie Ihre Erhebungen beginnen!"

Mit wichtiger Miene, aber behutsam näherten die fünf sich dem Bett. Zunächst erstreckte die Untersuchung sich auf ein ruhiges Beobachten. Schweigend und unentschlossen stand das Komitee da. Aber es dauerte nicht lange, da wurde es lebhafter. Die Ursache dazu waren die beiden Sprößlinge auf dem Bett.

Zwei winzige Mündchen öffneten sich zu ungeahnter Ausdehnung, die Lider von zwei Augenpaaren zogen sich enger und enger zusammen, und vier rote Fäustchen fuchtelten unruhig in der Luft herum.

„Achtet auf die Windstärke!" rief Petersen, der Schiffszimmermann, aus.

Dann brach der Sturm los.

„Ka — — a — — a — — ji — — i — — hei — — ei — — — ei!" kam es aus dem Munde des jungen Jeremias.

„O — — — o — — — a — — — ei — — — kra — — — kra — — ra — — a — —!" fiel der Kapitänssprößling ein.

Wütend und lang dahingezogen klangen die Sturmwogen durch die Kabine. Die Augen der respektiven

Väter wanderten voller Verzweiflung bald nach Back- und bald nach Steuerbord. Und die vier kleinen Ärmchen durchschnitten die Luft wie das lose Takelwerk im Winde.

Der Ingenieur näherte sich der Tür. „Wenn das hier zu unserer Aufgabe gehört, dann verzichte ich,“ sagte er mit vorwurfsvoller Stimme. „Wegen solcher Kinderei bin ich nicht an Bord geblieben.“

„Bleiben Sie doch!“ beschwichtigte ihn der Kapitän. „Sie haben doch keinen Grund, so aufgeregt zu werden! Das ist doch eine Frage, die Ihr Urteil erfordert! Welches Kind ist also wohl mit den kräftigsten Lungen ausgerüstet?“

„Lungen!“ kam es mit einem seltsamen Klang aus dem Munde des Ingenieurs.*) „Lungen! Das nennen Sie Lungen! Schicken Sie sie mal auf die Werkstatt, damit man nachsieht, was ihnen fehlt. Da gibt's weiter nichts zu sagen, als daß mit ihrer Maschinerie etwas nicht in Ordnung ist. Wenn eine Maschine so zu heulen anfängt, dann braucht sie Öl, oder aber das Sicherheitsventil funktioniert nicht richtig, oder der Kessel steht kurz vor dem Platzen. Das beste wäre, ich brächte mich in Sicherheit, ehe hier ein Unglück geschieht.“

Die übrigen Mitglieder des Komitees taten unterdes unentwegt ihre Pflicht, trotz der ungewohnten Musik, die in ihren Ohren klang. Sie hatten die Köpfe tief heruntergebeugt, lauschten und kalkulierten.

„Ich glaube, ihr Racker könntet jetzt mit der nächsten Probe anfangen,“ meinte Petersen, der Schiffszimmermann. „Über eure Lungen sind wir uns im klaren — verstanden?“

Die beiden Prüflinge schienen sich dieser Ansicht

*) Siehe das Titelbild.

nicht anschließen zu wollen. Denn sie setzten das Konzert abwechselnd fort. Weder höfliche noch unfreundliche Ermahnungen konnten ihre Stimmung ändern. Der Kapitän und der Steuermann stellten die merkwürdigsten Versuche an und führten schließlich ein noch lebhafteres Geräusch herbei, in der Meinung, dadurch ihre Sprößlinge einer anderen Betätigung zuführen zu können. Doch alles war vergeblich.

Zwischen zwei Schrecken eingeklemmt, nahm Kapitän Nielström schließlich sein Söhnchen auf und führte mit ihm die waghalsigsten Bewegungen in der Luft aus. Jeremias tat nach vielen anderen vergeblichen Versuchen ein gleiches und wetteiferte mit seinem Kapitän.

Diese Schwankungen schienen aber nicht das zu sein, was die beiden Sprößlinge zur Beruhigung ihrer Gemüter bedurften, denn die Resultate verliefen genau nach der den Erwartungen entgegengesetzten Seite. Je stärker die Bewegungen wurden, desto mehr nahmen die Kundgebungen der Jungen an Lebhaftigkeit zu, desto ungeduldiger wurden die Mienen der Komiteemitglieder.

„Über die beiden Lungen gibt's gar nichts zu reden," warf schließlich der Ingenieur ein. „Ich lasse mich hängen, wenn die nicht von der gleichen Güte sind!"

Das versammelte Komitee nickte zustimmend mit den Köpfen. Aber auch dieses Kompliment führte keine Änderung in der Aufführung der beiden Sprößlinge herbei. Wenn der junge Jeremias einen neuen Ausruf tat, fühlte Kapitän Nielströms Nachkomme sich berufen, diesen nicht nur zu verdoppeln, nein, nicht genug damit, setzte er seinen Stolz darein, dem Komitee eine Extragabe in einer der höchsten Tonlagen zu bieten.

„Ich werde mal den Jungen nehmen.“ Das war ein Einfall des Zimmermannes, als man vergeblich nach einem Ausweg aus dieser Not suchte.

Der Erstgeborene des Kapitäns wanderte aus den Armen seines Vaters in die Obhut Petersens. Um nicht zurückzubleiben, nahm der Ingenieur den jungen Jeremias an sich und sprang mit ihm in der Kabine umher.

Die beiden Sprößlinge aber schienen mit ihren eigenen Prüfungsleistungen noch nicht zufrieden zu sein. Die Stärke ihrer Lungen war als gleichartig entschieden worden, nun schien es ihnen darauf anzukommen, Beweise dafür zu erbringen, wer in der Ausdauer der Beste war.

Es dauerte nicht lange, da waren Petersen sowohl als auch dem Ingenieur die Arme lahm. So wanderten die Babys in andere Hände über, und als schließlich der siebente freiwillige Mann sich darauf freute, das eine oder das andere von beiden als nächster in seinen Armen halten zu dürfen, da schüttelte das Komitee verzweiflungsvoll die Köpfe und legte sich die Frage vor, wann die Prüfung wohl ihr Ende erreichen würde.

Die Freiwilligen, die sich zur Wartung der beiden Sprößlinge bereit erklärt hatten, waren erschöpft. Die letzten beiden legten die ihrer Obhut anvertrauten beiden Bündel auf das Bett und wischten sich den Schweiß von der Stirn.

Es dauerte längere Zeit, bis der Ingenieur sich verständlich machen konnte.

„Wenn wir so fortfahren, kommen wir überhaupt nicht zum Ziel,“ meinte er. „Wir müssen uns an die nähere Untersuchung machen. Das beste ist, die beiden Herren Väter nehmen ihre Sprößlinge an sich. Und dann gehen wir an die Arbeit.“

Kapitän Nielström näherte sich dem Bett und beugte sich vornüber. Er blickte einmal scharf hin und dann noch einmal. Dann richtete er sich wieder auf. „Ich habe 'nen Knacks im Kreuz bekommen und kann mich nicht bücken," stieß er hervor. „Jeremias, nehmen Sie mal meinen Jungen für mich auf."

Jeremias beugte sich über das Bett. Nach einer Weile ging sein Mund immer weiter auf. Er schloß sich aber auch wieder, und im selben Moment richtete Jeremias sich auf. „Ich glaube, es ist besser, wir warten damit, bis es Ihnen besser geht, Kap'tän. Ich — ich möchte nicht aufkommen für die Folgen, die entstehen können, wenn ich Ihnen den Jungen jetzt in die Arme lege, Kap'tän. Warten Sie nur, bis Ihnen besser ist, und nehmen Sie ihn dann selber auf. Es hat ja keine Eile."

Während Kapitän Nielströms Antlitz sich zu den merkwürdigsten Grimassen verzog, wartete das Komitee geduldig.

Fünf Minuten verstrichen. Die beiden Väter hatten kein Auge von den Kindern gewendet.

„Da werden wir wohl im Leben nicht fertig werden," fing der Schiffszimmermann wieder an zu schimpfen. „Bezeichnen Sie mir jetzt Ihre Söhne, dann werde ich sie Ihnen in die Arme legen."

Kapitän Nielström würgte etwas in seinen Hals hinunter. Seine Augen rollten wild. „Lassen Sie Jeremias erst seinen Sprößling aufnehmen," sagte er. „Dann werde ich mich auch wieder fähig fühlen, meinen Jungen zu tragen."

Jeremias fühlte sich in die Enge getrieben. Doch er machte noch einen letzten verzweiflungsvollen Versuch. „Ich weiß, worin Kapitän Nielströms Knacks besteht!" rief er aus. „Der Knacks sitzt wo anders! Kapitän

Nielström weiß einfach nicht, welcher von den beiden Jungen ihm gehört!"

Er hatte in ein Wespennest gestochen.

„Und Sie erst recht nicht!" brüllte der Kapitän ihn an. „Sonst hätten Sie ihn längst aufgenommen!"

„Sie sagten, Ihr Junge ist kahl," wendete Jeremias ein.

„Sein Haar ist inzwischen gewachsen," polterte der Kapitän. Im stillen wünschte er, daß dieses Wunder niemals aufgetreten wäre. „Gewiß — zuerst war er kahl!"

„Er ist hundert Gramm leichter als mein Junge," rief Jeremias. „Eine Wiegeschale — schnell, eine Wage!"

Als die Wage in der Kabine stand, atmete alles erleichtert auf. Der erste Junge wog vier Kilo und dreihundert Gramm. Jetzt wurde der zweite an den Haken gehängt. Alle Augen wendeten sich dem Zeiger zu. Vier Kilo zweihundert — nein, auf dreihundert. Da blieb er stehen.

Das Komitee schnappte nach Luft, und den beiden Vätern rannen die Schweißtropfen über die Stirn.

„Haben sie denn gar keine Zeichen?" fragte Petersen. „Irgend eine Narbe oder dergleichen?"

„Mein Junge nicht!" brüllte der Kapitän.

„Meiner auch nicht!" schloß Jeremias sich an.

Der Ingenieur fing an zu schimpfen. „Sie waren doch beide davon überzeugt, daß der eigene Sohn der Bessere war. Und jeder von Ihnen wußte auch warum. Da kann es doch nichts Einfacheres geben. Sie, Kapitän, nehmen das Kind, das Ihnen am besten gefällt, und der Steuermann tut das gleiche. So ist doch der Streit beigelegt."

„Das hat keinen Zweck," jammerte Jeremias.

„Ich kann nicht den geringsten Unterschied zwischen den beiden Jungen entdecken.“

„Ich auch nicht,“ seufzte Kapitän Nielström.

„Na, dann ist die Sache ja noch einfacher. Jeder macht die Augen zu und nimmt sich einen. Wenn einer so gut ist wie der andere, kann es doch gar nichts ausmachen, wenn sie vertauscht werden.“

„Was?“ Kapitän Nielströms Stirnadern schwollen an. „Was? Ich soll mit der Möglichkeit rechnen, daß ich des Steuermanns Jungen großziehe? Niemals! Ich will meinen eigenen Jungen haben!“

„Den gönne ich Ihnen von Herzen,“ warf Jeremias ein.

Eine kurze, verlegene Pause folgte.

Dann wendete sich der Kapitän an seinen Maat. „Jeremias! Als Ihr Vorgesetzter befehle ich Ihnen, Ihren Sohn von meinem Bett zu nehmen.“

„Ich kann nicht.“

„Versuchen Sie es!“

„Ich will nicht!“ Der Steuermann war wütend.

„Sie haben meinem Befehle zu gehorchen,“ kam es grollend aus dem Munde Nielströms. „Oder Sie machen sich der Meuterei schuldig!“

„Nein!“ rief Jeremias aus.

„Jawohl!“ brüllte der Kapitän.

„Daraus mache ich mir gar nichts,“ gab Jeremias zur Antwort. „Was ist die schlimmste Meuterei im Vergleich zu einer Verwechslung der beiden Kinder!“

Kapitän Nielström fuhr sich verzweiflungsvoll über den Kopf.

„Wie soll ich das nur meiner Frau beibringen?“ seufzte Jeremias.

„O — o — o!“ stöhnte Kapitän Nielström bei dem Gedanken an die drohende Gefahr.

3.

Auf Deck entstand eine Bewegung. Die des Urteils harrenden Matrosen wurden durch einen Angriff



von hinten in zwei Lager geteilt. Zwei aufgeregte Frauen stürzten in die Kabine. Ohne einander eines Wortes zu würdigen, eilten sie auf das Bett zu, und jede nahm, ohne zu fragen und zu zögern, ein Kind auf.

„Nielström,“ fuhr diesen seine Frau an, „ich hoffe, du kommst bald nach Hause! Ich habe dir einiges mitzuteilen!“

„Aber Susanne!“ entrang es sich dem Munde des Kapitäns. „Bist du sicher, daß du keinen falschen hast?“

„Einen falschen?“ Frau Susanne Nielström warf den Kopf in den Nacken und blickte mit herausfordernder Miene um sich. „Was für einen falschen?“

„Hast du wirklich nicht das falsche Kind genommen?“

Der Herr der Kommandobrücke sank unter dem Blick seiner Frau beinahe in die Knie.

„Nielström! Glaubst du, ich kenne mein eigenes Kind nicht?“

„Natürlich — natürlich!“ Kapitän Nielström krümmte sich verzweiflungsvoll und nickte heftig mit dem Kopfe. Ohne ein Wort weiter zu sprechen, verließen die beiden Frauen mit ihren Kindern die Kabine.

Sie hatten kaum die Tür hinter sich geschlossen, da blickten die beiden Väter sich fragend an. Und über des Steuermanns Antlitz flog ein leichtes Grinsen.

„Ich glaube, das Komitee hat seine Arbeit beendet,“ sprach da der Ingenieur. „Folgen Sie mir, meine Herren. Wir wollen beraten, welche Ansprüche wir für unsere Mühewaltung stellen. — Kapitän, das kostet Sie eine schöne Batterie Rumflaschen.“

Die beiden Väter aber sagten gar nichts mehr. Sie ließen sich zwei Tage lang nicht mehr an Bord sehen, und auf der nächsten Fahrt waren sie sehr freundlich miteinander. Von ihren Sprößlingen war nicht mehr die Rede.

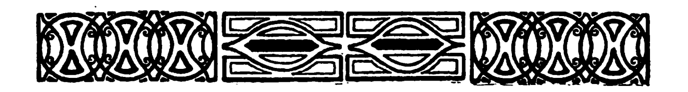
In Suez erhielt jeder ein Telegramm. Wortlos tauschten sie es aus, als sie es gelesen hatten.

„Unser Junge hat den ersten Zahn,“ lauteten sie übereinstimmend.

„Na, also!“ sagte der Kapitän.

„Na, also!“ wiederholte der Steuermann.





Aus einer französischen Musterkaserne.

Von R. Zollinger.

Mit 6 Bildern.

Unsere jungen Vaterlandsverteidiger haben im allgemeinen gewiß keinen Anlaß, den französischen Soldaten um sein Wohlleben zu beneiden, und ein Vergleich mit den mancherlei Freiheiten und Annehmlichkeiten, deren sich „Tommy Atkins“, der Angehörige des britischen Soldheeres, erfreuen darf, würde wahrscheinlich noch viel weniger zugunsten der französischen Verhältnisse ausfallen. Die Anforderungen des Dienstes zwar dürften überall so ziemlich die gleichen sein, und sie sind in der französischen Armee, wenn man von der berüchtigten Fremdenlegion absehen will, jedenfalls nicht schwerer zu erfüllen als in irgend einem anderen der großen europäischen Heere; aber Unterbringung und Verpflegung der Mannschaften lassen oft recht viel zu wünschen übrig, und wenn man neuerdings ziemlich häufig von Meutereien in französischen Regimentern lesen konnte, die auf nichts anderes zurückzuführen waren als auf die Unzufriedenheit der Leute mit der Menge oder Beschaffenheit der ihnen gewährten Kost, so hatten diese für Deutschland kaum denkbaren Vorkommnisse nichts sonderlich Überraschendes für den Kenner der in vielen französischen Garnisonen herrschenden Zustände.

Noch übler als um die Beköstigung ist es bei manchen

Truppenteilen um die Kasernements bestellt. Die Leute sind in alten, düsteren, gefängnisähnlichen Ge-



Die neue Kaserne des 76. Infanterieregiments vor der Porte de Clignancourt in Paris.

bäuden untergebracht, die in bezug auf Lüftung, Belichtung und mancherlei andere hygienische Erfordernisse sehr weit selbst hinter den bescheidensten Ansprüchen zurückbleiben.

Daß die oberste Heeresleitung jetzt nach Kräften bemüht ist, eine Wandlung zum Besseren herbeizuführen, muß allerdings anerkannt werden, und der französische Soldat wird in Wahrheit zu beneiden sein, wenn in

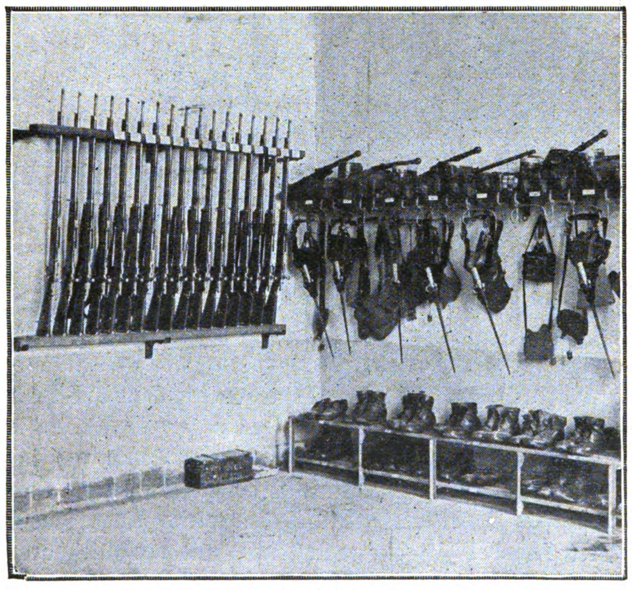


Eine Mannschaftsstube.

irgend einer — vorläufig allerdings noch nicht absehbaren — Zukunft sämtliche Kasernen nach dem Muster derjenigen gebaut und eingerichtet sein werden, die vor kurzem für das in Paris garnisonierende 76. Linieninfanterieregiment fertiggestellt worden ist.

Wenn auch bei der Wahl des Bauplatzes vor der Porte de Clignancourt mehr fiskalische als sanitäre Erwägungen maßgebend gewesen sein dürften, so kommt

es der Gesundheit der hier kasernierten Soldaten doch jedenfalls trefflich zustatten, daß sich in ziemlich weitem Umkreise keinerlei andere Baulichkeiten, Fabriken und dergleichen befinden, und daß die Luft darum so gut ist, als man sich's nur immer für ein Sanatorium wünschen könnte. Auch ist man vernünftigerweise von dem bisher festgehaltenen Grundsatz abgegangen, alles zwischen den vier Mauern eines einzigen Riesengebäudes unterzubringen, sondern man hat die be-



Die „Garderobe".

nötigten Räumlichkeiten auf eine Anzahl von Einzelbauten verteilt, die mit ihren einfachen, aber gefälligen Formen, ihren hohen Fenstern und Türen einen durchaus freundlichen und anheimelnden Eindruck machen.

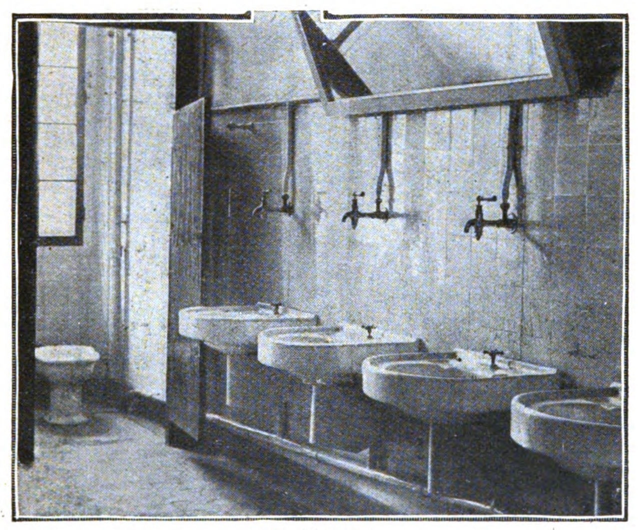
Zwei von diesen Einzelgebäuden (die auf unserer ersten Abbildung im Vordergrund befindlichen) wirken besonders vornehm und stilvoll dadurch, daß die übliche Dachform durch flache Terrassen ersetzt ist. Es war dem Architekten dabei indessen weniger darum zu tun, den Effekt monumentaler Renaissancebauten zu erzielen, als darum, nach dem Wunsche der Heeresleitung große Plattformen zu schaffen, die, wie man etwas sanguinisch hofft, in Bälde als Aufstieg- und Landungsplätze für Militäraeroplane benützt werden sollen.

Wesentlicher als die äußeren Reize der neuen Kaserne sind die Vorzüge ihrer inneren Einrichtung. Man hat sich hier in der Tat alle Fortschritte auf hygienischem Gebiete zunutze gemacht, und die Verbesserungen sind derart, daß ein Soldat des Kaiserreichs beim Betreten dieser Räume sich im Vergleich mit den düsteren, kahlen, kerkerartigen Kasernements seiner Zeit in einem Palast wähnen müßte.

Die Mannschaftszimmer sind hoch und hell, und der Luftraum für den einzelnen Mann ist beinahe überreich bemessen. Die Lagerstätten sind nicht mehr etagenweise übereinander gestellt, sondern sie stehen in angemessenen Zwischenräumen nebeneinander und sind mit Matratzen, Polstern und Decken so freigebig ausgestattet, daß wohl die Mehrzahl der Leute sich im späteren Leben oftmals nach dieser bequemen und elastischen Ruhestatt zurücksehnen wird. Über jedem Bett befindet sich ein metallener, mit verschließbarer Schublade versehener Wandschrank, dessen Vorhandensein von dem französischen Soldaten um so dankbarer empfunden werden muß, als er bisher gehalten war, seine Effekten nach vorgeschriebenem Schema zu einem ebenso kunstvollen als einsturzbereiten Gebäude aufzustapeln, dessen reglementswidrige Architektur nament-

lich dem jungen Rekruten gar manches Donnerwetter seines Unteroffiziers einzutragen pflegte.

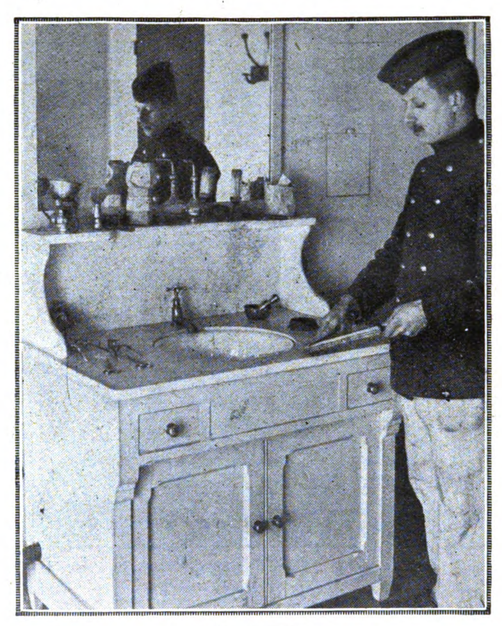
Die Erwärmung der Räume erfolgt natürlich durch Zentralheizung, und diese sanitäre Verbesserung ist vielleicht die einzige, mit der die damit Bedachten nicht vorbehaltlos einverstanden sind. Denn der Heiz-



Waschraum.

körper ist für den Soldaten nicht, was ihm der nun für immer verbannte, glutsprühende eiserne Ofen gewesen ist. Mit ihm ist in Wahrheit ein Stückchen Poesie und heimeligen Behagens aus dem Soldatenleben verschwunden. Der knisternde Ofen mit seinem allerlei wohlige Vorstellungen weckenden Feuerschein war ja beinahe wie ein beseeltes Wesen, das Augen und Stimme hatte. Um ihn konnte man sich abends zu einem gemächlichen Plauderstündchen gruppieren wie

draußen im Felde um das gemütliche Biwakfeuer. Und wer vermöchte vollends alle die Liter herzstärkenden Kantinenweins zu zählen, die auf den heißen Platten zu dem von dem französischen Soldaten so inbrünstig geliebten Glühwein wurden! Das ist nun vorbei;



Der Herr Friseur.

denn der „Radiator" ist nüchtern, stumm und poesielos, auch die reichste Einbildungskraft kann sich bei seinem Anblick unmöglich an den trauten heimischen Herd zurückträumen.

Andere Einrichtungsstücke als die eben aufgezählten enthalten die Mannschaftszimmer nicht, denn man wollte geflissentlich alles aus ihnen fernhalten, was

Der große Spiegel am Kasernentor.

durch üble Ausdünstung eine Verschlechterung der Atmungsluft herbeiführen konnte.

Während sich in den französischen Kasernen alten Stils die Gewehrständer nicht, wie bei uns, auf den Korridoren, sondern in den Mannschaftsstuben befanden, sind sie jetzt in besonderen Nebenräumen untergebracht, die gleichzeitig zweckmäßig konstruierte Gestelle für die Aufnahme der Stiefel, der Seitengewehre und des Lederzeugs enthalten. Man braucht nur eine halbe Minute lang die Düfte zu atmen, von denen diese Garderobenräume erfüllt sind, um vollkommen zu würdigen, was durch diese Neueinrichtung für die gesundheitliche Beschaffenheit der Schlafstuben gewonnen ist.

Daß man den Waschräumen und ihren unerläßlichen Anhängseln eine besondere Sorgfalt gewidmet hat, erscheint bei der Gründlichkeit in der Einrichtung dieser Musterkaserne nahezu selbstverständlich. Die Waschbecken sind mit Vorrichtungen für den Zufluß warmen und kalten Wassers versehen, und das Material, aus dem sie gefertigt sind, ermöglicht die peinlichste Reinhaltung. Sogar auf die Anbringung von Spiegeln ist man in diesen Räumen bedacht gewesen, die in ihrer Helligkeit und blitzenden Sauberkeit viel eher an die Toilettenräume eines vornehmen Instituts als an die einer Kaserne gemahnen.

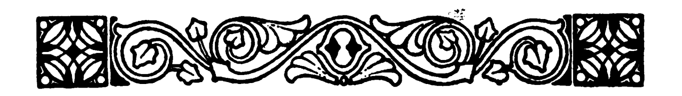
Während der Soldat bisher gewöhnt war, sich in irgend einem Winkel des Mannschaftszimmers von dem in der Führung des Rasiermessers und der Haarschneideschere geübten Kameraden verschönern zu lassen, steht ihm in dem Musterbau vor der Porte de Clignancourt ein eigener „Frisiersalon“ zur Verfügung, darin es an nichts fehlt, was ein Coiffeur der eleganten Welt für seine Kundschaft bereit hält. Und es ist begreiflich, daß

sich die jugendlichen Marssöhne viel lieber hier den Kopf waschen lassen als beim Appell oder auf dem Exerzierplatze.

Eine Neuheit, die auf den Besucher der Kaserne zunächst einigermaßen befremdlich wirkt, ist der neben einem Eingangstor angebrachte große Spiegel, der dem Vorübergehenden gestattet, sein Ebenbild vom Kopf bis zu den Füßen zu bewundern. Man könnte geneigt sein, darin ein beinahe zu weit gehendes Zugeständnis an die Eitelkeit der Mannschaften zu erblicken; aber wenn man die Leute selbst fragt, kann man von ihnen hören, daß sie der vorgesetzten Militärbehörde nicht bloß aus Eitelkeit für diesen scheinbar so seltsamen Einfall Dank wissen. Versäumt doch vor dem Antreten auf dem Kasernenhofe oder beim Ausgang in die Stadt jetzt sicherlich keiner, sich durch einen raschen, prüfenden Blick in das Glas zu überzeugen, ob sein Anzug von vorschriftsmäßiger Fehlerlosigkeit ist.

Manche kleine Nachlässigkeit, die dem scharfen Auge des Unteroffiziers oder Sergeanten gewiß nicht entgangen wäre und einen gehörigen Rüffel oder im Wiederholungsfall sogar eine Arreststrafe zur Folge gehabt hätte, kann mit Hilfe dieses aufrichtigen Warners noch rechtzeitig beseitigt werden, und die Insassen der Musterkaserne würden nach ihrer Versicherung lieber auf diese oder jene andere schöne Neuerung verzichten als auf den von Außenstehenden viel belächelten Spiegel am Eingangstor.





Doktor Svenson und seine Töchter.

Novelle von Adolf Stark.

Meine Gefühle am Tage meiner Doktorpromotion waren sehr gemischter Natur. Trotz des angenehmen Bewußtseins, eine wichtige Etappe auf meinem Lebenswege hinter mir zu haben, wollte keine rechte Freude in mir aufkommen, weil mein Verstand mir sagte, daß jetzt erst recht die böse Zeit für mich anbreche.

Ich bin der einzige Sohn eines kleinen, vollständig mittellosen Privatbeamten. Da ich nach der Meinung meiner Lehrer einen offenen Kopf hatte, schickte mich mein Vater auf das Gymnasium, was mit besonderen Kosten nicht verbunden war, denn Schulgeld brauchte ich keines zu zahlen. Als ich in der vierten Klasse war, engagierten mich die Eltern eines Mitschülers, der nicht recht fort konnte, um mit ihrem Sohne gemeinsam zu lernen, und bezahlten mir hierfür eine kleine Entschädigung. Der Umstand, daß ich so bald schon Geld verdiente, bewog meinen Vater, mich weiterstudieren zu lassen.

Kurz nach meinem Abgange vom Gymnasium starben rasch hintereinander beide Eltern, und ich stand ganz allein in der Welt. Meine Verwandten kannte ich kaum dem Namen nach und dachte auch keinen Augenblick daran, mich an sie zu wenden. Von Gerichts wegen wurde der ehemalige Chef meines Vaters mir zum Vormund bestellt. Er lud mich in sein Privat-

kontor und setzte mir dort auseinander, daß er sich sein ohnehin lästiges Amt natürlich keinen Pfennig kosten lassen wolle. Da ich das Abiturium hinter mir hätte, sei es wohl das beste, als Post- oder Steuerbeamter einzutreten, wodurch ich sofort in Brot und Stellung käme. Dazu konnte ich mich aber nicht entschließen. Ich wollte auf jeden Fall die Hochschule besuchen, und da ich das heilige Versprechen leistete, nie mit einer Geldforderung an ihn heranzutreten, so war mein Vormund schließlich damit einverstanden.

Ich verkaufte den Nachlaß der Eltern und zog in die Universitätsstadt. Der Erlös half mir über die erste Zeit hinweg, später fand ich eine Anzahl Schüler. Auf diese Weise erwarb ich mir meinen Lebensunterhalt.

Mein Leben war gleichförmig und eintönig; vormittags Vorlesungen besuchen, nachmittags Stunden geben — das war mein Tagewerk das ganze Jahr hindurch. Die Vergnügungen des Studentenlebens, die tolle Lust, die so lebhaft in den Burschenliedern besungen und gefeiert wird, lernte ich nicht kennen, vermißte sie aber auch nicht. Mein Vergnügungsbedürfnis befriedigten gelegentliche Besuche von Theatervorstellungen, denen ich vom hohen Olymp herab beiwohnte.

Bei alledem fühlte ich mich ganz und gar nicht unglücklich, ja ich könnte nicht einmal sagen, daß ich jemals während dieser Zeit mir ernstliche Sorgen gemacht hätte. Zwei- oder dreimal hatte ich sogar das Glück, mit Schülern, die eine Wiederholungsprüfung zu bestehen hatten, während der Ferien aufs Land zu gehen.

Diese sorgenfreie, in gewisser Beziehung sogar behagliche Existenz hatte mit einem Schlage ein Ende, als ich Doktor geworden war. Meine Lektionen wurden mir eine nach der anderen mit Worten der Anerkennung für meine Tätigkeit gekündigt, da die Leute von

der Anschauung ausgingen, ein Doktor der Medizin werde doch keine Schulstunden mehr erteilen. Ein falscher Stolz hielt mich davon zurück, diese irrige Anschauung zu berichtigen, und so sah ich mich denn mitsamt meinem Doktortitel eines Tages auf dem trockenen.

Meine Bemühungen, einen Posten zu erlangen, und wenn es auch nur in einem elenden Gebirgsdorfe wäre, scheiterten an dem Mangel von Bekanntschaft und Protektion, denn, so sonderbar es klingen mag, auch für solche Stellen, die in ihren Bezügen oft nicht einmal den Gehalt eines Ladengehilfen erreichen, finden sich stets Bewerber, und zur Erlangung ist eine gewisse Fürsprache nötig. Ich mußte mich damit begnügen, an einem Spital eine unbezahlte Assistentenstelle zu bekleiden.

Da las ich eines Tages in einer medizinischen Zeitung folgendes Inserat: „Junger Mediziner, womöglich mit einiger Erfahrung in der Bakteriologie, der bereit wäre, für die Wissenschaft alles zu wagen und zu opfern, möge sich melden bei Doktor Henrik Svenson. Briefliche Angebote mit kurzem Lebenslauf erbeten."

Diese Anzeige interessierte mich, ich wußte selbst nicht warum. Ich erkundigte mich bei allen möglichen Ärzten und Professoren, aber niemand hatte den Namen Svenson je gehört oder unter einer wissenschaftlichen Arbeit gelesen. Als Wohnort war ein Schloß in Ungarn angegeben. Die Meinung aller, mit denen ich sprach, ging dahin, daß Doktor Svenson wahrscheinlich irgend ein reicher Privatgelehrter sei, der zu seiner Unterstützung einen Assistenten suche.

Durch einen Zufall erfuhr ich endlich näheres. Im selben Hause mit mir wohnte ein alter Arzt, der sich in dem armen Arbeiterviertel mühselig und kärglich

genug durchbrachte. Wir kamen des Abends öfters zusammen, um eine Partie Schach zu spielen oder über interessante Fälle aus der Praxis zu sprechen.

Als ich Doktor Buxbaum die Annonce zeigte, fuhr er sich mit der Hand nachdenklich über den kahlen Scheitel. „Svenson? Warten Sie einmal, den Namen habe ich schon gehört, und den Mann muß ich kennen. Lassen Sie mich nur nachdenken. — Svenson, Svenson?“

Plötzlich flog ein Lächeln über sein Gesicht, und er schlug mit der Faust auf den Tisch. „Svenson — richtig! Daß ich nicht gleich darauf gekommen bin! Aber es sind freilich schon über dreißig Jahre seitdem verflossen. Jetzt weiß ich es. Svenson hieß ein junger Arzt, der gleichzeitig mit mir in Charkow die Vorlesungen Danilewskys besuchte. — Wissen Sie, wer Danilewsky war? Ein Physiologe — ein origineller, vielleicht ein wenig phantastischer Geist. Aber seine Vorlesungen waren sehr interessant und anregend. Svenson, der sehr reich zu sein schien und damals bereits sein Doktorat gemacht hatte, war nur wegen dieser Vorlesungen nach Charkow gekommen. Da er das Russische nicht vollkommen beherrschte, fragte er mich oft nach Dingen, die ihm unklar geblieben waren, und so entwickelte sich eine Bekanntschaft zwischen uns. Er war ein eigentümlicher Mensch. Ernst, grüblerisch, verschlossen, ging er selten aus sich heraus. Nur einmal ließ er uns einen Einblick in sein Seelenleben tun. Ich erinnere mich an den Abend noch so gut, als wäre es gestern gewesen. Einer unserer Kollegen hatte für eine Arbeit einen wissenschaftlichen Preis erhalten, und wir feierten dies Ereignis mit einer kleinen Kneiperei. Toaste wurden ausgebracht und natürlich der preisgekrönte Held des Abends gefeiert. Da plötzlich erhob sich Svenson, der sich bis dahin ganz schweig-

sam verhalten hatte. An den Wortlaut seiner Rede erinnere ich mich natürlich nicht mehr, nicht einmal an ihren Gedankengang und Inhalt. Nur so viel weiß ich, er überschüttete uns alle mit beißendem Hohn, weil wir wie Pygmäen, wie Ameisen seien, die mühselig allerlei kleine Splitterchen zusammenschleppten und glaubten, wer weiß welch Wunderwerk geschaffen zu haben, wenn wir diese kleinen Körnchen zusammenfügten. Die Worte wirkten wie eine Bombe. Lauter Widerspruch von allen Seiten unterbrach ihn. Er aber überschrie uns alle und verschaffte sich schließlich doch wieder Gehör. Dann begann er uns mit der Begeisterung eines Propheten allerhand phantastische Theorien vorzutragen. Wie gewöhnlich bei solchen Anlässen waren wir alle schließlich mehr oder minder angetrunken, so daß wir am nächsten Tage nicht mehr wußten, was getan und gesprochen worden war. Jener Abend ist mir im Gedächtnis geblieben, ich weiß selbst nicht warum. Svenson verlor ich bald darauf aus dem Gesicht, und heute erst höre ich wieder von ihm. Aber schließlich — schaden kann es ja nicht — will ich Ihnen ein paar Zeilen schreiben und an jene gemeinsame Charkower Zeit erinnern. Vielleicht kann's Ihnen nützen."

Noch am gleichen Abend schrieb Doktor Buxbaum den Brief, den ich gemeinsam mit meiner Bewerbung an die angegebene Adresse sandte.

Die folgenden Tage verbrachte ich in einem förmlichen Fieber der Erwartung. Ich könnte selbst nicht sagen, weshalb ich gerade diesmal so aufgeregt war, denn meine zahlreichen Mißerfolge hatten mich allmählich sehr skeptisch gemacht, und in der Regel war ich von vornherein darauf gefaßt, bei jeder Bewerbung einen abschlägigen Bescheid zu erhalten. Vielleicht war

es nur der Umstand, daß auch ich diesmal mich auf eine gewisse Empfehlung stützen konnte, vielleicht war es eine Ahnung dessen, was mir bevorstand — genug, ich konnte die Zeit kaum erwarten, bis der Briefträger kam. Bei Nacht träumte ich von Doktor Svenson, der mir als eine Art Magier erschien — mit langem, wallendem Bart, in phantastischer Kleidung, ein Zauberer, der mich auf geheimnisvollen Wegen zu jenen Höhen der Wissenschaft geleitete, die zu erreichen jeder Arzt in stillen Stunden als höchstes Ideal ersehnt.

Meine Geduld wurde auf eine lange Probe gestellt. Mehr als drei Wochen vergingen, ohne daß eine Antwort eintraf, und wenn ich mich auch, angesichts der steigenden Ebbe in meiner Kasse, an diese Hoffnung klammerte wie ein Ertrinkender an einen Strohhalm, so war ich mir doch im Herzen eigentlich klar, daß meine Bewerbung stillschweigend abgewiesen worden sei.

Da teilte mir eines Tages bei der Rückkehr aus dem Spital meine Wirtin mit, daß ein Brief für mich angekommen sei. Ich stürzte ins Zimmer. Da lag auf dem Tische ein Schreiben mit einer ungarischen Marke, dessen Vorderseite meine Adresse trug. Mein Herz klopfte so stark vor Erwartung, daß ich lange nicht den Mut fand, den Brief zu öffnen, weil ich jetzt, im Augenblick der Entscheidung, sicher zu wissen glaubte, es sei wieder eine Absage.

Mit Gewalt zwang ich mich zur Ruhe, setzte mich nieder und studierte zuerst die Adresse: „An Herrn Doktor Ernst Langer.“ Die zierlichen, ebenmäßigen Schriftzüge schienen von Damenhand geschrieben zu sein.

Endlich erbrach ich den Brief. Ein blaues Papier flatterte zu Boden; als ich es aufhob, bemerkte ich zu meinem freudigen Erstaunen, daß es eine Hundert-

guldenbanknote war. Sofort stieg das Thermometer meiner Hoffnung bis zum Siedepunkt, und hastig überflog ich die wenigen Zeilen, die von derselben zierlichen Hand geschrieben schienen. „Falls Herr Doktor Ernst Langer noch auf seinem Vorsatze beharrt, wird er aufgefordert, behufs persönlicher Vorstellung und Aussprache sich bei mir einzufinden. Ich betone nochmals, daß unbedingte Hingabe an die Wissenschaft unerläßliches Erfordernis ist. Wenn Herr Doktor Langer diese Begeisterung für die Forschung, der kein Opfer zu groß ist, nicht zu besitzen glaubt, möge er lieber fernbleiben, andernfalls erwarte ich ihn so bald als möglich. Reisegeld liegt bei."

Unterschrieben war der Brief einfach mit Doktor Svenson. Keinerlei Anrede; auch die gewöhnlichen üblichen Höflichkeitsformeln am Schluß fehlten.

Ich eilte mit dem Briefe ins Spital, um mich meinem Professor und meinen Kollegen zu empfehlen. Das Schreiben machte die Runde, alle stimmten darin überein, daß dieser Doktor Svenson ein origineller Kauz zu sein scheine. Es fehlte nicht an Stimmen, die mir von der Reise abrieten, darunter mein Chef selbst, der mir in wohlgesetzter Rede bewies, daß eine systematische Forschung nur an den Stätten der Wissenschaft, den Universitäten, möglich wäre, wo das Material vorhanden sei, und Mittel und Hilfskräfte reichlich zur Verfügung ständen. Im besten Falle sei dieser Doktor Svenson ein Sonderling, der sich mit allerhand kleinlichen wissenschaftlichen Spielereien befasse, wie dies bei sogenannten Privatgelehrten nicht selten sei. Auf jeden Fall sei es ganz ausgeschlossen, auf einem weltentlegenen menschenfernen Karpatenschloß bahnbrechende medizinische Versuche anzustellen. Das liege eben im Wesen unserer Wissenschaft.

Ich mußte im geheimen die Richtigkeit dieser Ausführungen anerkennen, aber einerseits blieb mir kein Ausweg, anderseits war meine Neugier durch den Brief noch mehr gesteigert worden, so daß ich trotz allem auf meinem Beschlusse beharrte. Schließlich war ich mit dem Manne nicht verheiratet und konnte wieder gehen, wenn es mir nicht paßte.

Ich bezahlte meine kleinen Schulden und trat am nächsten Morgen die Reise an, die etwa achtundvierzig Stunden in Anspruch nahm.

Im Zug holte ich den Brief abermals hervor und studierte ihn wieder und wieder, obgleich ich ihn schon fast auswendig kannte. Dann versenkte ich mich in die Betrachtung der Handschrift. Der Brief war unstreitig von einer Frau geschrieben. Sollte Doktor Svenson verheiratet sein? War seine Frau jung oder alt, schön oder häßlich?

Wahrscheinlich war Frau Svenson schon eine alte Dame. Mußte doch der Doktor nach den Angaben Buxbaums schon hoch in den fünfziger Jahren stehen. Aber es ist ja nicht so selten, daß auch alte Männer junge Frauen haben, und ich konnte mir die Briefschreiberin nicht anders als jung und hübsch vorstellen. Übrigens war mir dieser Gedanke durchaus nicht angenehm. Mir fehlte jede gesellschaftliche Routine, und jungen Damen gegenüber war ich von einer unüberwindlichen Schüchternheit.

Da bemerkte ich plötzlich, daß die Rückseite, die ich bis jetzt nicht beachtet hatte, ganz unten am Rande einige winzig geschriebene Worte trug. Es kostete mich Mühe, sie zu entziffern; als es aber geschehen war, erschrak ich, weil ich vor einem unlösbaren Rätsel stand.

Von derselben Hand waren in fast mikroskopisch

kleinen Buchstaben die Worte hingeschrieben: „Kommen Sie nicht!“

Was hatte das zu bedeuten? Ich zerbrach mir den Kopf und strengte all meinen Scharfsinn an, ohne zu einem anderen Ergebnis zu kommen, als daß die Briefschreiberin diese Warnung dem Auge Doktor Svensons, der den Brief unterschrieben und daher natürlich auch gelesen hatte, entziehen wollte.

Dieser Umstand regte meine Phantasie nur noch mehr an. Ich befand mich in jenem köstlichen Zustand, den Kinder empfinden, wenn sie ein Märchen hören, dessen Inhalt ihnen einen Schauer über den Rücken herunterjagt und sie doch so fesselt, daß sie atemlos drängen: „Weiter, Großmütterchen, erzähle weiter!“ Nach dem einförmigen, öden Dasein, das ich bis jetzt geführt hatte, erschien mir dies erste Abenteuer trotz seiner Absonderlichkeit doppelt verlockend, und ich konnte die Zeit nicht erwarten, wo ich an meinem Bestimmungsort angelangt sein und Doktor Svenson wie die Briefschreiberin kennen lernen würde.

* * *

Ganz zerschlagen von der langen Bahnfahrt kam ich in dem kleinen Karpatendorfe an, wo ich den Zug verlassen mußte. Ich hatte meine Ankunft telegraphisch angezeigt und hoffte, abgeholt zu werden. Aber vergeblich ließ ich meinen Blick über den offenen Bahnsteig, über das winzige Wärterhäuschen, das zugleich als Stationsgebäude diente, über die dahinterliegende Landstraße gleiten. Nirgends war ein Mensch zu sehen — außer jenem bloßfüßigen, mit einer schmutzigen Hose, einem zerrissenen Rocke und einer ehemals roten Mütze bekleideten Individuum, das offenbar Bahn-

wärter, Stationsvorstand und Lampenputzer in einer Person war.

Ich trat an ihn heran und fragte, ob niemand von Herrn Doktors Svensons Leuten hier sei oder auf mich gewartet habe.

Er starrte mich eine Zeitlang so verwundert an, daß ich glaubte, er habe meine Frage nicht verstanden, und sie wiederholte.

„Also zu Doktor Svenson will der gnädige Herr?“ stieß er in gebrochenem Deutsch hervor.

„Jawohl, zu Doktor Svenson.“

„Auf das Schloß?“

Stolz bejahte ich.

Der Mann schüttelte den Kopf. „Ist nicht gut, Herr,“ sagte er. „Ist nicht gut sein auf dem Schlosse. Gehen Sie lieber nicht hin.“

Zum zweiten Male eine Warnung! Ich beschloß, nicht eher nachzugeben, bis ich näheres erfahren hätte.

„Warum ist nicht gut sein auf dem Schlosse?“ fragte ich. „Ist Doktor Svenson ein so gefährlicher Mann?“

Der andere überlegte. „Böse? Nein, böse ist er nicht. Hat sein Land gegeben den Bauern um billigen Pacht und dürfen die Weiber holen aus dem Wald Holz, so viel sie wollen. Nein, böse ist er nicht, aber —“

„Was aber?“

Er dämpfte die Stimme zum Flüstern: „Ein Zauberer ist er.“

Ich mußte hell lachen. Ohne es mir gestehen zu wollen, war mir doch ein wenig bange ums Herz geworden bei den dunklen Andeutungen. Jetzt, da sich das Ganze als ein Ausfluß der bäuerlichen Rückständigkeit und des Aberglaubens erklärte, mußte ich, wie gesagt, lachen, was der barfüßige Herr Stationsvorsteher

etwas übelzunehmen schien, denn er gab auf meine weiteren Fragen nur kurze, einsilbige Antworten.

„Wie komme ich denn jetzt nach dem Schlosse?"

Keine Antwort.

„Ist es weit von hier?"

„Gut drei Stunden zu fahren."

„Man nimmt also einen Wagen, wenn man hinkommen will. Möchten Sie mir nicht sagen, wo ein solcher zu bekommen ist?"

Es dauerte eine geraume Weile, ehe er sich herabließ zu antworten: „Der Janos Fekete hat ein Paar Rappen gehabt."

Ich nahm meinen Koffer auf. „Gut, so will ich nach dem Janos Fekete fragen."

„Warten Sie noch ein wenig, gnädiger Herr. Der Janos hat ein Paar Rappen gehabt — das ist richtig, aber er hat sie am letzten Jahrmarkt verkauft und noch keine neuen Pferde angeschafft."

Ich stellte den Koffer wieder nieder und schoß einen wütenden Blick auf den Mann. Aber seine Miene, aus der keine Spur von Bosheit oder Spott hervorleuchtete, beruhigte mich wieder. So nahm ich das Frage- und Antwortspiel wieder auf.

„Wer ist denn jetzt von den Dorfbewohnern glücklicher Besitzer von Pferden?"

„Das schönste Gespann hat der Ferencz Mezöfy."

Wortlos bückte ich mich nach meinem Koffer.

„Warten Sie ein wenig, junger Herr. Mit dem Mezöfy können Sie nicht fahren, der ist vorgestern nach Miklos zur Hochzeit der Tochter vom Vetter seiner Frau gefahren. Da kommt er vor acht Tagen nicht zurück. Aber der Polonyi hat auch ein Paar gute Traber. Leider hat sich der Braune vor drei Tagen einen Nagel in den Huf getreten und lahmt, und der

Schimmel geht nicht einspännig. Dann wäre noch der Keröbös da, aber an dessen Wagen ist die Achse gebrochen, und der Farkas — — aber dem ist ja der Kutscher davongelaufen. Der Buda —“

Wortlos nahm ich meinen Koffer auf, und ohne mich dafür zu interessieren, welches Unglück den Herrn Buda und die anderen Fuhrwerksbesitzer des Dorfes noch getroffen habe, machte ich mich selbst auf, um auf gut Glück nach einem Fuhrwerk zu suchen, das mich auf Schloß Svenson bringen sollte.

Ich brauchte nicht lange zu suchen. Schon im ersten Bauernhof fand ich das Gewünschte. Zwar war der Wagen nur ein elendes Gestell ohne Federn, aber die Pferde waren gut und feurig, und der Kutscher verstand sein Handwerk.

Die Fahrt ging durch prächtige Waldungen, bergauf und bergab, an Abgründen vorüber und dann wieder zwischen blumenbestandenen Waldwiesen hin, umgeben von hohen, fichtenbestandenen Bergabhängen. Sie dünkten mir so köstlich, daß ich darüber sogar den Doktor Svenson samt seiner briefschreibenden Frau und seinem Schlosse vergaß. Ich erinnerte mich erst daran, als sich mein Kutscher umdrehte und, mit dem Peitschenstiel in die Ferne deutend, sagte: „Das Schloß!“

Was ich sah, entsprach nicht ganz dem Bilde, das ich mir vom Wohnsitze Doktor Svensons gemacht hatte, aber es enttäuschte mich auch nicht. Den Namen Schloß verdiente das auf einem kahlen Bergrücken, der wie abrasiert aussah, errichtete massive Bauwerk nicht, denn es zeigte nichts von jener Pracht, die wir uns bei diesem Ausdruck vorstellen. Keine zierlichen Türmchen, keine wehenden Fahnen waren zu sehen, wohl aber schwere Steinmauern mit kleinen, ver-

schiedenartig geformten Fenstern, die aus der Entfernung wie Schießscharten aussahen. Die eine Ecke des Ganzen nahm ein plumper, viereckiger Turm ein, dessen verwitterte, unbehauene Steine im Gegensatz zu dem aus ihnen hervorwuchernden Grün nur noch trübseliger aussahen. Oben darauf saß ein durch die Zeit schwarzgefärbtes Ziegeldach, dessen Ränder weit über das Mauerwerk hinausragten, wie die Krempe eines großen Hutes, den ein mürrischer Greis tief in sein Gesicht hineingezogen hat.

In der Luftlinie waren wir der Burg schon so nahe, daß ich glaubte, wir müßten sie in wenigen Minuten erreichen; aber es dauerte doch noch fast eine Stunde, ehe wir hinkamen, weil wir erst den Berg hinab mußten, durch einen tiefen Wald, dessen Bäume uns den Anblick des Schlosses wieder entzogen, dann den steilen Abhang hinauf, bis wir endlich durch ein gewölbtes Tor in den Hof rollten.

Ich sprang aus dem Wagen, der Kutscher hob meinen Koffer hinab, stellte ihn auf die Erde, steckte das Fahrgeld ein und beeilte sich, so schnell als möglich die Stätte zu verlassen, die ihm offenbar nicht recht geheuer schien. Ich schaute ihm nach, während ich allein auf dem menschenleeren, weiten Burghof stand, wie er die Pferde, die ohnehin im Galopp den Berg hinabrannten, noch durch Peitschenhiebe antrieb und sich von Zeit zu Zeit scheu umschaute. Offen gestanden, die törichte Furcht dieses Landvolkes steckte mich an; wie ein Stein lag es auf meinem Herzen, und ich wäre am liebsten davongelaufen, wenn ich nur gewußt hätte wohin.

Geraume Zeit stand ich so da, ohne daß sich jemand um mich kümmerte. Eine Nymphe, die den Kopf und den linken Arm verloren hatte, ließ aus dem

Kruge, den sie in der Rechten hielt, Wasser in dünnem Strahle in das darunterstehende Becken fließen. Das eintönige Geräusch des niederfallenden Wasserstrahles machte die tiefe Stille ringsum noch drückender. Die Fenster mit den blinkenden Scheiben schienen höhnisch auf mich herabzugrinsen, und die drei oder vier Tore, die sich an verschiedenen Seiten öffneten, glichen schwarzen aufgerissenen Teufelsrachen, bereit, den Unglücklichen zu verschlingen, der sich in ihr Inneres wagte.

Ich wollte mich bemerkbar machen, wollte rufen, aber eine unsichtbare Hand schien mir die Kehle zuzuschnüren, und als ich endlich doch ein zaghaftes „Hallo" hervorbrachte, erschrak ich selbst vor dem Widerhall, den die Töne in dem alten Gemäuer weckten, so daß mir das halbe Wort in der Kehle stecken blieb.

Allmählich aber verschwand das bange, lähmende Gefühl, und ich begann das Komische meiner Lage einzusehen. Ich entschloß mich, auf Entdeckungsfahrten auszugehen. Schließlich mußte ich doch irgendwo eine menschliche Seele finden. Nach kurzem Zaudern wählte ich die kleinste der in das Innere führenden Türen. Eigentlich waren es nur Torwege, von massiven Pfeilern umrahmte und von schweren Gewölben überdeckte Durchgänge ohne Türflügel.

Meinen Koffer vom Boden aufraffend, stürzte ich mich kühn in den schwarzen Rachen. Wenige Schritte nur — und ein Wunder tat sich vor meinen Augen auf.

Ich stand in einem Garten, der eine bedeutende Fläche bedecken mußte, denn ich konnte nach keiner Richtung hin eine begrenzende Mauer sehen. Ich befand mich hier auf jener Seite des Schlosses, die vorhin beim Herauffahren durch das Gebäude selbst meinen Blicken entzogen war. Blumen in allen Größen

und Formen, von einer leuchtenden Farbenpracht, wie ich sie nie gesehen hatte, umgaben mich. Hochragende Bäume nickten, zu mir herab und in der Ferne sah ich die Sonnenstrahlen sich in den Scheiben eines Glashauses spiegeln. Ich kam mir wie verzaubert vor. Dieser lachende, freundliche Feengarten hier neben dem alten, traurigen Gemäuer hatte tatsächlich etwas Märchenhaftes an sich.

Mädchenstimmen und helles, jugendliches Gelächter drangen an mein Ohr. Ehe ich mir über diesen neuen unerwarteten Vorfall klar werden konnte, tauchten zwei Gestalten vor mir auf. Beide groß, schlank und jung, von unverkennbarer Ähnlichkeit der Gesichtszüge, waren sie doch in ihrem Wesen und ihrer Erscheinung grundverschieden. Die eine mit blitzenden schwarzen Augen und ebensolchem Haar schien mich spöttisch zu mustern, während die Blonde mir aus ihren blauen Augen einen mitleidigen Blick zuschickte.

„Wohl Herr Doktor Langer?“ sagte die Schwarzhaarige, indem sie auf mich zutrat. „Wir haben Sie heute noch nicht erwartet. Seien Sie aber willkommen. Setzen Sie nur den Koffer aus der Hand, es trägt ihn niemand davon.“

Ich errötete über mein Ungeschick, denn tatsächlich hielt ich den Koffer noch immer in der Hand und hatte sogar in meiner Verwunderung vergessen, den Hut zu ziehen und zu grüßen. Ich holte mein Versäumnis schleunigst nach und stammelte verlegen: „Ich bitte um Entschuldigung, aber ich fand niemand im Hofe und da —“

Die Blondhaarige näherte sich mir mit reizendem Lächeln und nickte mir vertraulich zu, daß es mir ganz warm ums Herz wurde. „An uns ist es, Entschuldigungen vorzubringen, Herr Doktor. Aber wie meine

Schwester Nina schon bemerkte, wurden Sie heute noch nicht erwartet. Deshalb schickten wir Janos auch nicht zur Bahn. Ich will ihn sofort rufen, daß er Ihnen den Koffer hinaufträgt und Ihnen Ihr Zimmer anweist. Papa ist jetzt nicht zu sprechen. Er hat sich mit Doktor Achmed ins Laboratorium eingeschlossen, und da ist es bei Todesstrafe verboten, ihn zu stören. Wer weiß, ob die beiden heute noch sichtbar werden. Da müssen Sie sich schon —"

„Der Herr Doktor wird jedenfalls von der Reise ermüdet sein, liebe Erika," fiel ihr die Schwester ins Wort. „Wir werden Ihnen das Nachtessen auf Ihr Zimmer schicken."

Ich stand da und suchte krampfhaft nach einer Antwort, aber es wollte mir durchaus nichts einfallen, mein Hirn war wie leergebrannt, und ich kam mir selbst unendlich albern vor. Ich fühlte, wie mir unter den auf mich gerichteten Blicken der jungen Mädchen abermals die Röte der Verlegenheit in die Wangen stieg.

Ich mag wohl recht komisch ausgesehen haben, wie ich so dastand neben meinem Koffer, den Hut ratlos in der Hand hin und her drehend, denn plötzlich brach Nina in ein lautes, lustiges Gelächter aus, und die blonde Erika, obgleich sie sich sichtlich Mühe gab, ernst zu bleiben, wurde mit fortgerissen.

Dies jugendfrohe, harmlose, frische Lachen hatte etwas Befreiendes an sich. Es fiel mir gar nicht ein, darüber böse zu sein, daß sich die Mädchen auf meine Kosten amüsierten, im Gegenteil, ich spürte, wie es auch mich ansteckte.

Und dann war all meine Schüchternheit verflogen. Die schwarzhaarige Nina reichte mir ein kleines Händchen, und ich schüttelte es, als ob wir alte Bekannte wären. Mit Erika gestattete ich mir nicht die gleiche Ver-

traulichkeit. Dabei war mir so wohl und leicht und übermütig zumute wie noch nie in meinem Leben; zum ersten Male kam mir zum Bewußtsein, daß ich noch jung war, was ich zwischen Kollegienbesuch und Lektionengeben ganz vergessen oder, besser gesagt, nie kennen gelernt hatte.

Da erschien Janos, ein kleiner alter Mann, dessen Gesicht aussah wie zerknittertes braunes Papier, aus dem die schwarzen Augen wie zwei große Löcher herausschauten, während der Mund einem Riß glich, der von einem Ende des Gesichtes zum anderen ging. Er lud meinen Koffer auf die Achsel, ich schüttelte Nina nochmals kräftig die Hand, machte vor der Schwester eine Verbeugung, die mir selbst recht gelungen und weltmännisch vorkam, und lief hinter ihm drein.

Der erste Eindruck ist aber doch der stärkere. Das alte Gemäuer mit den klafterdicken, vom Alter geschwärzten Wänden, die kleinen, schießschartenähnlichen Fenster, die schmale, steile Wendeltreppe hatten sicherlich nichts Heiteres an sich, und in späteren Tagen fühlte ich oft den Hauch von Ernst, der von dem allem ausging.

Das mir zugewiesene Zimmer lag in jenem Teil des Schlosses, dessen Fenster auf den Garten hinausgingen, so daß ich die blühende Pracht tief unter mir vor Augen hatte. Die beiden Schwestern konnte ich nicht sehen, aber ihr heiteres Lachen drang zu mir herauf. Ich war schon jetzt fest entschlossen, hier zu bleiben.

Lange stand ich so am Fenster, ohne auch nur den Hut abzunehmen, bis die Sonne hinter den Bergen zu versinken begann und sich dunkle Schatten über den Garten legten. Dann erst machte ich mich daran, im Halbdunkel meinen Koffer auszupacken und meine

besten Kleider anzulegen. Das war wohl töricht gehandelt, denn Nina hatte mir deutlich genug zu verstehen gegeben, daß ich heute auf meinem Zimmer bleiben solle. Aber mir war so festtäglich zumute, daß ich unwillkürlich in meine Feiertagsgewänder schlüpfte.

Ich setzte mich ans Fenster und schaute wieder in den Garten hinab, der im Dunkel verschwand. Das Rauschen der Bäume im Abendwinde drang zu mir herauf wie der Wellenschlag des Meeres, und das Schifflein meiner Gedanken trieb darauf hin mit ausgespannten Segeln, in fröhlicher Fahrt einem fernen, glücklichen Gestade entgegen.

Janos kam, brachte das Nachtessen und stellte zwei brennende Kerzen auf den Tisch. Aber ich hatte keine Lust zu essen, und die Lichter verlöschte ich sofort wieder. Dann kehrte ich zu meinem Fenster zurück.

Unten rauschte und wogte es noch immer. Der Mond war allmählich heraufgestiegen; ich konnte ihn nicht sehen, aber die Landschaft vor mir nahm in seinem Lichte ein eigenes Gepräge an. Die hellen Farben des Tages waren erloschen, weiß war alles, silberweiß, von einem sanften, überirdischen Glanze, der den Augen wohltat und durch die tiefen, schwarzen Schatten kräftig unterstrichen wurde. Ich fühlte, wie meine Gefühle in eine sanfte Wehmut übergingen. Da versuchte ich, über meine Mondscheinstimmung zu spotten mit jenem gutmütigen, kindischen Spott des Knaben, der jede weiche Regung für unmännlich hält und sich ihrer schämt; aber ich vermochte es nicht. Das Gemüt war diesmal kräftiger als der Verstand.

Wie verzaubert kam ich mir vor. Heute weiß ich, daß es nicht nur die Fülle der neuen Eindrücke war, die mich so verwandelt hatte, sondern daß gleich beim ersten Anblick Erikas ein seltsames Gefühl in mein

Herz eingezogen war. Wenn man mir wenige Tage vorher prophezeit hätte, daß ich mich auf den ersten Blick in ein junges Mädchen verlieben würde, so hätte ich nur, mitleidig lächelnd, die Achsel gezuckt. Liebe auf den ersten Blick, das war eine jener Tatsachen, an die ich nicht glaubte, so lange, bis — nun bis ich sie am eigenen Leibe zu spüren bekam.

Spät erst legte ich mich zu Bett und träumte die ganze Nacht von Feengärten, in denen eine blondhaarige Zauberin ihr Spiel trieb, die mit ihrem Lächeln dem Wanderer das Herz aus der Brust zog, daß es hinter ihr drein lief wie ein kleines Schoßhündchen. Und der Wanderer, der meine Züge trug, stand daneben und sah zu, wie sein Herz ihm davonlief, und ihm war wohl und wehe zumute zu gleicher Zeit.

* * *

Als ich am nächsten Morgen erwachte, war mein erster Gang zum Fenster. Aber der Himmel hatte sich in ein graues Gewand gehüllt, ein feiner, dichter Regen rieselte hernieder und legte sich wie ein Schleier über alles, auch über den Blumengarten, dessen Pracht matt und erloschen aussah. Mich fröstelte, und ich beeilte mich, in die Kleider zu schlüpfen. Die Zauberstimmung von gestern war verflogen, und ernüchtert sah ich mich in dem kleinen Zimmer mit der gewölbten niedrigen Decke um, betrachtete die kahlen Wände, deren Verputz an manchen Stellen herabgefallen war und die nackten, kalten Steine sehen ließ. Das Mobiliar paßte durchaus nicht in diese Umgebung. Es war modern, von jener banalen, nichtssagenden Art, wie sie heutzutage dutzendweise erzeugt wird. Der Gesamteindruck meiner Wohnung war durchaus kein behaglicher, und meine Empfindungen waren mit jener Angst gemischt,

die ich gestern beim Betreten des Schloßhofes empfunden hatte.

Auch meine alte Schüchternheit kehrte wieder zurück. Als ich angekleidet war, stand ich lange ratlos mitten im Zimmer und wußte nicht, sollte ich warten, bis mich jemand holte, oder sollte ich gehen. Meine Unentschlossenheit wurde noch dadurch erhöht, daß ich keine Ahnung hatte, wie spät es war, denn in dem Zimmer war keine Uhr und die meine hatte ich gestern abend aufzuziehen vergessen.

Schließlich mußte ich mich doch dazu bequemen, das Zimmer zu verlassen. Ich schritt durch den schmalen, gewundenen, nur spärlich beleuchteten Gang hin, in dem die Tritte so laut widerhallten, daß ich unwillkürlich auf den Zehenspitzen auftrat, als ginge ich auf verbotenen Wegen. Von Zeit zu Zeit blieb ich stehen, wenn rechts oder links eine Türe sichtbar wurde, und lauschte, ob dahinter nicht Stimmen ertönten. Aber alles blieb still, und zu klopfen wagte ich nicht, aus Angst, vor die unrechte Pforte zu kommen. So ging ich immer weiter, bald einige Treppen hinab, bald einige empor, jeden Augenblick die Richtung wechselnd, so daß ich zuletzt keine Ahnung hatte, in welchem Teile des weitläufigen Gebäudes ich mich befand.

Endlich faßte ich mir ein Herz und klopfte an die erste beste Türe. Da niemand herein rief, öffnete ich kurz entschlossen.

Ein wohlbekannter Anblick bot sich meinen Augen. In dem großen, von breiten Fenstern selbst bei dem heutigen trüben Wetter gut erleuchteten Gemache standen lange Tische mit Gläsern und Retorten bedeckt, an den Wänden und in der einen Ecke sah ich die bekannten Brutkästen, in denen sich die Bazillen so wohl befinden, daß sie wachsen und gedeihen zur Freude

des Forschers, neben dem Fenster standen auf einem eigenen Tischchen mehrere Mikroskope.

Ich befand mich in einem wohl eingerichteten bakteriologischen Laboratorium, dessen sich keine Universität hätte zu schämen brauchen.

Der eigentliche Zweck meines Aufenthaltes auf diesem einsamen Karpatenschloß fiel mir ein. Ich hatte im Lauf der Geschehnisse beinahe ganz vergessen, daß ich bei einem Privatgelehrten als Assistent in Dienst treten sollte. Die vertraute Umgebung ernüchterte mich, angesichts dieser Apparate verflog meine Märchenstimmung, und ich kehrte in die Wirklichkeit zurück. Nicht ohne Bedauern verabschiedete ich meine Träume von gestern, die bangen sowohl als die lieblichen. Der Alltag umfing mich wieder. Statt in der Großstadt befand ich mich allerdings in einer weltverlorenen Einsamkeit, aber der Unterschied war gering. Mein Tagewerk würde dasselbe sein wie bisher.

Aber auch mein wissenschaftlicher Eifer erwachte jetzt. Ich betrachtete die einzelnen Instrumente, orientierte mich über die Einrichtung und fand, daß alles aufs beste vorgesehen war. Meine Achtung vor Doktor Svenson stieg beträchtlich.

So versunken war ich, daß ich ganz den Eintritt einer zweiten Person überhörte. Erst als dicht hinter mir sich jemand räusperte, wandte ich mich um und stand einem Manne gegenüber, der mich aus seinen schwarzen, durchdringenden Augen prüfend ansah. Er war um einen halben Kopf größer als ich, ziemlich wohlbeleibt. Sein Alter anzugeben wäre mir für den Augenblick nicht möglich gewesen. Doch zeigte das dichte, ein wenig gewellte schwarze Kraushaar und der schöne, bis über die halbe Brust herabreichende Vollbart noch kein einziges weißes Haar. Das Gesicht sah

sehr intelligent aus, und die kühn geschwungene Adlernase gab ihm einen energischen Ausdruck.

„Herr Doktor Svenson?" stammelte ich.

„Der sitzt noch unten beim Frühstück," antwortete der andere in fließendem Deutsch, doch verriet der fremde Akzent, daß er nicht seine Muttersprache spreche. „Ich bin Doktor Kara Ben Said Achmed Bei, Mitarbeiter, wenn Sie wollen Assistent Doktor Svensons. Sie sind wohl Herr Doktor Langer?"

Ich verbeugte mich zustimmend.

„Sehr erfreut." Er schüttelte mir die Hand. „Ihr Arbeitseifer, der Sie so zeitig am Morgen ins Laboratorium treibt, in allen Ehren. Haben Sie denn schon gefrühstückt?"

„Ich wußte nicht, wo ich —"

Doktor Achmed lachte, daß die Wände dröhnten. „Mein lieber Freund, heute will ich mich Ihrer noch annehmen, aber später sorgen Sie gefälligst selbst für sich. Hier im Hause gilt das Prinzip, daß jeder tun und lassen kann, was er will, selbstverständlich in seinen Mußestunden, denn die Arbeitszeit hat ihr genaues Programm. Aber sonst sind Sie ganz frei. Sie können zu den Mahlzeiten kommen oder sich auf Ihrem Zimmer servieren lassen, und wenn es Ihnen beliebt, auch fasten. Niemand wird deshalb eine Frage an Sie stellen. Jetzt kommen Sie mit. Ich habe zwar schon gefrühstückt, aber eine Tasse Kaffee — Janos braut ihn vorzüglich, nach türkischer Art, das hat er von mir gelernt — eine Tasse Kaffee verachte ich nie."

Er nahm mich unter den Arm und geleitete mich die Treppe hinab. Wir traten in eine gewölbte Halle, dereinst wohl der Prunksaal der Burg, in dem die alten Ritter ihre Zechgelage feierten, bei denen man den feurigen Ungarwein galant aus den kleinen Pan-

töffelchen der Damen schlürfte und den Minneliedern der fahrenden Sänger lauschte. Heute war die Herrlichkeit dahin, die Wände waren glatt weiß getüncht, die Einrichtung auch hier von empörender Nüchternheit. Seltsam stach davon nur ein kleines Tischchen in reicher Schnitzarbeit ab, das auf einem kostbaren persischen Teppich in einem Erker stand.

Hier ließ sich Achmed ohne Umstände auf den Boden nieder, nach türkischer Art die Beine unter sich kreuzend, und sagte, indem er mir winkte, einen Stuhl herbeizuziehen: „Machen Sie sich's bequem. Sie sehen, ich tue es auch auf meine Art. Doktor Svenson ist nicht mehr hier, und die Damen sind auch schon fort. Trommeln Sie gefälligst auf den Tisch, damit Janos kommt, aber etwas laut, er hört nicht gut — das heißt nur dann, wenn er nicht hören will. — Oh, Sie müssen schon fester schlagen. Nehmen Sie doch Ihre Stiefelsohlen zu Hilfe. Nur nicht genieren. Sehen Sie, das macht man so."

Ohne aufzustehen faßte er mit seinen muskulösen Händen den zunächst stehenden Stuhl an einem Bein, schwang ihn in der Luft und schmetterte ihn mehreremal auf den Fußboden nieder, was bei der massiven Beschaffenheit des Möbels einen Heidenlärm machte.

Tatsächlich erschien wenige Augenblicke nachher der Diener, erkundigte sich nach unseren Wünschen und brachte auch ein reichliches Frühstück.

Ich hatte seit gestern mittag nichts gegessen und hieb darum fest ein. Doktor Achmed sah mir zu, während er eine Zigarette rauchte und dazu aus einer winzigen Schale schwarzen Kaffee schlürfte.

„Was für ein Landsmann sind Sie?" fragte er mich plötzlich unvermittelt.

„Ein Deutscher," gab ich etwas erstaunt über diese Frage zur Antwort. „Mein Vater ist ein Deutsch-

österreicher gewesen, die Mutter eine Tschechin. Aber ich bin ganz deutsch erzogen."

Er wiegte den Kopf sinnend hin und her. „Hm, also eine Mischung aus Germanen- und Slaventum. Ganz interessant. Aber ich bin mir nicht klar, was dabei herauskommt. Darüber muß ich erst einmal nachdenken."

Ich mag ihn bei diesen Worten wohl etwas erstaunt angesehen haben, denn er fuhr erklärenden Tones fort: „Ich bin nämlich der Ansicht, daß die Rasse eines Individuums sein ganzes Wesen bestimmt. Doktor Svenson nennt dies eine haltlose Theorie, aber er selbst ist ein lebendes Beispiel für ihre Richtigkeit — er selbst und alle hier im Hause. Oh, ich habe hier ein ausgezeichnetes Beobachtungsmaterial. Da ist zuerst Doktor Svenson selbst. Der Vater, ein kalter, nüchterner Nordländer, verliebte sich unglaublicherweise in eine Französin, eine Pariserin. Der Doktor ist der Sprößling aus dieser Ehe, ein sehr gelungenes Produkt. Er vereinigt die Zähigkeit und Ausdauer der väterlichen Rasse mit der geistigen Rührigkeit und Erfindungsgabe der mütterlichen. Ein solcher Mensch ist schon von Geburt auf zu etwas Außergewöhnlichem bestimmt."

„Doktor Svenson ist wohl ein bedeutender Mann?" fiel ich ihm ins Wort.

„Ein Gelehrter ersten Ranges. Er vereinigt die Originalität und das Genie des Franzosen, der überall neue Wege, neue Gesichtspunkte entdeckt, mit der zähen Arbeitskraft der nordischen Rasse."

Ohne auf das Thema näher einzugehen, fuhr ich fort: „Mich wundert nur, daß ich noch nie seinen Namen unter einer wissenschaftlichen Arbeit gelesen habe."

„Sehr begreiflich, denn er hat noch nie etwas veröffentlicht. Was ihm fehlt, das ist die Fähigkeit, die

eigenen Schöpfungen objektiv zu betrachten, zu überprüfen, zu kritisieren. Das kann er einfach nicht. Dazu bin ich da. Doktor Svenson und ich ergänzen uns auf wunderbare Weise. Einer ohne den anderen ist nichts, vereint heben wir die Welt aus den Angeln. Er schafft, baut auf mit Genie und Ausdauer, ich reiße mit meiner Kritik zum größten Teil das Geschaffene wieder nieder, aber was stehen bleibt, das steht für alle Zeiten. Oh, Doktor Svenson ist ein großer Mann, ein genialer Mann und ich" — er richtete sich stolz auf — „ich bin seine rechte Hand."

Ich hätte gern nach der Art der Forschungen gefragt, mit denen sich Doktor Svenson und Achmed beschäftigten, aber ich traute mich nicht recht, weil ich nicht wußte, wie eine solche Frage aufgenommen werden würde. Die meisten Gelehrten verbergen ihre Forschungen, bevor sie abgeschlossen sind, sorgsam vor den Augen der Welt.

Eine kurze Pause trat ein. Da Doktor Achmed keine Miene machte, aufzustehen, vielmehr sich eine frische Zigarette ansteckte und eine neue Schale Kaffee eingoß, blieb auch ich sitzen. Mein Gegenüber brachte das Gespräch nicht wieder in Gang, und so faßte ich den Mut, die Frage zu stellen, die mir schon lange auf den Lippen schwebte.

„Die beiden jungen Damen sind die Töchter Doktor Svensons?"

„Sie kennen sie schon? Zwei reizende Wesen — was? Und interessant — vom Rassenstandpunkt aus, meine ich."

Er ritt schon wieder sein Steckenpferd. „Nina stammt aus der ersten Ehe Doktor Svensons mit einer Französin, Erikas Mutter war eine Deutsche. Sie werden sich aus diesen Angaben leicht ein Charakterbild der beiden Mädchen konstruieren können."

Aber dazu hatte ich keine Lust. Erika! Wie gut der Name zu ihr paßte! Das Bild von gestern trat wieder vor meine Augen, der blühende Blumengarten und mitten drinnen das große blonde Mädchen mit den lieben blauen Augen. Mir ward so eigen zumute bei dieser Erinnerung, in meinem Herzen sang es, in meinen Ohren klang es immerzu: Erika, Erika!

Achmed warf den Zigarettenstumpf weg, dehnte und reckte sich und seufzte: „Jetzt müssen wir hinüber ins Laboratorium. Wenn es Ihnen recht ist, kommen Sie mit und schauen sich unsere Arbeitsräume und alles, was darinnen ist, an. Sie werden manches Interessante finden."

„Und hoffentlich auch Doktor Svenson," fügte ich hinzu.

„Das glaube ich kaum. Ich habe ihm vorgestern einen Fehler, eine logische Inkonsequenz in seiner Arbeit nachgewiesen. Darüber war seine sanguinische französische Hälfte anfangs außer sich und tobte und schimpfte, wie dies bei solchen Gelegenheiten immer geschieht. Aber da ich mich in meine türkische Gleichgültigkeit hüllte und seine Einwände klipp und klar zurückwies, beruhigte er sich, und der gewissenhafte Germane kam zum Durchbruch. Jetzt findet er keine Ruhe und Rast, bis er den Fehler ausgemerzt und seine Quellen entdeckt hat. Das kann Tage, aber auch Wochen dauern. In einer solchen Epoche ist die ganze andere Welt für ihn verschwunden, am liebsten würde er nicht einmal essen und trinken. Darum rate ich Ihnen auch nicht, ihn jetzt zu stören. Es könnte Ihnen ein übler Empfang zuteil werden, und selbst wenn nicht, hat er doch in der nächsten Minute Ihre Person wieder vergessen. Es bleibt Ihnen nichts übrig, als ruhig abzuwarten, bis diese Zeit vorüber ist."

Diese Eröffnungen kamen mir nicht unerwünscht. Im Gegenteil, ich hoffte im stillen, daß die Entscheidung sich noch recht lange hinziehen werde, denn solange sie nicht gefallen war, durfte ich im Schlosse bleiben.

Der Rest des Vormittags verging im Laboratorium. Doktor Achmed war, wie ich mich bald überzeugte, ein tüchtiger Bakteriologe, der sein Fach von Grund aus verstand und in seinen Kulturen tadellose Ordnung hielt.

Da standen in engen Röhren, nur durch den abschließenden Wattepfropfen und die dünne Glaswand von der Außenwelt geschieden, in Reih' und Glied geordnet und numeriert alle die verderblichen Erreger der Krankheiten, denen das Menschengeschlecht unterworfen ist, von der Pest und der Cholera angefangen, die glücklicherweise nur seltene Gäste bei uns sind, bis zur Tuberkulose und Influenza, den leider nur allzu guten Bekannten.

Achmed war sichtlich erfreut und geschmeichelt, als ich bemerkte, daß selbst mein heimatliches Universitätslaboratorium nicht über eine so vollständige Sammlung verfüge. Mit fast zärtlicher Gebärde hob er ein Gläschen auf, in dem über der goldgelben Gelatineschichte Pestbazillen wuchsen, ein kleines, schimmelähnliches Häutchen und doch genug, um, losgelassen aus dem engen Glasgehäuse, ganze Länder in Schrecken zu versetzen.

Achmed hielt die Eprouvette gegen das Licht, schwang sie dann in der Luft und rief: „Oh, ich werde Ihnen noch Dingerchen zeigen, von denen Sie keine Ahnung haben. Ich kann wohl sagen, ohne mich allzusehr zu rühmen, daß wir — Doktor Svenson und ich — mehr von diesem kleinen Teufelszeug wissen, als sich die sämtlichen Bakteriologieprofessoren der Welt träumen

lassen. Wir haben uns nicht damit begnügt, sie zu züchten und zu färben, oh nein, wir haben sie beobachtet, wie sie leben, wie sie lieben, wie sie sterben. Wir haben ihnen die Geheimnisse ihres Lebens abgelauscht und —“

Er brach plötzlich ab, als habe er schon zuviel gesagt, und ging rasch auf ein anderes Thema über, indem er mir einige Verbesserungen an den Apparaten zeigte, die er selbst angegeben, und die Janos verfertigt hatte.

„Ein famoser Kerl — der Janos. Ein Vollblutmagyare. Hat noch etwas vom Wilden an sich.“

„Er sieht aber gar nicht wild aus,“ warf ich lachend ein.

Achmed lachte mit. „So meine ich es auch gar nicht. Ich denke dabei nur an gewisse Charaktereigenschaften: blinde Anhänglichkeit an jene Menschen, in denen er Wohltäter sieht, große Geschicklichkeit in allen Handarbeiten, dabei durchaus nicht dumm, sondern sogar von einer gewissen Schlauheit innerhalb seines Horizonts. Dieser aber ist sehr eng, und was darüber hinausgeht, das existiert einfach nicht für ihn, davon hat er keine Ahnung.“

Unter solchen Gesprächen und verschiedenen kleineren Arbeiten, bei denen ich mithalf, so gut ich konnte, verfloß der Vormittag. Erika und Nina ließen sich weder hören noch sehen.

Die Fenster des Laboratoriums gingen zu meinem Leidwesen auf den Hof hinaus, der verlassen und einsam dalag wie gestern. Die kopflose Nymphe goß noch immer mit melancholischem Plätschergeräusch den klaren Inhalt ihres Kruges in das Wasserbecken. Die Mauern sahen noch trüber und drückender aus als tags vorher, und die Tore gähnten nach wie vor als schwarze, dunkle Spalten in dem Gemäuer.

Als ich so am Fenster stand, überkam mich plötzlich eine tiefe Traurigkeit und Mutlosigkeit. Grau und öde, wie das Bild da draußen vor meinen Augen, kam mir mein ganzes bisheriges Leben vor, und trostlos blickte ich in die Zukunft. Was ich im Getriebe der Großstadt nie empfunden, das kam mir hier in dieser Einöde zum Bewußtsein: daß ich eigentlich nie jung gewesen, daß die schönsten Jahre meines Lebens unwiederbringlich verloren waren, verwelkt in der Tretmühle des eintönigen, nur der Fristung des Lebens gewidmeten Daseins.

Ich glaubte ersticken zu müssen und riß trotz des Regens das Fenster weit auf.

Da trug der Wind von irgendwoher Töne an mein Ohr, sanfte Töne, eine Melodie, deren Worte ich nicht verstehen konnte. Ohne daß es mir jemand gesagt hätte, wußte ich, daß Erika die Sängerin war. Ich hätte ihre Stimme unter Tausenden heraus erkannt. Und diese durch die Lüfte einherschwebenden Harmonien senkten sich in mein Herz, verdrängten Verzweiflung und Bitterkeit und erfüllten es mit einem süßen, bangen Ahnen.

Und wie als Antwort schwollen die Töne an, das Lied hatte wohl sein Ende erreicht, und die Sängerin sang den Refrain, der nur aus einem Worte bestand, einem Worte, das sich beständig wiederholte, bald lauter bald leiser — die Liebe, die Liebe!

„Also verliebt sind Sie auch schon," erklang hinter mir die Stimme Achmeds, dessen Anwesenheit ich in den letzten Minuten ganz vergessen hatte. „Ja, ihr Deutschen! Wie rasch das bei euch geht! In wen brauche ich nicht zu fragen. Die blonde Erika entspricht ja wohl ganz dem landläufigen Ideal. Ganz Gretchen!"

Diese Worte wirkten auf mich wie ein kalter Wasserstrahl. Ich war eben im Begriffe, eine scharfe Antwort zu geben, als sich die Türe zum Nebenzimmer öffnete und auf der Schwelle ein Mann erschien, der ein Blatt Papier über seinem Kopfe schwang und mit dröhnender Stimme schrie: „Ich hab' ihn, ich hab' den Fehler. Jetzt ist die Sache tadellos, und wenn Ihre kritische Adlernase diesmal noch eine Unrichtigkeit aufspürt, Achmed, so will ich selbst statt eines schaffenden Geistes solch ein unfähiger Kritikaster werden, wie Sie es sind. Jetzt stimmt es, und der Tanz kann losgehen. Es fehlt nur noch das Versuchsobjekt."

„Herr Doktor Langer ist bereits gestern angekommen," sagte Achmed trocken.

Sollte das eine Vorstellung sein oder eine Antwort auf die letzten Worte?

Doktor Svenson machte einige rasche Schritte auf mich zu, blitzte mich über die goldenen Brillenränder hinweg mit ein Paar stahlharten grauen Augen an, dann schlug er mir kollegial auf die Achsel und rief: „Bravo, junger Mann! Sie sind zur rechten Zeit gekommen. Ich will Sie berühmt machen, so berühmt, daß noch die künftigen Geschlechter nach Jahrtausenden Ihren Namen nennen sollen — im Verein mit dem meinen natürlich, der als der des größten Wohltäters der Menschheit gepriesen werden wird. Alle diese kleinen Berühmtheiten, die man heute feiert, werden verblassen vor mir wie die Sterne vor der Sonne. Jetzt aber —"

„Gehen wir essen," unterbrach ihn Achmed kühl. „Wenn die Lehren der Physiologie noch Geltung haben, so müssen Sie halb verhungert sein, Meister, denn Sie haben ja seit drei Tagen fast nichts gegessen."

Svenson schlug sich lachend vor den Leib. „Sie

haben recht. Ich verspüre so ein gewisses Gefühl hier in der Magengegend. Ich dachte nur nicht daran, daß es Hunger sein könne. Also, auf zum Essen!"

Er faßte mit der einen Hand Achmed, mit der anderen mich unter den Arm, und so marschierten wir die Treppe hinab dem Speisesaal zu.

* * *

Wie unbehaglich war mir die große Halle heute früh erschienen und wie freundlich und einladend, ja gemütlich sah sie jetzt aus! Machte das der Widerschein der brennenden Holzscheite, die im Kamin loderten, trotzdem wir im Sommer waren? Oder war die gute Laune Doktor Svensons daran schuld, der, übermütig wie ein Schüler, der das gefürchtete Examen hinter sich hat, allerlei Unsinn trieb und seine Töchter neckte, was ihm übrigens von der kecken Nina mit Zinseszinsen zurückgegeben wurde? Oder war vielleicht der Umstand daran schuld, daß ich an der Seite der blonden Erika sitzen durfte?

An dieses Mittagsmahl werde ich denken, solange ich lebe. Damals lernte ich Erika genau kennen, ihren Geist, ihre Seele, und was anfangs vielleicht nur Verliebtheit gewesen, reifte in diesen Stunden zur Liebe.

Anfangs waren wir beide befangen, und die Kosten des Tischgespräches bestritten fast ausschließlich Nina und ihr Vater, denn Achmed aß mit einer Art Hingebung, war ganz in das Genießen versunken und gab selbst auf Fragen höchstens durch ein halb unwilliges Murren Antwort.

„In bezug auf das Essen halte ich es mit meinen Landsleuten," erklärte er in einer Pause zwischen den Gängen. „Man kann nicht zwei Herren zu gleicher Zeit dienen, das ist ein sehr berechtigtes Sprichwort.

Von einem Seiltänzer verlangt kein Mensch, daß er geistreiche Redensarten drechseln soll, während er auf dem Drahtseil arbeitet, aber während des Essens soll man reden und womöglich geistreich reden —“

„Das heißt, wenn man kann,“ warf Nina dazwischen.

„Jedenfalls ist die Nahrungsaufnahme dieser Entfaltung der Geisteseigenschaften nicht gerade günstig,“ fuhr Achmed mit unerschütterlichem Ernst fort. „Wenn man das Blut, das der Magen während des Essens dringend braucht, gewaltsam zum Gehirn hinaufpumpt, so leidet entweder dieses oder der Magen oder alle beide.“

„Aber Ihr Magen ist doch außerordentlich gesund,“ neckte Nina.

Ich achtete nicht besonders auf dieses leichte Wortgeplänkel, denn nach Überwindung der anfänglichen Schüchternheit waren Erika und ich bald in ein angelegentliches Gespräch vertieft. Ich erzählte ihr von meinem bisherigen Leben, und sie schilderte ihre Kindheit, sprach von der Mutter, die sie kaum gekannt hatte, deren Bild aber in ihrer Erinnerung fortlebte wie von einem Heiligenschein umgeben, erzählte die kleinen Ereignisse ihres Daseins, das seit Jahren an diese Einsamkeit gebunden war, und ich lauschte den Worten, als verkünde sie mir die größten, nie gehörten Wunder, und berauschte mich an dem Klange ihrer Stimme.

Unser Gespräch wurde für einen Augenblick durch Doktor Svenson unterbrochen, der über den Tisch herüber meiner Nachbarin zurief: „Nachher, Erika, komm ein wenig zu mir herüber. Ich habe einige Briefe zu schreiben. — Sie müssen nämlich wissen, Doktor Langer, daß die Dame an Ihrer Seite meine Privatsekretärin ist.“

Der Brief, der mich so erregt, den ich aber bei der Fülle der neuen Eindrücke ganz vergessen hatte, fiel mir wieder ein. Ich wartete, bis die anderen, ins Gespräch vertieft, auf uns nicht hinhorchten, und fragte dann leise: „Also, Sie sind die Briefschreiberin?“

Sie errötete. „Bitte, sagen Sie niemand etwas von meiner törichten Warnung. Papa würde am Ende böse sein, Achmed würde spotten und Nina mich auslachen wegen meiner Schwarzseherei.“

„Ich werde kein Wort erwähnen, wenn Sie es nicht wünschen. Aber darf ich fragen, was jene Worte bedeuten sollten?“

Sie seufzte. „Ich weiß es selbst nicht. Aber als uns Papa mitteilte, daß ihm die große Entdeckung, an der er sein ganzes Leben arbeitet, gelungen sei und er noch einen zweiten Assistenten berufen werde, da packte mich plötzlich eine wahnsinnige Angst, daß diesem bei uns eine Gefahr drohe. Vielleicht, daß gewisse Andeutungen Achmeds und gewisse Ausdrücke des Vaters, die er im Gespräche fallen ließ, von mir falsch verstanden wurden und diese Furcht erweckten. Aber es ist Tatsache, daß ich, ohne Sie zu kennen, wochenlang um Sie gebangt, daß sich meine Gedanken in den letzten Tagen sehr viel mit Ihnen beschäftigt haben.“

Das Bewußtsein, in den Gedanken dieses reizenden Mädchens eine Rolle gespielt zu haben, war mir so angenehm, daß ich darüber ganz den ursprünglichen Gesprächsgegenstand, die geheimnisvolle Warnung, vergaß. Übrigens wurde bald darauf das Gespräch allgemein, und ich fand keine Gelegenheit mehr, an diesem Tage mit Erika weiter über die Sache zu reden.

Das Essen war längst abgetragen, aber niemand dachte an Aufbruch. Doktor Svenson blieb auf seinem

Platze sitzen, entlockte einer langen Pfeife, die er sich angezündet hatte, mächtige Rauchwolken und träumte vor sich hin. Achmed saß wieder in seinem türkischen Erker mit untergeschlagenen Beinen und sang zum Klang einer Gitarre in einer fremden Sprache langgezogene melancholische Melodien, denen Nina, ans Fenster gelehnt, aufmerksam lauschte. Erika hatte sich ihren Stuhl zum verglimmenden Kaminfeuer geschoben, und ich stand neben ihr, wortlos, wie im Traum, inmitten dieser eigenartigen Umgebung.

„Schade, daß es regnet," sagte Erika plötzlich. „Ich hätte Ihnen so gern unseren Garten gezeigt."

Doktor Svenson fuhr von seinem Sitz empor. „Richtig, ich habe ganz vergessen. Den heutigen Nachmittag können wir benützen, um Doktor Langer unser Spital zu zeigen."

Erstaunt blickte ich auf. „Sie haben ein Spital hier?"

Der Hausherr rieb sich die Hände. „Freilich, und was für ein Spital. Ich kann wohl sagen, ein so eigenartiges finden Sie nicht wieder auf der ganzen Welt. Oh, Sie sollen Ihre Wunder schauen, kommen Sie nur mit."

Er sprang auf und eilte voraus. Ich folgte ihm mit leisem Bedauern. So groß auch meine Neugier war, wäre ich doch weit lieber in der Gesellschaft Erikas geblieben.

Wir schritten durch den Garten und betraten das Treibhaus, dessen Glasdach ich schon am ersten Tage in der Sonne hatte blinken sehen.

„Hier ist mein Spital," erklärte Doktor Svenson mit einer Handbewegung nach den Pflanzen und Bäumen, die den Raum füllten.

Ehe ich den Sinn dieser Worte nur fassen konnte,

hatte er mich schon mit sich fortgezogen und begann mir, bei einem verkrüppelten Strauche stehen bleibend, lebhaft die Dinge zu erklären.

„Alle diese Bäume sind krank. Sie laborieren an den verschiedensten Leiden. Daß die Pflanzen ebenso Krankheiten unterworfen sind wie die Menschen und Tiere, das weiß natürlich jeder Laie. Aber mit dem Studium dieser Krankheiten haben sich nur wenige befaßt. Und doch ist es sehr wichtig, ja ich glaube, es liefert uns den Schlüssel zu Dingen, von denen die Naturforscher und Ärzte heute nur wenig ahnen."

Von Pflanze zu Pflanze schreitend machte er mich überall auf die Krankheitserscheinungen aufmerksam, nannte die Namen des Leidens und besprach seine Ursache.

Mein Interesse wurde immer lebhafter. Da gab es Bäume, deren Rinde von tiefen Wunden durchsetzt war, Geschwüren, die an der Lebenskraft zehrten, dort zeigte ein Stamm einen fleckigen Ausschlag. Alle Formen der äußerlichen Krankheiten, wie ich sie bei Menschen schon kannte, fand ich hier auch im Pflanzenreiche vertreten.

Interessanter waren noch die Ausführungen betreffend die innerlichen Krankheiten der Bäume und Pflanzen. Doktor Svenson erklärte mir eine Anzahl Untersuchungsmethoden, die er erfunden hatte, um diese Leiden zu erkennen. Ich selbst konnte nicht alles Gesagte sofort verstehen. Aber ein neues, bisher nicht gekanntes Gebiet eröffnete sich mir hier.

Trotzdem war ich ein wenig enttäuscht. Das Geheimnis schien mir jetzt allerdings gelüftet; wenn Doktor Svenson vorwiegend sich mit den Krankheiten der Pflanzen befaßte, dann brauchte er freilich keine Großstadt, im Gegenteil, die Natur war es, die ihm

die Patienten lieferte und gleichzeitig das Versuchsmaterial für seine Experimente. Aber dieses Fach stand denn doch nur in einem sehr losen Zusammenhange mit meinem ärztlichen Berufe und ich fühlte ganz wohl, daß ich eigentlich hier nichts zu suchen hatte, denn ewig konnte meine Stellung im Hause doch nicht dauern, und praktische Kenntnisse waren hier wohl kaum zu erlangen.

Mein Blick flog sofort bei meiner Rückkehr in die Halle nach dem Kaminplatz, wo Erika gesessen; aber der Stuhl war leer.

Nina mit Achmed saßen noch beieinander im türkischen Erker.

Der letztere rief mir beim Eintritt zu: „Nun, was sagen Sie zu unserem Spital, Doktor?“

„Sehr interessant,“ entgegnete ich ein wenig zerstreut. „Sehr interessant, aber offen gestanden, die Materie ist mir ein wenig fremd. Auf unseren Hochschulen hört man so gut wie gar nichts über Pflanzenkrankheiten.“

Doktor Svenson lachte zufrieden auf und rieb sich die Hände. „Glaube ich, glaube ich gern. Ich bin überzeugt, lieber Doktor, Sie halten meine Beschäftigung mit den Pflanzenkrankheiten für eine Art Spielerei, ohne praktischen Wert für den Menschen. Ist's nicht so?“

Ich errötete vor Verlegenheit darüber, meine geheimsten Gedanken erraten zu sehen.

„Ich nehme es Ihnen nicht übel,“ fuhr er fort. „Sie sind eben ganz in den Anschauungen befangen, die heute allgemein an den Universitäten herrschen. Der Mensch ist eine kleine Welt für sich, behaupten die zünftigen Herren, und übersehen dabei, trotz Darwin und Häckel, daß der Mensch doch nur ein Glied in der Reihe der Geschöpfe ist.“

„Ihre Vorwürfe sind ungerecht,“ nahm ich die Angegriffenen in Schutz. „Wäre dem so, wie Sie sagen, dann würden die Tierschutzvereinler und Antivivisektionisten die Mediziner nicht fortwährend angreifen, weil sie mit Tieren experimentieren.“

Wir waren in die nächste Fensternische getreten, wo wir uns jetzt niederließen. Doktor Svenson blickte mich scharf über seine Brillenränder an, dann sagte er plötzlich: „Wie denken Sie über das Experiment in der Medizin — das Tierexperiment, meine ich?“

„Ich halte es für eines der wichtigsten und unentbehrlichsten Hilfsmittel der Forschung. Das Experiment am lebenden Organismus ausschalten, hieße jeden Fortschritt unterbinden, die Wissenschaft töten, an Stelle der fruchtbaren exakten Beobachtung die glücklicherweise überwundene Spekulation von neuem einführen.“

Mein Gegenüber nickte befriedigt mit dem Kopfe. „Sehr richtig. Und überdies dürfen wir nicht vergessen, daß das Tierexperiment gleichzeitig auch eine gewisse Schonung des Menschenmaterials bedingt. Sie sagen, daß das Verbot, mit Tieren zu experimentieren, an ihnen neue Heilmittel, neue Heilmethoden zu erproben, die Forschung töten, zu leerer philosophischer Spekulation zurückführen würde. Bei der großen Masse vielleicht, bei den Durchschnittsmenschen, die sich durch ein Gesetz die Arme binden, den geistigen Horizont beschränken lassen. Die Freien aber, die Großen, die zum Forscher geboren sind, die aus innerem Triebe handeln, weil die Wissenschaft als solche ihnen die höchste Göttin ist, die würden weiter arbeiten, weiter forschen, und wenn man ihnen das Tiermaterial verweigert, einfach das heranziehen, was ihnen als Ärzten stets zur Verfügung steht — die Menschen.“

„Aber doch nur mit großer Vorsicht und in engen Grenzen," wandte ich ein. „Man kann doch nicht so weit gehen, bei seinen Versuchen einen Menschen in ernste Gefahr zu bringen."

In Svensons Augen glomm ein Feuer auf, und seine Züge nahmen einen harten, fanatischen Ausdruck an. „Warum kann man nicht?" murmelte er. „Man kann alles. Und man soll auch! Schließlich muß doch alles einmal am Menschen erprobt werden."

„Aber erst nach untrüglichen Tierversuchen, die bewiesen haben, daß das betreffende Mittel oder die angewandte Methode zum mindesten nicht schädlich und natürlich auch in der beabsichtigten Richtung wirksam sei. Von diesem Grundsatz abzugehen, würde ich selbst dann für ein Verbrechen halten, wenn das Tierexperiment uns nicht zu Gebote stünde. Ich weiß, es gibt Fanatiker der Wissenschaft, die das Menschenleben nicht sehr hoch einschätzen, aber ich habe ihre Ansicht nie geteilt, ihr Vorgehen nie gebilligt."

Svenson war aufgesprungen und ging mit starken Schritten im Saal auf und ab, die Hände auf dem Rücken, die Stirn gerunzelt. „Fanatiker der Wissenschaft," wiederholte er endlich, indem er neben meinem Stuhl stehen blieb. „Was ist das wieder für ein Ausdruck. Übrigens meinetwegen. Dann war auch Kolumbus ein Fanatiker und hundert andere, ohne die wir noch heute in Höhlen wohnten und Eicheln fräßen. Wenn Sie jeden einen Fanatiker schelten wollen, der, um ein großes Ziel zu erlangen, Menschenleben gering achtete und unter Umständen aufopferte, dann werden, fürchte ich, die größten Geister der Menschheit in Ihrem Verbrecheralbum figurieren."

„Ich wüßte nicht wieso," verteidigte ich meinen Standpunkt. „Sie haben vorhin Kolumbus erwähnt.

Nun gut, er hat eine Fahrt ins Ungewisse gewagt, er hat sein Leben und das seiner Gefährten allerdings aufs Spiel gesetzt; daß es um einer sehr großen Idee halber geschehen ist, will ich hier nicht weiter anführen, obgleich dies natürlich auch in die Wagschale fallen muß. Das wichtigste aber ist: Kolumbus hat alle seine Gefährten vorher auf das Gefahrvolle der Reise aufmerksam gemacht. Diese Seeleute wußten, daß sie sich zu einem Experiment hergaben, bei dem die Wahrscheinlichkeit des Gelingens zu der des Mißlingens sich verhielt wie eins zu hundert. Und weil sie dies wußten, im voraus wußten, waren sie keine Opfer, sondern Mitarbeiter, war die Tat des Kolumbus moralisch einwandfrei."

Svenson stellte sich vor mich hin, die Hände in den Hosentaschen, die Füße weit ausgespreizt, und grinste mir höhnisch ins Gesicht. „Und wie nennen Sie das, wenn dieser moralische Held das Schiffsjournal fälschte, die durchfahrenen Strecken zu niedrig angab, kurz seine Mitarbeiter regelrecht betrog?"

„Damit hat er niemand geschädigt," wehrte ich mich. „Ich sehe darin nur eine Kriegslist, das Bestreben~~, sein~~ Wagnis in den Augen der anderen kleiner erscheinen zu lassen, als es war, weil er wußte, daß ihre Engherzigkeit vor der Lösung der Aufgabe zurückschrecken würde, wenn sie diese in ihrer ganzen Größe zu sehen bekämen. Ich finde diesen Zug geradezu rührend. Das Genie macht sich selbst kleiner, als es ist, verzichtet auf den Ruhm in den Augen seiner Gefährten, weil es sein Werk höher schätzt als dies alles."

Svenson schien dies Gespräch ganz ausnehmend zu interessieren. Er setzte sich mir gegenüber, stützte den Kopf in die Hände und begann von neuem: „Kehren wir zu dem Ausgangspunkte unseres Gespräches zurück.

Ich kann den Unterschied nicht einsehen zwischen der Tat des Kolumbus und der des Arztes, der einem Kranken irgend etwas aus Forschungszwecken eingibt und dem Betreffenden einredet, es sei Medizin, bestimmt sein Leiden zu heilen. Frommer Betrug hier wie dort, aus edlen Beweggründen — hier wie dort."

„Ein großer Unterschied besteht doch. Kolumbus teilte das Schicksal seiner Gefährten, ihre Rettung war die seine, ihr Untergang der seine; das trifft für den angezogenen Fall nicht zu."

„Wenn aber das Selbstexperiment nicht möglich ist?" schrie Svenson mich an. „Sie wissen ganz gut, daß der exakteste Beobachter dort versagt, wo er sich selbst beobachten soll. Deshalb ist ein Experiment am eigenen Körper vielfach nicht möglich. Nehmen wir den Fall, jemand hätte etwas ganz Großes auf dem Gebiete der Medizin gefunden, oder vielmehr er glaubt, nein, er weiß sicher, daß er es gefunden hat."

„Sagen wir zum Beispiel ein Heilmittel gegen Tuberkulose," warf ich ein. „Das ist wohl das höchste Ziel, das wir Jungen uns denken können."

Svenson richtete sich stolz auf, und über seine Züge glitt ein Lächeln, halb befriedigter Ehrgeiz, halb Spott und Geringschätzung. „Es gibt noch andere Großtaten, mein lieber Freund, Großtaten, gegen welche die von ihnen angeführte ebenso verschwindet wie die Sterne vor der aufgehenden Sonne. Heilung der Tuberkulose — schön, gut, aber gibt es nicht noch andere Würgengel der Menschheit?"

„Wir wären zufrieden, wenn wir den schlimmsten von ihnen beseitigt hätten," gab ich zur Antwort.

„Bescheidenheit im Wünschen ist eine Tugend, Bescheidenheit im Streben eine Schwäche," antwortete er. „Wie sollte der den höchsten Gipfel erklim-

men können, der nicht einmal in Gedanken den Flug zu seinen Höhen wagt? Aber gut, bleiben wir bei Ihrem Beispiel. Nehmen wir an, ich habe ein Mittel gefunden, das die in den Körper eingedrungenen Tuberkelbazillen sicher tötet, ich habe es an Tieren probiert und seine Wirkung festgestellt. Sie ist unzweifelhaft, aber ein Haken ist bei der Sache. Es gibt eine oder zwei Tierarten — als Arzt kennen Sie ja genug derartige Verhältnisse — für die das Mittel auch in den kleinsten Dosen tödlich wirkt. Was tun? Die Sache beim Menschen ganz unversucht lassen? Beraube ich dadurch nicht die Menschheit einer ihrer größten Errungenschaften? Opfere ich nicht mit absoluter Gewißheit das Leben von Millionen deshalb, weil ich es nicht wage, das Leben einiger weniger durch meine Versuche zu gefährden?“

Er blickte mich scharf an. Sein Atem ging erregt, die Hand, die auf der Stuhllehne lag, zitterte. Ich war nicht wenig erstaunt darüber, einen Menschen wegen einer rein theoretischen Frage so erregt zu sehen.

„Nun, warum antworten Sie nicht?“ Seine Stimme klang ganz heiser.

„Ich mußte mir den Fall erst überlegen. Ich gestehe, die Sache liegt nicht so einfach. Vielleicht sollte man in einer solchen Lage unter dem Hinweis auf die mögliche Gefahr, aber auch auf die ebenso große Bedeutung den Ruf erschallen lassen: Freiwillige vor! Ich bin überzeugt, Hunderte, ja Tausende würden sich melden, die bereit wären, ihr Leben für die Allgemeinheit zu wagen.“

„Und wenn der Forscher sich getäuscht hätte? Daß er selbst geschmäht und geschändet würde, daß jeder Laffe sich das Recht herausnehmen würde, über ihn

ein abfälliges Urteil zu sprechen, davon will ich gar nicht reden. Aber könnte er es verantworten, in die Herzen von Millionen Hoffnungen eingepflanzt zu haben, die sich dann als trügerisch erwiesen? Denken Sie an das Elend, den Jammer, der einer solchen Enttäuschung folgen würde. Noch ist uns allen die Reaktion im Gedächtnis, die auf die hochgespannten Erwartungen folgte, die sich an die Kochsche Tuberkulinbehandlung knüpfte. Wer es miterlebt hat, wie damals die armen Kranken dem Messias entgegenjauchzten, um doppelt elend zusammenzubrechen, der wird sich hüten, vor die Öffentlichkeit zu treten, ehe er seiner Sache gewiß ist."

„Vielleicht haben Sie recht," gab ich zur Antwort. „Aber es gibt noch einen anderen Ausweg. Wozu sind wir Ärzte da? Der Kampf gegen Tod und Krankheit ist unsere Sache. Nun gut, diese Aufgabe muß im weitesten Sinne aufgefaßt werden. Unsere Pflicht ist es, in solchen Fällen, wie Sie ihn eben annahmen, in die Schranken zu treten und uns gegebenenfalls freiwillig zu opfern."

Das Gesicht Doktor Svensons verwandelte sich mit einem Schlage. Die Schatten verschwanden, ein strahlender Ausdruck erschien auf seinen Zügen. Sich in seiner ganzen Länge aufrichtend, legte er mir die Hand auf die Schulter und sagte beinahe feierlich: „Sie sind mein Mann, Doktor Langer. Ich sehe, ich habe mich nicht getäuscht, als ich annahm, Sie würden gewillt sein, gegebenenfalls für die Wissenschaft alles zu wagen."

Ehe ich mir über den Sinn dieser Worte und ihren Zusammenhang mit dem vorhergehenden Gespräch recht klar zu werden vermochte, war Svenson zu Achmed gestürzt, den er beinahe mit Gewalt aus seiner bequemen Stellung in die Höhe riß.

„Auf, auf mein Freund! Überwinden Sie Ihre türkische Faulheit und mobilisieren Sie Ihren kritischen Scharfsinn! Kinder, in den nächsten Tagen dürft ihr auf unsere Anwesenheit bei den Mahlzeiten nicht rechnen. Wir haben zu tun — viel zu tun!“

Achmed mit sich fortziehend, stürzte er aus dem Gemach. Ich schaute ihm ganz verwirrt nach, während Nina, an derartige Szenen offenbar gewöhnt, trällernd und ohne mich weiter zu beachten, den Saal verließ.

* * *

Den Rest des Tages verbrachte ich wieder ganz allein. Svenson und Achmed hatten sich eingeschlossen, und da meine Anwesenheit nicht verlangt wurde, wollte ich mich auch nicht aufdrängen. Ich durchstreifte das Haus, besichtigte alle Winkel und Ecken des alten Gebäudes, ohne mit meinen Gedanken recht bei der Sache zu sein, in der geheimen Hoffnung, irgendwo Erika zu begegnen. Aber sie blieb unsichtbar, ebenso ihre muntere Schwester, nur Janos kam noch einmal zum Vorschein, als er mir das Abendbrot in den Speisesaal brachte.

„Gnädige Fräulein lassen sich entschuldigen,“ radebrechte er.

Obgleich es eigentlich natürlich war, daß die jungen Mädchen nicht mit mir allein speisen wollten, verschlechterte sich meine Laune dadurch doch beträchtlich. Nie war ich so nervös und verschiedenen Stimmungen unterworfen gewesen wie an diesem Tage.

Als ich oben allein in meinem Zimmer saß und melancholisch dem Niederfallen der Regentropfen lauschte, fühlte ich mich aufs tiefste niedergeschlagen und unglücklich. Ich sah alles im schwärzesten Lichte. Was sollte ich hier? Für Doktor Svenson war ich offen-

bar überflüssig, sonst hätte er mich nicht einfach beiseite liegen lassen, während er sich mit Doktor Achmed zu einer offenbar wichtigen Arbeit zurückzog, Nina behandelte mich wie Luft, und Erika war ich lästig geworden, so daß sie sich schon vor meiner Rückkehr aus dem Garten zurückgezogen hatte. Ich ging mit dem festen Entschluß zu Bett, morgen wieder abzureisen. Die halbe Nacht zermarterte ich mein Gehirn mit dem Gedanken, wozu mich Svenson hierher berufen, wenn er offenbar meine Mithilfe bei seinen Arbeiten weder brauchte noch auch wünschte. Immer und immer wieder sagte ich mir den Text der Anzeige und den Wortlaut des Briefes vor, und erst jetzt fiel mir auf, daß nirgends darinnen von Mitarbeit die Rede war, sondern nur von Begeisterung und Opfermut für die Wissenschaft.

Vergebens suchte ich das Rätsel zu lösen. Erst als der Morgen graute, fand ich diesmal Schlaf. —

Als ich erwachte, spielten große, gelbe, runde Sonnenflecken auf der Zimmerdecke und an den Wänden, durch das Fenster guckte ein Stück tiefblauen Himmels zu mir herein, und das Schmettern der Finken drang vom Garten herauf an mein Ohr.

Mit einem Satz war ich aus dem Bett. Meine trüben Gedanken von gestern waren verflogen, konnte ich doch hoffen, Erika heute im Garten zu begegnen. Ich fuhr in die Kleider und eilte in den Speisesaal, wo ich das Frühstück rasch erledigte, da mir Janos auf meine Frage mitteilte, die Damen seien schon lange im Garten.

Nach dem erquickenden Regen sahen die Blumen noch farbenprächtiger und schöner aus als vorgestern. Aber ich hatte für sie keinen Blick, ich streifte durch die Wege, ging durch die zahlreichen gewundenen Alleen,

vorüber an dem Glashause, dessen Fenster heute geöffnet waren, um auch den armen Patienten etwas von der klaren Luft und dem Sonnenschein zukommen zu lassen, und verirrte mich bis in die entferntesten Ecken, ohne die zu treffen, nach der sich mein Herz sehnte.

Als ich an einer Laube vorüberkam, sah ich Nina sitzen, die eifrig in einem Buche las und dabei leise vor sich hin murmelte. Als mein Schatten auf den Tisch fiel, blickte sie auf, klappte das Buch zu und lud mich ein, neben ihr Platz zu nehmen.

„Es ist schön hier in der Laube,“ sagte sie. „Mein Lieblingsplatz!“

Ich suchte nach einer Antwort, aber da ich die einzige Frage, von der mein ganzes Hirn erfüllt war, nicht auszusprechen wagte, so schwieg ich, und eine Zeitlang saßen wir wortlos nebeneinander. Endlich fragte ich, weil mir nichts Besseres einfiel: „Ich habe Sie wohl in einer interessanten Lektüre gestört?“

Nina errötete abermals, zögerte einen Augenblick, dann aber gewann ihr Übermut die Oberhand, und sie brach in ein helles Gelächter aus. „Das möchte ich nicht gerade behaupten. Ach Gott, es ist so langweilig hier auf unserem Bergschloß, besonders wenn Papa und Achmed ihren Arbeitskoller kriegen und Erika ihren grauen Tag hat. Da lerne ich denn zu meiner Zerstreuung ein wenig Türkisch.“

Sie blickte mich mit ihren lachenden Augen von der Seite an, ob ich nicht vielleicht wegen ihrer jedenfalls außergewöhnlichen Liebhaberei mir geheime Gedanken mache. Aber ich hatte aus der Rede nur das heraus gehört, daß Erika heute „ihren grauen Tag“ habe, und sofort erschien auch mir die Sonne matt, der Himmel düster, die Blumen farb- und duftlos.

„Sagen Sie, Herr Doktor, wie gefällt es Ihnen

eigentlich bei uns?“ plauderte Nina weiter. „Wie finden Sie das Haus und seine Bewohner?“

„Leider habe ich beides noch nicht genügend kennen gelernt, um ein Urteil zu fällen, das übrigens ganz und gar nicht maßgebend wäre. Nur so viel glaube ich schon heute sagen zu können, daß Herr Doktor Svenson ein Gelehrter voll kühner origineller Ideen ist und daß —“ ich zauderte einen Moment, nahm aber dann meinen ganzen Mut zusammen und vollendete: „daß seine Töchter die reizendsten jungen Damen sind, die ich je gesehen habe.“

Nina knickste lachend. „Vielen Dank für das Kompliment, das ich hiermit für meine Schwester annehme. Denn ihr gilt es doch in erster Reihe — nicht wahr? Ich bin ja doch nur das Anhängsel, die Folie.“

Verlegen wollte ich protestieren, aber sie schnitt mir das Wort ab. „Keine Ausflüchte, Herr Doktor! Schon vorgestern, als Sie mit Ihrem Koffer hier vor uns auftauchten, bemerkte ich, welch tiefen Eindruck Erika auf Sie machte. In solchen Dingen haben wir Mädchen einen scharfen Blick. Übrigens haben Sie recht. Wenn ich ein Mann wäre, würde ich mich auch in Erika verlieben. Sie ist tausendmal schöner und besser als ich.“

Bei den letzten Worten war ihr lachendes Gesichtchen ernst geworden. Ich hätte sie küssen mögen für die Worte, die sie ihrer Schwester spendete. Wie am ersten Tage fühlte ich auch jetzt alle meine Schüchternheit schwinden. Ich rückte Nina ein wenig näher und beichtete ihr in bewegten Worten mein Geheimnis, das sie längst durchschaut hatte.

„Das müssen Sie alles Erika selbst sagen,“ rief sie, als ich geendet hatte, mit einem naiven Gemisch von Ernst und kindischer Wichtigtuerei. „Gleich jetzt

müssen Sie es ihr sagen. Kommen Sie, wir wollen sie suchen. Sie steckt gewiß im Spital bei den kranken Pflanzen, um sie zu begießen. Wenn Papa das wüßte, er würde wütend sein. Manchmal hat er sich schon über die Besserung des einen oder des anderen Patienten gewundert, ohne zu ahnen, daß Erika ihm heimlich entgegenarbeitet. Oh, sie ist so gut, sogar mit den Pflanzen hat sie Mitleid! Und" — sie dämpfte ihre Stimme — „ich glaube, Sie sind ihr auch nicht ganz gleichgültig."

Ich fühlte, wie bei dieser Mitteilung mein Herzschlag stockte und alles Blut mir ins Gesicht trat. „Fräulein Nina, treiben Sie nicht Ihr Spiel mit mir! Wecken Sie nicht Hoffnungen in meinem Herzen, die mich tief unglücklich machen würden, wenn sie sich später nicht bewahrheiteten!"

Sie legte mit einer reizenden Gebärde ihre Hand auf meinen Arm. „Ich will Ihnen ein Geheimnis anvertrauen. Gestern, als ich in unser Zimmer zurückkehrte, das ich mit Erika teile, da hörte ich sie laut beten. Ich blieb auf der Schwelle stehen, und da vernahm ich, wie sie sagte: ‚Oh Gott, schütze ihn, gib, daß ihm kein Leids widerfährt.'"

Mir war es, als hörte ich die Engel im Himmel singen. Ich ergriff Ninas Hand und bedeckte sie mit Küssen.

Da plötzlich verdunkelte sich der Eingang der Laube, und emporblickend sahen wir Erika, die totenblaß dastand und uns zuschaute. Ich sah, wie sie wankte, und sprang hinzu, sie zu schützen, aber mit einer stolzen Gebärde wies sie mich zurück.

Die Unbefangenheit, deren ich mich in Ninas Gesellschaft erfreute, wich von mir, als ich mich dem geliebten Mädchen gegenüber sah. Ich wurde wieder verlegen, schüchtern und fand keine Worte.

„Ihr entschuldigt mich wohl, ich habe im Hause zu tun,“ rief Nina, indem sie mir einen aufmunternden Blick zuwarf, und war wie ein Wiesel davon, uns beide in der Laube allein lassend.

Die Sonnenstrahlen stahlen sich durch die Lücken, die die Blätter des wilden Weines freiließen, und bildeten auf dem Boden und der Tischfläche kleine, kreisrunde, beständig flimmernde helle Flecken. Der Duft der Blumen drang zu uns herein, und das Gezwitscher der Vögel klang an mein Ohr. Mir war so eigen zumute, selbst die nächsten Gegenstände sah ich nur wie durch einen Nebel, alles schien meilenweit von mir entfernt, nur Erika war mir nahe, ganz nahe, ich wollte die Hand ausstrecken, um die ihre zu ergreifen, ich wollte ihr sagen, daß ich sie liebe, wollte ihr zu Füßen sinken, aber die Erregung lähmte die Zunge und die Glieder, daß ich nicht zu sprechen, mich nicht zu rühren vermochte.

Da plötzlich wandte sie sich wortlos zum Gehen. Der Bann wich von mir, und aufspringend verstellte ich ihr den Weg.

„Bitte, Herr Doktor, wollen Sie mich vorüberlassen.“

Ihre Stimme klang scharf und kalt, wie ich es nie von ihr gehört, und sie blickte zur Seite, um meinen Augen nicht zu begegnen.

„Erika,“ bat ich mit leiser Stimme. „Erika, bleiben Sie hier und hören Sie mich an.“

„Ich wüßte nicht, was Sie mir zu sagen hätten.“ Jetzt war ihre Stimme nicht mehr so hart, aber es klang durch wie verhaltene Tränen.

„Warum sind Sie so zu mir, Fräulein Erika? Was habe ich Ihnen getan? Fräulein Nina war so freundlich und Sie —“

„Was brauchen Sie denn meine Freundlichkeit?“ Das klang wieder trotzig und bitter.

Ich sank auf die Bank nieder. Es hätte nicht viel gefehlt, wäre ich in Tränen ausgebrochen. Wie hatte doch gestern Doktor Svenson gesagt? Besser keine Hoffnung haben, als daß die Hoffnung, die der eine Augenblick gibt, im nächsten wieder geraubt wird.

Selbst in meinen Träumen hatte ich mich nicht dazu versliegen, an eine Gegenliebe Erikas zu glauben. Sie anzubeten wie eine Heilige, aus scheuer Entfernung, das war mein einziger Wunsch gewesen. Ninas Worte hatten mir eine neue Aussicht eröffnet, ein Paradies von ungeahnter Schönheit, und nun sah ich mich plötzlich aus allen Himmeln in die tiefste Hölle hinabgestürzt.

„Verzeihen Sie mir. Ich war schlecht und ungerecht und launenhaft. Ich wollte Ihnen nicht wehe tun.“ Weich und mitleidig klang die Stimme jetzt, und zwei große, tränengefüllte Augen blickten auf mich herab. Plötzlich umklammerte sie meinen Arm, und mit angstvoller Stimme stieß sie hervor: „Herr Doktor, folgen Sie mir, bleiben Sie nicht länger hier, fliehen Sie, sofort — noch heute!“

Ich verbeugte mich. „Es hätte dieser Worte nicht erst bedurft, denn ich merkte auch so, gnädiges Fräulein, daß Ihnen meine Anwesenheit lästig ist. Zwar glaube ich, das Schloß wäre groß genug, um eine Begegnung vermeiden zu lassen, die man nicht will, aber da es Ihnen schon unangenehm zu sein scheint, mit mir unter einem Dache zu wohnen, so —“

Sie schluchzte laut auf. „Oh Gott, was habe ich Ihnen getan, daß Sie so zu mir sind! Ich meine es ja nur gut mit Ihnen!“

Mein Trotz schmolz vor ihren Tränen, ich konnte

sie nicht weinen sehen, schon wollte ich ein versöhnendes Wort sprechen, als mein Name, laut von Doktor Svenson gerufen, durch den Garten tönte.

„Bleiben Sie nicht, sagen Sie ihm, daß Sie nicht bleiben wollen,“ flüsterte mir Erika nochmals beschwörend zu, dann verschwand sie hinter der Laube.

Ich wußte nicht, wie mir geschah. Wie sollte ich ihr sonderbares Verhalten deuten? Liebte sie mich, haßte sie mich? Ich wußte es nicht. Nur das eine war klar in mir, daß ich fern von ihr nicht mehr leben konnte und wollte, daß ich hier bleiben würde, und wenn Doktor Svenson der Satan selbst wäre.

* * *

Svenson kam raschen Schrittes den Gartenweg herab, das Gesicht vor freudiger Erregung gerötet. Schon von weitem winkte er mir zu. In der Laube angelangt, atmete er tief auf, als sei er vom raschen Laufe ermüdet.

„Endlich,“ stieß er hervor, „endlich! Doktor, wissen Sie, wie einem Menschen zumute ist, der sich nach unendlichen Mühen und Plagen, nach namenlosen Kämpfen, nach Tagen voll aufregender Arbeit und schlaflosen Nächten voll bitterster Zweifel und angstvoller Sorge endlich am Ziel seiner Wünsche sieht? Sehen Sie, eins habe ich nie gekonnt in meinem Leben — mich mit kleinen Erfolgen bescheiden. Nach dem Höchsten habe ich stets gestrebt, und wenn mich auch manchmal bange Zweifel überkamen, wenn ich mir auch manchmal sagte, was du unternommen hast, ist zu groß, als daß ein Menschengeist es schaffen könnte, so verflogen diese Augenblicke der Schwachheit doch bald wieder — und heute, heute bin ich am Ziel meiner Wünsche!“



Wie er so vor mir stand, begeistert, strahlenden Gesichtes, glich er einem Propheten, der des Lebens Rätsel gelöst, der das ewig Verhüllte geschaut hat.

„Ich wußte es schon gestern," sagte er, mehr zu sich sprechend als zu mir. „Ich wußte es schon gestern, aber ich traute mir selbst nicht. Deshalb wartete ich, bis Achmed alles nachgeprüft hatte. Sie kennen Achmed — nicht? Er ist ein scharfer Beobachter. Er kennt sich selbst sehr gut. Zum Baumeister taugt er nicht, dazu fehlen ihm die schaffenden Ideen, selbst zum einfachen Maurer ist er zu träge. Aber alle Winkel und Ecken nachzumessen, etwaige Fehler in der Konstruktion oder Ausführung herauszuschnüffeln — darin ist er unerreicht. Er hat Ihnen wohl gesagt, er sei mein Mitarbeiter? Lächerlich! Ich selbst, nur ich allein habe das Werk geschaffen. Er war der Geist, der stets verneinte, das zerstörende, das zweifelsüchtige Element, an dessen Widerspruch ich meine Tatkraft stärkte. Aber Sie — Sie sollen mein Mitarbeiter sein, Sie sollen meinen Ruhm teilen. Wir sprachen heute davon, oder war es gestern — ich weiß es nicht. Ja, es war gestern, ich habe die ganze Nacht nicht geschlafen und darum — doch wovon sprachen wir eigentlich? Richtig — davon, daß es zweierlei Helden gibt, die sich unendlichen Ruhm erwerben können: die starken durch Taten, die schwachen durch Leiden. Jede Idee muß ihre Schöpfer haben und ihre Märtyrer. Und die letzteren sind ebenso groß als die ersteren, denn ihr Mut ist größer, wenn ihr Geist auch kleiner ist. Unsterblich sein, ewig leben im Gedächtnis der Menschheit, solange auf dieser Erde noch ein vernünftiges Wesen gedeiht, in einem Atem mit dem größten Wohltäter der Menschheit genannt werden — sagen Sie selbst, berauscht Sie nicht diese Aussicht, können Sie dabei noch ruhig bleiben?

Nein, Sie können es nicht, ich sehe es Ihnen an, Ihr Herz schlägt freudig und ungeduldig, wie das meine, der letzten Probe entgegen, der größten, der sichersten, der untrüglichsten."

Erschöpft sank er auf die Bank. Ich vermochte nichts zu antworten. Wen hatte ich da vor mir? War es wirklich ein Gelehrter, dem ein großer Wurf gelungen, eine jener Taten, wie sie nur alle Jahrtausende einmal geschehen, eine jener Taten, durch die die Entwicklung der Menschheit mit Riesenkräften ein ganzes Stück vorwärts geschoben wird? Oder war dieser Mann, der so hochtrabende Worte ausstieß, ein Wahnsinniger, dessen Erfolge nur in seinem Geiste lebten? Und welche Rolle war mir zugeteilt in diesem Stücke, das je nach dem Charakter seiner Hauptperson eine welterschütternde Tat oder eine Burleske sein konnte?

Die Erregung Svensons hatte sich gelegt. Er sprach nun wieder verhältnismäßig ruhig und verständlicher, logischer als vorhin.

„Sie müssen mein eigentümliches Wesen meiner Erregung zugute halten, die Sie verstehen werden, wenn ich Ihnen alles auseinandersetze. Zu diesem Zweck muß ich allerdings etwas weit ausholen. Sie sind Arzt, Sie wissen, daß die meisten und gefährlichsten Krankheiten durch Bakterien hervorgerufen werden. Was sind die Bakterien? Lebewesen der einfachsten Form, am nächsten jener Urform verwandt, die wir als einfache Zelle bezeichnen. Das weiß heute jeder Schuljunge. Und jeder Schuljunge plappert es nach, daß es noch unbestimmt oder am Ende sogar unbestimmbar sei, ob die Bakterien als Pflanzen oder Tiere bezeichnet werden sollen. Nun denn, diese Frage habe ich schon vor Jahren gelöst. Die Bakterien sind Pflanzen; ihr ganzer Stoffwechsel, alle ihre Lebensbedingungen

weisen sie ins Pflanzenreich. Und noch etwas fand ich bei meinen Untersuchungen. Merken Sie gut auf, denn jetzt kommt der wichtigste Teil meiner Auseinandersetzungen! — Pflanzen und Tiere bestehen aus Zellen, sind sozusagen Zellstaaten, in denen es ebenso Arbeitsteilung und Standesunterschiede gibt wie in den politischen Staaten. Die Muskelzellen sind die Arbeiter, die Sinneszellen sozusagen die Beamten, die das Ganze leiten, die Gehirnzellen die Gelehrten, und selbst die unnützen Drohnen fehlen nicht, die Darmzellen, die nichts können als verdauen. Doch ich schweife ab. Was ich sagen wollte, und worauf es hauptsächlich ankommt, ist folgendes: So wie die Pflanze vom Tiere grundsätzlich verschieden ist, ebenso ist es auch die Pflanzenzelle von der Tierzelle. Dies gefunden zu haben, war die zweite Etappe auf dem Wege zum Gipfel. — Ahnen Sie noch immer nicht, wo ich hinaus will? Nein, sehen Sie, mein Freund, Sie hätten nie den Gipfel erreicht, weil Ihnen das Nötigste fehlt, der Adlerblick und die Adlerschwingen. — Nehmen wir an, die eben besprochenen Entdeckungen wären irgend einem anderen geglückt. Die Bakterien sind Pflanzen, die Pflanzenzelle ist von der Tierzelle grundsätzlich verschieden. Zwei theoretische Sätze, die höchstens den Fachgelehrten interessieren — was? Aber nein, mein Lieber, das sind die Grundpfeiler einer neuen Welt, in diesen Worten steckt die Erlösung der Menschheit von der schlimmsten Plage, die es auf Erden gibt, von der Krankheit, so wie in dem winzigen Funken, der sich dem geriebenen Bernstein entlocken läßt, schon jene gewaltige Kraft steckt, die Zeit und Raum aufgehoben hat — die Elektrizität. — Hören Sie weiter. Dreißig Jahre war ich, als ich die zweite Etappe erreichte, heute bin ich fünfundfünfzig. Mehr als fünf-

undzwanzig Jahre der angestrengtesten geistigen Arbeit waren notwendig, um den Weg zum Gipfel zurückzulegen. Verstehen Sie, was das heißt, fünfundzwanzig Jahre im Wachen und im Träumen über eine Idee brüten? Tausend andere an meiner Stelle hätten verzweifelt die Waffen gestreckt oder wären vielleicht wahnsinnig geworden. Ich habe ausgehalten und — habe gesiegt."

„Herr Doktor —"

„Warten Sie nur — ich komme jetzt zur Sache. Gestern haben Sie im Gespräche als kühne Idee die Möglichkeit angenommen, daß jemand ein Heilmittel gegen Tuberkulose finde. Ich habe mir die Aufgabe größer und allgemeiner gestellt. Wie schafft man ein Mittel, das mit einem Schlage alle Krankheiten heilt, wenigstens alle bazillären?"

„Aber, das kann doch —"

„Sie glauben wohl, ich sei ein Narr, weil ich zur Idee des Mittelalters, zur Universalmedizin zurückgreife? Und doch ist strenge Logik in all meinem Tun. Da Pflanzenzelle und Tierzelle etwas grundsätzlich verschiedenes, ja im gewissen Sinne sogar Entgegengesetztes sind — denken Sie nur an den Stoffwechsel, beim Tier Sauerstoffaufnahme und Kohlensäureausscheidung, bei der Pflanze das Entgegengesetzte — so lag für mich der Gedanke nahe, ein Mittel zu suchen, das die Pflanzenzelle tötet, für die Tierzelle aber vollständig unschädlich ist."

„Deshalb also Ihr Pflanzenspital!" rief ich aus. „Und ich hielt Sie für einen Mann, der in dem gewiß interessanten, aber für die eigentliche Medizin wertlosen Studium der Pflanzenkrankheiten seine Lebensaufgabe sehe."

Doktor Svenson lächelte eigentümlich und fuhr

fort: „Mit wenigen Worten will ich Ihnen den Weg andeuten, den ich ging. Von der Beobachtung ausgehend, daß jeder lebende Organismus, also auch die Pflanzen, sich jener in der Nahrung aufgenommenen Stoffe zu entledigen suchen, die für sie giftig wirken, studierte ich den Stoffwechsel aller möglichen Pflanzen, von der höchsten bis zur niedrigsten. Welche Unsumme von Beobachtungen und Studien liegt in der Arbeit dieser Jahre! Von der Palme und dem Zitronenbaum bis zum isländischen Moos, von der himmelragenden Eiche bis zum winzigen Bakterium — alles habe ich beobachtet, studiert, miteinander verglichen. Hundertmal kam ich auf Seitenwege, aber immer fand ich wieder die rechte Spur, und heute kann ich es sagen: Ich habe das Mittel gefunden, das, ohne die Tierzelle zu schädigen, die Pflanzenzelle tötet. Wissen Sie, was das bedeutet?"

„Die Möglichkeit der Heilung aller bakteriellen Krankheiten, wenn Ihre Erfindung sich auch beim Menschen bewährt," entgegnete ich, fortgerissen von seiner Begeisterung.

Er fuhr zornig auf. „Die Möglichkeit? Nein, die Gewißheit — hören Sie, Doktor Langer, die Gewißheit! Ich habe mein Verfahren hundertmal erprobt, und nie hat es mich im Stich gelassen. Es ist so sicher und zuverlässig, wie nur irgend ein Naturgesetz sein kann. Sie sagen: Wenn es sich beim Menschen bewährt. Aber ich versichere Sie, es wird sich bewähren, es muß sich bewähren. Ein Zweifel ist Hochverrat an der Wissenschaft."

Finster und drohend stand er vor mir, die Fäuste ballend, mit blitzenden Augen, als wolle er den kecken Zweifler zerschmettern.

„Ich zweifle gar nicht daran," beeilte ich mich, ihn

zu beruhigen. „Ich wollte nur sagen, der Versuch müsse erst gemacht werden, um als Schlußstein das ganze Gebäude zu krönen.“

Seine Mienen glätteten sich. „Sie haben recht, der Versuch muß gemacht werden, und dazu habe ich — Sie ausersehen.“

Bei dieser Eröffnung prallte ich zurück und wollte den Mund zu einem Widerspruch öffnen, aber er achtete gar nicht auf mich und fuhr fort.

„Sie haben gestern gesagt, in solchen Fällen müsse der Arzt in die Schranken treten mit seinem eigenen Leben, sich unter Umständen für die Wissenschaft opfern. Das war ein schönes Wort, ein großes Wort. Zwar, Gefahr ist keine dabei, das versichere ich, aber Ihr Verdienst wird darum nicht geringer. — Doch wir wollen keine Zeit verlieren. Jeder Aufenthalt wäre ein Verbrechen an der Menschheit. Kommen Sie, lassen Sie uns zusammen mit Achmed den Feldzugsplan entwerfen, die Versuchsbedingungen feststellen, unter denen diese letzte Probe angestellt werden muß.“

Er faßte mich beim Arm und zog mich mit sich fort.

Wir kamen an den beiden Schwestern vorüber, die unweit des Treibhauses im Garten standen, aber Svenson ließ mir nicht einmal Zeit zu einem Gruße. Unaufhaltsam zog er mich mit sich fort, die Treppen hinauf, durch das Laboratorium in sein Arbeitszimmer, das ich heute zum ersten Male betrat.

Achmed saß in einem Lehnstuhl am Fenster, den Blick durch die Scheiben ins Freie richtend. Er sah ernster aus, als ich ihn je gesehen. Bei unserem Eintritt schaute er auf, und ich bemerkte, wie ein jäher Schrecken über sein Gesicht zuckte.

„Schon?“ rief er.

Svenson lachte scharf auf. „Diesmal gibt es keine

Ferien." Und feierlich wiederholte er die Worte von vorhin: „Jeder Aufenthalt wäre ein Verbrechen an der Menschheit!"

Achmed erhob sich und ging aufgeregt im Zimmer auf und ab. „Wir sollten die Sache mindestens noch überschlafen," murmelte er. „Morgen wollen wir sie alle drei zusammen durchgehen, und wenn dann alles stimmt, so —"

Svensons Gesicht verzerrte sich, seine Augäpfel traten aus den Höhlen, Schaum trat ihm vor den Mund, die Fäuste ballten sich. „Wenn," schrie er, „wenn sagen Sie? Also Sie zweifeln noch? Glauben Sie, ich lasse mir diesmal wieder von Ihnen einen Knüppel zwischen die Füße werfen wie bisher immer? Ich lasse mich nicht aufhalten, ich lasse mich nicht!"

Der Anblick des erregten Mannes war schrecklich. Ich fürchtete jeden Augenblick, er würde sich auf Achmed stürzen oder sonst eine Tat der sinnlosen Wut begehen.

Der Türke beeilte sich, ihn zu beruhigen. „Aber ich zweifle ja gar nicht, lieber Doktor. Ich habe Ihnen doch vorhin gesagt, daß alle Ihre Folgerungen stimmen, daß Sie den ersehnten Gipfel wirklich erklommen haben!"

Die Wut Svensons legte sich rasch, und in jähem Stimmungswechsel glänzte sein Gesicht wieder in stolzer Freude.

Achmed benützte die Gelegenheit, rasch fortzufahren: „Ich habe mich nur falsch ausgedrückt. Nicht überprüfen wollen wir Ihr Werk, aber ich glaube, Doktor Langer kann verlangen, bevor er sich zu seinem immerhin gewagten Experiment hergibt, in die näheren Bestimmungen eingeführt zu werden, über alles Klarheit zu gewinnen."

Er machte mir heimlich ein Zeichen, und ich beeilte

mich zu erklären, daß ich selbstverständlich eine solche nähere Erläuterung verlangen müsse.

Svensons Stirne verfinsterte sich bei diesen Worten wieder bedenklich, aber es kam zu keinem neuen Zornausbruch, sondern er begnügte sich, in verächtlichem Tone auszurufen: „Welch erbärmliche Leute seid ihr doch! Kein feuriger Zug nach vorwärts! Und das ist jung, das nennt sich Arzt und Forscher, das erhebt Anspruch darauf, meine Mitarbeiter genannt zu werden! Feiglinge seid ihr, zaghafte Seelen, denen die Höhenluft Schwindel verursacht! Aber sei es drum. Sie sollen nicht sagen, Doktor Langer, daß Sie mein blindes Opfer waren. Kommen Sie, ich will Sie in alles einweihen. Heute, jetzt gleich soll es geschehen und dann — an die Arbeit!"

* * *

Stundenlang saßen wir beisammen und lauschten den Worten Svensons, der den ganzen Gang seiner Forschungen in zusammenhängender Darstellung vor uns aufrollte. Ich konnte ihm kaum folgen, der Kopf wirbelte mir vor all den neuen, kühnen Grundsätzen und Hypothesen, die ich da zu hören bekam. Wer war dieser Doktor Svenson? War er wirklich das Genie, das er zu sein glaubte, das er, nach seinen Werken zu schließen, sein mußte? Winkte mir wirklich der unvergängliche Ruhm, Mitarbeiter eines solchen Mannes zu werden, meinen Namen für alle Zeiten mit dem seinen zu verknüpfen?

Oder war er ein Wahnsinniger? Waren alle diese Beobachtungen nur ein Spiel einer überhitzten Phantasie, vorgegaukelt von dem Wunsche, ein Ziel zu erreichen, das schon seiner gigantischen Größe wegen wahnsinnig erschien?

Ich sah keine Antwort auf diese Fragen. Ich wußte nicht, was ich tun, ob ich mich zu dem verlangten Opfer bereit erklären sollte oder nicht.

Als Doktor Svenson geendet hatte, trat eine lange Pause ein. Der Gelehrte saß noch immer in seinem Stuhle, die Augen geschlossen, das Gesicht von hoher Freude verklärt, im Genusse des errungenen Erfolges schwelgend.

Ich zog Achmed in eine Fensternische. „Was ist das alles, was hat das zu bedeuten?“ flüsterte ich erregt. „Ist das Wahrheit oder eine Ausgeburt eines kranken Gehirns? Ist dieser Mann wirklich der, der er zu sein scheint, der größte Geist aller Zeiten, oder ist er ein Wahnsinniger?“

Achmed zuckte die Achseln. „Bei Gott, ich weiß es jetzt selbst nicht. Sie sehen mich von innerstem Zwiespalt zerrissen. Ich war sein Mitarbeiter, und ich kann Ihnen sagen, vieles von dem eben Gehörten beruht auf Wahrheit. Gewiß hat dieser Mann einen tieferen Einblick in geheime Tiefen gewonnen als sonst jemand vor ihm. Aber gerade den letzten Teil seiner Forschungen, den wichtigsten, den, auf welchen sich die ganzen Schlußfolgerungen aufbauen, hat er allein durchgeführt, ohne mich mitarbeiten zu lassen. Ich hielt es für die Eifersucht des Forschers. Und heute stehe ich verzweifelt und ratlos da. Seine Schlüsse sind logisch und fehlerlos, aber sind es auch die Voraussetzungen, sind es auch die Beobachtungen, auf denen sich diese Schlüsse aufbauen? Das weiß ich nicht, und darum kann ich nie und nimmer meine Einwilligung zu dem gefährlichen Experiment am Menschen geben. Erst wollen wir alle die Tierversuche wiederholen, die Doktor Svenson in der letzten Zeit gemacht hat, und dann, wenn alles stimmt, in Gottes Namen, dann wollen wir das Gewünschte tun.“

Doktor Svensons Stimme rief uns zu ihm zurück. Seine Erregung hatte sich gelegt, seine Stimme klang jetzt wieder kalt und klar, als er fortfuhr: „Ich glaube, der Weg ist uns genau vorgezeichnet. Es handelt sich darum, festzustellen, daß das gewonnene Mittel“ — er nahm eine Phiole voll wasserklarer Flüssigkeit vom Schreibtisch und betrachtete sie entzückten Blickes — „tatsächlich auch im menschlichen Körper alle Bakterien zerstört. Zu diesem Versuche hat sich Doktor Langer bereit erklärt. Sie, Doktor Achmed, und ich werden ihn beobachten, um den Verlauf des Experiments festzustellen.“

Mir lief bei diesen Worten ein kalter Schauer über den Rücken. Ich wollte widersprechen, aber die Laute blieben mir in der Kehle stecken.

Svenson fuhr fort: „Es handelt sich um die Bestimmung der Krankheit, die wir zur Probe wählen. Ich möchte vorschlagen, daß wir Doktor Langer mit Pestbazillen impfen und dann, wenn die Krankheit ausgebrochen ist —“

In diesem Augenblick zweifelte ich nicht daran, einen Wahnsinnigen vor mir zu haben. Ich sprang empor und streckte abwehrend die Hände aus. „Nie!“ stieß ich hervor. „Niemals!“

Doktor Svensons Gesicht nahm wieder den schrecklichen Ausdruck an, den es vorher gezeigt hatte.

Aber Achmed beschwor den Sturm, indem er schnell einwarf: „Auch ich halte diese Krankheit für schlecht gewählt.“

„Warum?“ grollte der Gelehrte. „Sie entspricht allen Anforderungen. Sie bricht rasch aus, so daß wir nicht lange werden warten müssen, sie ist klar und unverkennbar in ihren Symptomen und nach dem jetzigen Stande der Wissenschaft bei schweren Fällen so gut wie sicher tödlich.“

Bei dieser einladenden Beschreibung wurde mir wieder heiß und kalt.

Aber Achmed nahm sich meiner wacker an. „Alles ganz richtig, lieber Doktor, aber die Pest ist verwünscht ansteckend.“

„Was tut das? Wir haben ja das Mittel, sie zu heilen.“

„Aber wenn Sie und ich gleichzeitig daran erkrankten? Wer soll dann die nötigen Beobachtungen anstellen? Wir werden alle wieder gesund werden dank Ihrer genialen Erfindung, aber uns fehlt dann die wissenschaftliche Beschreibung des Falles.“

Svenson fuhr sich nachdenklich über die Stirn. „Ich versteife mich auch nicht gerade auf die Pest. Mir ist jede andere Krankheit ebenso lieb, die unseren Anforderungen entspricht. Möge Doktor Langer sie selbst aussuchen.“

Er wandte mir seine Augen zu, und im Banne dieser grauen, harten Augensterne begnügte ich mich zu entgegnen: „Lassen Sie mir Zeit, Herr Doktor, bis morgen früh, zu überlegen und zu wählen. Dann sage ich Ihnen meine Entscheidung.“

Svenson seufzte. „Saumseliges Volk, das Fischblut in den Adern hat. Kein Streben, keine Ideale. Aber meinetwegen. Bis morgen gebe ich Ihnen Zeit. Haben Sie bis dorthin nicht gewählt, dann wähle ich selbst.“

Er sprang auf, ergriff Achmed beim Arm und zog ihn mit sich fort. Ich wollte folgen, aber die Tür fiel zu, und der Schlüssel drehte sich im Schlosse. Ich war ein Gefangener, eingesperrt in diesem Zimmer, dessen schwere Eichentür und zolldicke Mauern ein Entkommen unmöglich machten.

Ich dachte an Flucht. Ich stürzte ans Fenster, aber

ein Blick hinab in die Tiefe belehrte mich, daß jeder Versuch, hier zu entkommen, unmöglich war. Ich beruhigte mich, streckte mich auf das Sofa aus und dachte nach.

Hatte sich ein Mensch schon jemals in solcher Lage befunden wie ich? Gewiß nicht. Was sollte ich tun, um mich zu retten? Denn daß ich mich nicht opfern ließ, dazu war ich fest entschlossen.

Dann kehrten meine Gedanken wieder zu Erika zurück. Wenn ich mich weigerte, dann mußte ich das Schloß verlassen, konnte sie niemals mehr sehen, mußte den Gedanken aufgeben, sie jemals zu der Meinen zu machen.

Auf diese Weise schwankte ich hin und her zwischen allerhand Extremen. Allmählich bemächtigte sich meiner eine tiefe Abspannung infolge der übermäßigen Anstrengung des Geistes, und ich verfiel in einen dumpfen Schlaf.

Als ich erwachte, war es dunkel um mich her. Durch das offene Fenster drang der Schein der Sterne herein, die in hellem Glanze an dem klaren Himmel leuchteten. Ich mußte mich erst orientieren, denn im Augenblick des Erwachens wußte ich nicht, wo ich war. Dann überkam mich wieder das bange Gefühl und das Bewußtsein meiner Lage.

Ich trat ans Fenster und atmete die kühle Nachtluft ein. Die Umrisse der Gegenstände draußen nahmen im Halbdunkel ungewisse erschreckende Formen an, erschienen sonderbar und grausig zugleich, fremd und schreckenerregend. Eine Uhr im Zimmer begann zu schlagen. Ich zählte die Schläge. Gerade Mitternacht.

Gedämpfte Schritte nahten sich auf dem Gange. Durch das Schlüsselloch drang ein Lichtstrahl ins Zimmer, dünn und scharf wie eine Degenklinge, dann

verschwand er wieder, weil ein Schlüssel ins Schloß eingeführt wurde. Die Tür knarrte, und in der Türöffnung erschien, in der Rechten eine Lampe hochhaltend, Doktor Svenson.

Er schien durchaus nicht überrascht darüber, mich wach zu sehen. Er stellte die Lampe auf ein kleines Tischchen neben der Tür, schloß diese hinter sich und trat auf mich zu.

„Sie können nicht schlafen?“ sagte er mit heiserer Stimme. „Mir geht es ebenso. Wozu auch noch lange zögern! Da Sie nun doch schon entschlossen sind, so —“

„Aber ich bin nicht entschlossen,“ entgegnete ich. „Das ist ja ein Wahnsinn, was Sie da wollen. Zu so etwas gebe ich mich nicht her. Niemals, hören Sie — niemals!“

Sein Gesicht verzerrte sich wieder, wie ich es schon am Nachmittag gesehen hatte, und ein irres Leuchten tauchte in seinen Augen auf. In diesem Augenblicke wußte ich es sicher: ich hatte einen Wahnsinnigen vor mir.

Plötzlich, ehe ich mich dessen versah, hatte er sich auf mich gestürzt, und ich fühlte, wie seine Hand mir die Kehle zusammenpreßte. Stumm rangen wir Leib an Leib. Ich war jünger und wohl auch stärker, aber der Wahnsinn gab ihm Riesenkräfte. Ich hatte meinen Hals glücklich von dem umklammernden Griffe befreit, aber schon im nächsten Augenblicke hielt er mich fest umschlungen, seine Arme preßten meinen Brustkorb zusammen wie ein Schraubstock.

So rangen wir minutenlang. Plötzlich gewahrte ich, daß der Wahnsinnige nach einem ganz bestimmten Plane handle. Immer mehr und mehr drängte er mich gegen das Fenster hin, das weit offen stand, als beabsichtigte er, mich in die Tiefe hinabzuschleudern. Es waren fürchterliche Augenblicke.

Trotzdem verlor ich keinen Augenblick meine Besinnung. Mit einem plötzlichen Rucke brachte ich uns beide zu Fall. So war ich wenigstens vor dem Sturz in die Tiefe bewahrt. Eng umschlungen, stöhnend und keuchend, wälzten wir uns auf dem Boden. Auf einmal ein Klirren und Prasseln, das Tischchen mit der Lampe stürzte um, sie zerbrach, Finsternis umfing uns.

Unwillkürlich hatten sich Svensons Arme eine Sekunde lang gelockert — eine wilde Kraftanstrengung meinerseits, und ich war frei. Mit einem Satze gewann ich die Tür und stürzte hinaus in den Gang, wo ich mich in einer Nische verbarg.

Ich war so erschöpft von dem langen Kampfe, daß ich nur angestrengt und stoßweise atmen konnte. Meine Knie zitterten, ich vermochte mich nicht von der Stelle zu rühren. Angstvoll lauschte ich nach dem Zimmer hin.

Plötzlich leuchtete weit hinten im Gange ein Lichtschein auf, rasche Schritte erschallten, und im weißen Nachtgewande, das blonde Haar aufgelöst und lang herabwallend, erschien Erika, ein Licht in der Rechten tragend. Sie schritt geradeswegs auf die Tür zu, hinter der der Wahnsinnige sich befand.

Ich wollte ihr entgegeneilen, wollte rufen, um sie zu warnen, aber Fuß und Zunge versagten mir den Dienst, und ehe ich mich gefaßt hatte, verschwand sie hinter der Tür.

Eine schreckliche Angst packte mich. Durch eine gewaltige Willensanstrengung überwand ich endlich meine Schwäche und eilte ihr nach.

Als ich das Zimmer wieder betrat, sah ich Erika neben dem Vater knieen, der lang ausgestreckt auf dem Teppich lag. Sie hatte sein Haupt in ihrem Schoß gebettet und blickte, Angst und Verzweiflung in den

Zügen, auf ihn hinab, der schweratmend, mit geschlossenen Augen bewußtlos dalag.

Als ich eintrat, flog ein Schimmer von Freude über ihr Gesicht.

„Gott sei Dank, daß Sie da sind, Doktor Langer! Mein armer Papa! Er muß ohnmächtig geworden sein und im Falle die Lampe mitgerissen haben. Ich hörte in meinem Zimmer das Klirren und den Fall."

Ich widersprach ihr nicht, sondern half ihr Svenson in sein Zimmer hinabbringen und wachte gemeinsam mit ihr den Rest der Nacht an seinem Lager. Ich konnte Erika dabei beruhigen mit der Versicherung, daß ihr Vater gekräftigt wieder erwachen werde. Was ich ihr verschwieg, war meine Besorgnis, daß sein Geist für immer zerrüttet bleiben werde.

* * *

Der Tag begann zu grauen. Die Sterne erblaßten, dann flammte es im Osten auf, glühendrot, ein schmaler, brennender Streifen, wie von dem Pinsel eines Malers gezogen. Allmählich abblassend ging die Purpurglut in ein zartes Blauweiß über.

Seite an Seite standen wir und sahen dem herrlichen Naturschauspiel zu, das sich täglich wiederholt und doch immer wieder den Menschen zur Bewunderung fortreißt. Erika hatte ein Tuch um ihre Schultern geworfen und die Haare flüchtig aufgesteckt. In dem ungewissen Lichte sah ich dicht neben mir ihr zartes Profil und ihre großen blauen Augen, die mit weichem Ausdruck der aufgehenden Sonne entgegenblickten. Tiefe Stille herrschte ringsum. Nur die regelmäßigen Atemzüge Svensons, der auf seinem Lager ruhte, waren hörbar.

Ich tastete mich nach der herabhängenden Hand, sie wurde mir nicht entzogen. Da faßte ich mir Mut, und

mit stockender Stimme gestand ich ihr meine Liebe. Ich erzählte ihr, wie mich Nina ermutigt, wie sie mir mitgeteilt hatte, daß nach ihrer Meinung Erika mir gut sei. „Ist dem so? Darf ich hoffen?" fragte ich mit bebender Stimme.

Sie schmiegte sich an mich, und ein glückliches Lächeln verklärte ihre Züge. „Und ich glaubte, daß du Nina liebest, weil ich sah, wie du ihr so feurig die Hand küßtest!"

Ich umschlang sie und küßte sie. Und dann standen wir und blickten in den erwachenden hellen Tag hinaus. Die Anwesenheit Svensons hatten wir beide ganz vergessen.

Ein Geräusch hinter uns weckte uns aus unserer süßen Versunkenheit. Errötend machte sich Erika von mir los. Wir wandten uns um. Svenson saß aufrecht im Bette, den Blick nach dem Fenster richtend, an dem wir gestanden.

„Papa!" rief Erika, an sein Lager eilend. „Du bist wach? Wie ist dir?"

Er strich sich mit der Hand über die Stirne und versuchte zu lächeln. „Ein wenig wüst ist mir im Kopfe. Aber das geht vorüber."

Seine Augen waren klar und hell, keine Spur von jenem wahnsinnigen Flackern, das ich in ihnen hatte leuchten sehen. Wußte er von dem, was vorgegangen war? Auffällig war, daß er sich gar nicht darüber wunderte, Erika und mich hier in seinem Schlafzimmer zu sehen. Auch deutete er mit keinem Worte an, daß er uns vorhin beobachtet hatte. Ich wußte nicht, wie ich mich zu diesem Manne stellen sollte, und war froh, als ich mich zurückziehen konnte.

Dann teilte ich Achmed die Erlebnisse der heutigen Nacht mit, soweit sie sich auf den Kampf mit Svenson

bezogen. Er war gleich mir davon überzeugt, daß Svenson nicht bei sich sei, und daß unter solchen Umständen von einer Durchführung des geplanten Experiments nicht die Rede sein könne.

Den Vormittag verbrachte ich gemeinsam mit den beiden Schwestern im Garten. Nina hatten wir mit ins Vertrauen gezogen, und sie freute sich unseres Glückes. Natürlich erwähnte ich den Schwestern gegenüber nichts von dem Anfall ihres Vaters, sondern ließ sie bei der Auffassung Erikas, daß den Vater infolge Überarbeitung eine Ohnmacht befallen habe.

„Ich verstehe nicht viel von den Forschungen meines Vaters," sagte Erika. „Aber mir graut vor diesen Ideen. Ihr Männer der Wissenschaft werdet es vielleicht lächerlich finden, aber mir scheint es wie ein Frevel, solche Höhen erklimmen zu wollen, zu denen mein Vater emporstrebt. Ich habe das Gefühl, als ob ein solches Wagnis ein Ende mit Schrecken nehmen müsse. — Und deshalb habe ich dich auch gewarnt, hierherzukommen," setzte sie nach einer kurzen Pause hinzu. „Du hast die Worte auf der Rückseite des Briefes wohl ganz übersehen?"

„Nicht doch, mein Lieb. Aber gerade das Geheimnisvolle dieser Warnung hat meinen Entschluß nur noch gefestigt. Und heute bin ich glücklich, deine Worte nicht befolgt zu haben. Denn sonst hätte ich dich ja nie kennen gelernt."

„Vielleicht wäre es besser gewesen für uns beide," entgegnete Erika. Und als sie mein betroffenes Gesicht sah, fügte sie, sich zu einem Lächeln zwingend, hinzu: „Höre nicht auf meine Worte. Ich bin eine Törin, eine Schwarzseherin, die, anstatt Gott für das Glück zu danken, sich von allerhand nichtigen Ahnungen schrecken läßt."

Das Erscheinen Doktor Svensons, der in Begleitung Achmeds in den Garten trat, unterbrach das Gespräch. Die beiden setzten sich zu uns, und in harmlosem Geplauder verging der Vormittag. Mit keinem Worte kam der Hausherr auf seine Forschungen oder auf die Forderung zurück, die er gestern an mich gestellt hatte. Trotzdem aber fühlte ich, wie in seiner Gegenwart mir ein Krampf die Brust einengte, und als er aufstehend mich ersuchte, ihn zu begleiten, klopfte mir das Herz, daß ich seine Schläge bis in den Hals hinauf spürte.

Schweigend schritten wir durch die blühenden Rosen- und Tulpenbeete dem Glashaus zu, in das Doktor Svenson eintrat. Ich folgte ihm zögernd.

„Vorerst muß ich Sie wegen der Ereignisse der letzten Nacht um Entschuldigung bitten," begann Doktor Svenson, „Sie haben mich wohl für wahnsinnig gehalten? Nun, ich war es wirklich in dem Augenblick, als ich mich auf Sie stürzte. Alle meine Nerven waren so erregt, alle meine Gedanken so auf einen Punkt gerichtet, daß ich tatsächlich meiner Sinne nicht mächtig war. Zum Glück ist die Sache harmlos verlaufen. Ich danke Ihnen noch besonders dafür, daß Sie meine Töchter nicht unnütz beunruhigt haben, und daß Sie die Nacht an meinem Lager zubrachten."

Ich wollte etwas erwidern, aber er ließ mich nicht zu Worte kommen, sondern fuhr fort: „Was meine Forderungen anbetrifft, die ich gestern an Sie stellte, so entfallen sie natürlich von selbst, da Sie nicht darauf eingehen. Unter solchen Umständen will ich Sie nicht länger hier zurückhalten."

Wäre der Blitz vor mir in den Boden geschlagen, so hätte mich dies nicht tiefer erschüttern können als die unerwarteten Worte Svensons. Das schlimmste war, daß ich nichts zu erwidern wußte. Mit welchem

Rechte konnte ich länger auf dem Schlosse verbleiben wollen? Sollte ich meine Liebe zu Erika gestehen? Das war wohl aussichtslos. So blieb mir nichts anderes übrig, als mich stumm zu verneigen und den Rückweg auf mein Zimmer anzutreten. —

Eine halbe Stunde später stürmte Achmed herein. Ich hatte den ruhigen und phlegmatischen Menschen noch nie so aufgeregt gesehen wie in diesem Augenblick.

„Was ist zu tun, Kollege?" rief er mir zu. „Svenson hat mich hinausgeworfen, direkt hinausgeworfen mit kalten, unzweideutigen Worten. Da seine Arbeit beendigt sei und er darum keinen Assistenten mehr brauche, so —"

„Nun, mit mir hat er es genau so gemacht."

Wir überlegten lange, was zu tun sei. Zwar schien Svenson heute wieder ganz klaren Geistes zu sein, aber das Verharren auf seinem Vorsatz deutete darauf hin, daß er auf sein gefährliches Experiment keineswegs verzichtet hatte. Unter solchen Umständen die Mädchen mit dem Manne allein zu lassen, bei dem jeden Augenblick wieder ein Tobsuchtsanfall ausbrechen konnte, war unmöglich.

Ich machte den Vorschlag, in die nächste Stadt zu fahren, den Amtsarzt zu holen, den Wahnsinn Svensons feststellen und ihn in eine Anstalt bringen zu lassen.

„Das wird nicht gehen," widersprach Achmed. „Vor allem wird kein Arzt den Doktor in seinem jetzigen Zustand für irrsinnig erklären. Tatsächlich ist er es jetzt auch nicht. Und dann möchte ich gern den Töchtern dies ersparen."

„Dann weiß ich nicht, was zu tun wäre."

„Auch ich sehe nur einen Ausweg," entschied Achmed. „Wir müssen scheinbar auf Svensons Idee eingehen und nur trachten, die Durchführung des Experi-

ments hinzuziehen, um Zeit zu gewinnen. Hätte ich geahnt, was kommen wird, so hätte ich, wie schon so oft, durch irgend einen Einwand, einen Zweifel in die Richtigkeit der Folgerungen die Erledigung hinausgeschoben. Aber angesichts der hochgradigen Erregung und weil ich auch wirklich keinen Anhaltspunkt fand, tat ich es nicht."

Da auch ich einen anderen Ausweg nicht finden konnte, entschlossen wir uns, gemeinsam zu Svenson zu gehen und ihm unsere scheinbare Einwilligung mitzuteilen.

Wir führten unseren Entschluß sofort durch.

Svenson hörte mit eisiger Ruhe die Rede Achmeds an, der den Sprecher machte. Als er geendet hatte, erwiderte er mit unverhülltem Hohne: „Mit Speck fängt man Mäuse, mein lieber Achmed, das heißt, wenn sie so naiv und dumm sind, in die Falle zu gehen. Glauben Sie, ich durchschaue nicht Ihre Absicht, mich hinzuziehen, Zeit zu gewinnen in der Hoffnung, mich auf diese Weise ganz von meinem Plane abzubringen? Aber Sie bemühen sich vergebens. Sie wollen nicht meine Mitarbeiter sein, nun gut; ich werde hoffentlich unter der Ärzteschaft der Erde noch jemand finden, der so viel Hingabe an die Wissenschaft, so viel Interesse für die Menschheit, so viel Ehrgeiz meinetwegen besitzt, um einen Schritt zu wagen, zu dem Sie zu feig sind."

Eine Pause trat ein, da wir nicht wußten, was wir antworten sollten.

Svenson schritt, die Arme auf dem Rücken gekreuzt, im Laboratorium auf und ab. Plötzlich blieb er vor mir stehen und sagte: „Hören Sie, Doktor Langer! Ich weiß, daß Sie arm sind. Nun wohl, ich biete Ihnen ein Vermögen — hören Sie, ein Vermögen, wenn



Sie meinen Wunsch erfüllen. Vielleicht ist Geld imstande, zu bewirken, was alles andere nicht kann."

Die letzten Worte sprach er in so unsäglich verächtlichem Tone, daß mir das Blut in die Wangen schoß. Empört erhob ich mich und schritt schweigend der Tür zu.

Aber ehe ich noch das Laboratorium verlassen konnte, stand Svenson schon vor mir und drängte sich zwischen mich und die Tür. Sein Atem ging keuchend, der irre Schein in seinen Augen tauchte wieder auf, seine Stimme klang erregt, als er hervorstieß: „Sie bleiben! Ich will nicht, daß Sie fortgehen, ich will nicht Zeit verlieren durch Suchen nach einem anderen! Bleiben Sie, tun Sie, was ich verlange, und — — ich weiß, daß Sie Erika lieben, nun gut, nach überstandener Probe soll sie Ihr Weib werden!"

Mir brauste es vor den Ohren, die ganze Welt schien wie im Wirbel sich um mich zu drehen. Wie ein Blitz durchzuckte es mein Gehirn, daß es mein Leben gelte. Aber Erika? War mein Leben ein zu hoher Preis, um sie zu erringen?

Schon wollte ich in die ausgestreckte Hand Svensons einschlagen, als Achmed mich zurückriß. „Keine Sentimentalität am unrechten Platze, lieber Freund. Wir alle, und vor allem Erika selbst, glauben es Ihnen, daß Ihre Liebe echt ist, daß Sie nicht zaudern würden, dafür das Leben zu opfern. Aber nicht auf diese Weise! Eben um Ihrer Liebe willen dürfen Sie nicht auf so frevelhafte — — —"

Die Augen Svensons wurden stier, seine Zähne knirschten aufeinander, Schaum trat ihm auf die Lippen. „Also so sprichst du?" stieß er endlich hervor. „So sprichst du, armselige Kreatur, die ich für würdig erachtete, mich auf meinem hohen Fluge zu begleiten? Jetzt, wo es ernst wird, verrätst du deinen Herrn und Meister?

Haha, das ist das Schicksal aller Großen, daß sie zuletzt von den eigenen Jüngern verkauft und verraten werden! Aber ihr sollt mich nicht hindern, die letzte Höhe zu erklimmen. Und seid ihr nicht willig, so kann ich euch zwingen. Noch bin ich Herr und Meister!"

Ehe wir ahnten, was er beabsichtige, hatte er sich umgedreht, den Schlüssel der mächtigen Eichentür, an die er vorhin gelehnt stand, mehrmals umgedreht und schleuderte ihn nun mit mächtigem Schwunge über unsere Köpfe hinweg in den Garten, der tief unten in blumiger Pracht herauflachte. Dann kreuzte er die Hände über der Brust und lachte uns höhnisch ins Gesicht.

„So, jetzt sind wir alle drei Gefangene. Vergebens würdet ihr versuchen, durch diese mächtigen Steinmauern, durch diese massive Tür hinauszugelangen. Ihr seht, der alte Svenson ist euch Jungen wieder einmal über, ist wieder Herr der Situation. — Und nun zum zweiten Teile!"

Rasch näherte er sich einem Brutschränkchen, holte eine der Glasphiolen heraus und zerschlug sie, daß der Inhalt in der Luft zerstäubte und die Tropfen uns ins Gesicht spritzten. Dann lachte er grell auf.

„Es ist geschehen. Schließen Sie das Fenster, Achmed, denn die Luft dieses Raumes ist erfüllt von Tod und Verderben. Ob dieser Tod nun Pest heißt oder Cholera oder sonst einen Namen führt — ich kann ihn bannen, ich, der Doktor Svenson, der den Tod besiegt hat. Und ihr beiden, ihr kleinmütigen Zweifler, ihr feigen Seelen, ihr sollt nun wider euren Willen die Größe meiner Entdeckung beweisen. Mitarbeiter zu sein hattet ihr nicht den Mut, so seid denn die Opfer. Ihr werdet sterben, beide sterben, ich aber werde leben, werde triumphieren."



Damit zog er jene Phiole mit wasserklarer Flüssigkeit, die ich bereits gesehen hatte, aus der Tasche, setzte sie an die Lippen und leerte sie in einem Zuge. Dann warf er sich mit einem erleichterten Aufatmen in einen Stuhl und schloß wie ermüdet die Augen. Ein stolzes, triumphierendes Lächeln spielte um seine Lippen.

Ich war während der ganzen Szene, die sich schneller abspielte, als sich erzählen läßt, wie versteinert dagestanden. Jetzt erwachte in mir die Lebenslust. Ich wollte nicht sterben, nicht sterben jetzt, wo zum ersten Male ein rosiger Schimmer mein trübes Dasein vergoldete, wo zum ersten Male lockende Zukunftsbilder mich umgaukelten. Instinktiv stürzte ich zum Fenster, aber ein Blick in die Tiefe ließ mich erschrocken zurückfahren. Ich eilte zur Tür und rüttelte in ohnmächtiger Wut an der Klinke. Doch die schweren Eichenbretter gaben um keinen Zoll nach.

Ich wandte mich zu Achmed, der, ohne ein Zeichen von Erregung oder Angst zu verraten, zu Svenson herangetreten war und sich über ihn beugte.

„So helfen Sie mir doch!“ schrie ich außer mir. „Wir müssen die Tür sprengen, müssen aus dieser verpesteten Atmosphäre entfliehen. Vielleicht ist dann noch Rettung möglich. Hier bleiben bedeutet doch sicheren Tod, einen elenden, nutzlosen, qualvollen Tod!“

Achmed drehte sich halb zu mir um und winkte mir mit der Hand. „So beruhigen Sie sich doch, Kollege! Uns beiden droht keine Gefahr. Glauben Sie denn, ich war so unvorsichtig, eine so fürchterliche Waffe in der Hand eines Wahnsinnigen zu lassen, dessen gefährliche Ideen ich kannte? Gleich am Morgen, als Sie mir Ihren nächtlichen Kampf schilderten, habe ich alle die gefährlichen Kulturen beiseite geschafft. Was Svenson zerschlagen hat, ist ein Röhrchen voll harm-

loser Schmarotzer, die keinem Menschen schaden. Uns beiden droht keine Gefahr, das wiederhole ich Ihnen. Ich wollte, ich könnte das gleiche von dem da behaupten."

Jetzt, wo der schwere Alpdruck der Todesfurcht von mir genommen war, wandte ich mich wieder Svenson zu. „Er schläft! Nach der ruhlos verbrachten Nacht, nach der wahnsinnigen geistigen Aufregung der letzten Stunden fordert die Natur ihre Rechte."

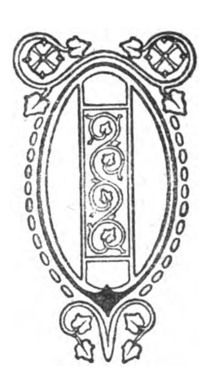
Achmed hatte sich über den Schläfer gebeugt, so tief, daß sein Ohr auf der Brust des Sprechers ruhte. So stand er wohl eine halbe Minute. Dann richtete er sich auf, und ein fast feierlicher Ernst lag auf seinen Zügen. „Sie haben recht, Kollege, er schläft — er schläft jenen Schlaf, von dem es kein Erwachen gibt. — Still, sprechen Sie nicht, fragen Sie nicht! Was ist damit geholfen, wenn wir zu erforschen trachten, woran er starb? War der Trank, der ein Heilmittel sein sollte gegen alles Leiden, ein Todestrank, oder ist dies Leben nur erloschen, weil es, auf dem Gipfel angelangt, über den hinaus es kein Empor mehr gibt, nicht weiter bestehen konnte? Fragen wir nicht, forschen wir nicht. Wir haben keinen Grund, ihn zu beklagen. Der da starb, hat den schönsten Tod erlitten, den der Mensch erleiden kann: als Sieger ist er gestorben!" —

Eine Stunde darauf befreite uns Janos, der in den Garten kam und auf unsere Zurufe hin den Schlüssel suchte, aus der unfreiwilligen Gefangenschaft.

* * *

Ein Jahr später fand in aller Stille unsere Doppelhochzeit statt. Nina und Achmed, Erika und ich beschäftigen uns nun damit, die Forschungen unseres Verstorbenen nachzuprüfen. Wenn wir uns auch dar-

über klar sind, daß sein Geist wahrscheinlich schon lange, unbemerkt von seiner Umgebung, getrübt, daß jene kühnen Hypothesen und die angeblich erzielten Erfolge nur Ausgeburten der kranken Phantasie waren, so bleibt doch genug Errungenes übrig, um dem Namen des Mannes für ewige Zeiten ein Gedenken im Buche der Wissenschaft zu sichern, der nur daran zugrunde ging, daß er sich in Höhen wagte, die dem Menschen wohl ewig verschlossen bleiben werden.





Im Tal der Werra.

Von W. Helmuth.

Mit 11 Bildern. (Nachdruck verboten.)

Beinahe jeder unserer deutschen Flüsse hat im Lauf der Zeiten seinen begeisterten Sänger gefunden: Rhein, Mosel, Neckar, Saale, Weser und viele andere spielen eine bevorzugte Rolle in volkstümlich gewordenen Liedern und Weisen. Der munteren Werra aber hat sich unseres Wissens noch kein lobpreisender Dichter angenommen, und doch steht sie im weitaus größten Teil ihres Laufes an Lieblichkeit der Ufergestaltung kaum hinter ihren glücklicheren Schwestern zurück.

Ein lustiges Kind der Berge, entspringt sie auf der Südwestseite des Thüringer Waldes dem Felsenschoße, um in zahlreichen Krümmungen über Eisfeld, Hildburghausen, Meiningen und Salzungen gen Berka, Gerstungen und Kreuzburg zu wandern. Von hier bis Hannöversch-Münden, wo sie nach ihrer Vereinigung mit der Fulda den stolzeren Namen Weser annimmt, durchfließt sie, die Höhen des Hainichs und des Eichsfeldes von dem hessischen Hügellande scheidend, eine Tallandschaft von so eigenartiger Schönheit und Anmut, daß kein wanderlustiger Naturfreund versäumen sollte, zur Sommerszeit auch einmal dem von lärmenden Touristenschwärmen glücklicherweise noch nicht überfluteten Werratal seinen Besuch abzustatten. Sind es nicht Eindrücke von überwältigender Großartigkeit, auf die er dabei zu rechnen hat, so wird ihn doch eine

wechselvolle Reihe traulich anheimelnder Naturszenerien erfreuen, er wird Dörfer und Städte kennen lernen, in denen sich's während der Stunden der Rast gar behaglich weilen läßt, und er wird die angenehmsten Erinnerungen an die sympathischen Eigenschaften des Volksstammes mitnehmen, der fleißig, nüchtern und verträglich hier im alten Hessenlande haust.



F. Tellgmann in Eschwege a. W. phot.

Eschwege.

Den Ausgangspunkt unserer Wanderung durch das untere Werratal bildet am besten das in schöner und fruchtbarer Talsenkung gelegene Städtchen Eschwege, das seine Einwohner im Hinblick auf die hier blühende lebhafte Industrie nicht ungerne das hessische Elberfeld nennen hören. Mit nicht geringerem Stolz freilich weisen sie den Besucher auf das ehrwürdige Alter der Siedlung hin, deren Anfänge bis in die Zeit Karls des Großen oder noch weiter zurückreichen. Urkundlich wird „Eskinweg“ oder „Eschenwege“ allerdings zum

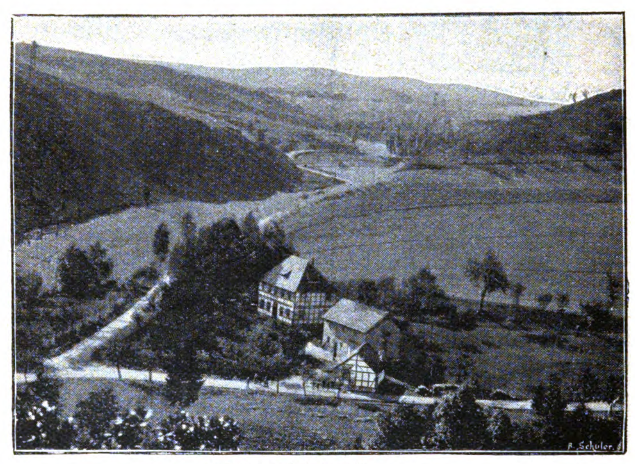
ersten Male in einer Chronik des zehnten Jahrhunderts erwähnt. Aber auf dem jetzigen Cyriaksberge finden sich in Gestalt des sogenannten „schwarzen Turmes“ noch heute die Trümmer eines Klosters, das Karl der



Heldrastein bei Großburschla.

Große im Jahre 812 als Cyriakusnonnenkloster gestiftet hat. Es bestand als solches bis zum Jahre 1527, wo es gleich dem 1278 gegründeten Augustiner Mönchskloster von Philipp dem Großmütigen aufgehoben und zu Schulzwecken verwendet wurde.

Ursprünglich zum thüringischen Gau Eichsfeld gehörig, war Eschwege zur Hohenstaufenzeit eine Besitzung der Welfen und fiel dann an die Landgrafschaft Hessen, bei der es seit der zweiten Hälfte des dreizehnten

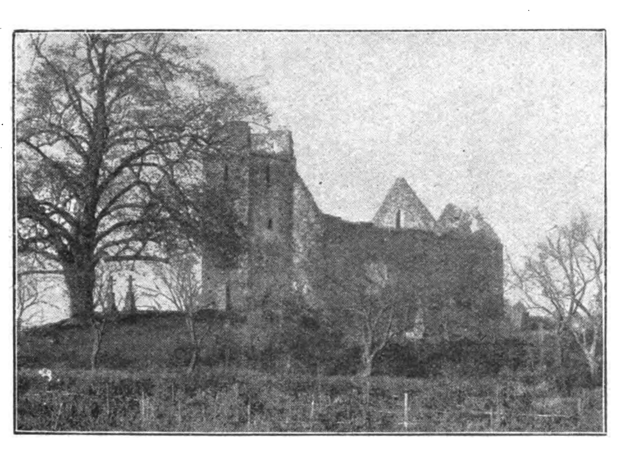


Höllental bei Albungen.

Jahrhunderts verblieb. Unter den Nöten des Dreißigjährigen Krieges hatte es sehr schwer zu leiden. Die Chroniken berichten, daß von dem blühenden Städtchen an der Werra damals außer dem Schloß und den beiden Kirchen nur ein paar elende Hütten übriggeblieben seien. Aber es bedurfte nur einer verhältnismäßig kurzen Zeit, um neues, geschäftiges Leben aus den trostlosen Ruinen erblühen zu lassen, und heute macht das betriebsame Eschwege nicht nur den Eindruck einer recht hübschen, sondern auch den einer erfreulich wohlhabenden Stadt. Altstadt und Neustadt ziehen sich am linken Flußufer hin. Auf einer Insel in der Werra aber, mit beiden Ufern durch steinerne Brücken ver-

bunden, hat sich zudem noch eine Vorstadt, Brückenhausen genannt, entwickelt. Ein interessantes historisches Bauwerk ist das weitläufig und massig gebaute, mit eigenartigen Barockgiebeln geschmückte Schloß, und auch die Altstädter Kirche mit ihrem achthundert Jahre alten Turm kann gleich dem Rathaus mit seiner Rolandsäule als eine Sehenswürdigkeit von Eschwege bezeichnet werden.

Einen prächtigen Spaziergang, den sich kein Besucher der Stadt versagen sollte, bildet die Besteigung der mit schönen Anlagen geschmückten Licht- oder Leuchtenberge mit ihrer wunderschönen Aussicht auf



Kirchenruine bei Abterode.

das Hochplateau des Meißner, den Schlierbachswald und den Hunsrück.

Etwas weiter, aber in entsprechend höherem Maße lohnend, ist ein Ausflug talaufwärts auf den bei Großburschla gelegenen Heldrastein, dessen schroff aufsteigende, kahle Felswände schon aus beträchtlicher Ferne

sichtbar sind. Ein im Jahre 1890 erbauter Aussichtsturm ermöglicht eine der schönsten Rundsichten, die das Werratal überhaupt zu bieten hat. Schweift doch der Blick bei klarem Wetter bis zum Harz und zum Rhön-



Schwalbental und Meißner.

gebirge hinüber, während sich die näher gelegenen Erhebungen in wunderbarer Schärfe und Schönheit abzeichnen.

Mit Recht berühmt wegen seiner prächtigen Aussichtspunkte ist dann weiter das langgedehnte Hochplateau des Meißner, das mit seinen 750 Meter Seehöhe die höchste Erhebung des sogenannten Werragebirges darstellt. Der Aufstieg erfolgt von Eschwege her am besten über Albungen durch das Höllental, das seinen unheimlichen Namen nicht ganz mit Recht führt, da es viel mehr heiter und lieblich als düster und romantisch anmutet. Der abwechslungsreiche Weg führt über

Abterode mit seiner sehenswerten Kirchenruine und Vockerode ins Schwalbental und von dort auf die Höhe des Berges, die sich nicht als ein spitzer Kegel, sondern als eine 4 Kilometer lange und bis zu 2 Kilometer breite, saftig grüne Wiesenfläche darstellt. Die schönste Fernsicht genießt man von der Kasseler Kuppe, denn das Panorama schließt Kassel, das westfälische Sauerland, den Frauenberg bei Marburg, die Göttinger Ebene und — wiederum allerdings nur bei besonders durchsichtiger Luft — die imposante Gebirgsmasse des Harzes in sich ein.

Andere besuchenswerte Punkte des auch geologisch

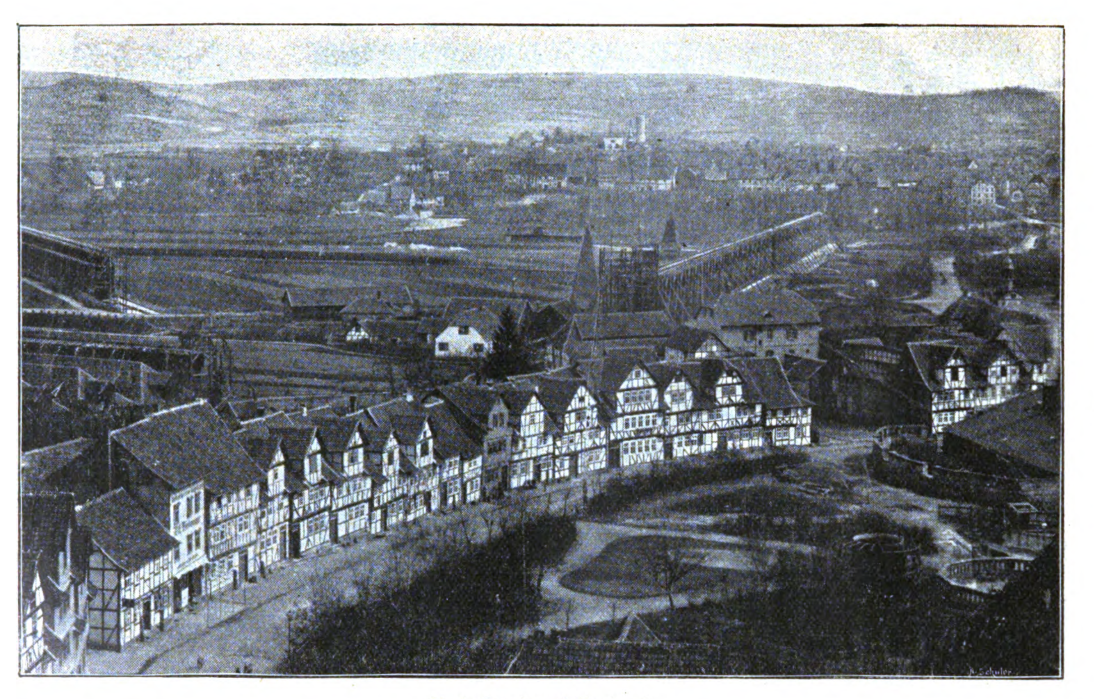


Hessischer Bauernhof.

höchst interessanten, langgedehnten Meißnerplateaus sind die Kitzkammer, die Steinrütsche, die Kalbe, die Seesteine, der Frauhollenteich, der Altarstein und viele andere.

Bei der weiteren Talwanderung, deren Endziel Hannöversch-Münden sein soll, wird der Tourist sicherlich mehr als einmal das Bedürfnis fühlen, in einem der stattlichen und behäbigen Dörfer zu verweilen, die in ihrer schmucken Sauberkeit so bezeichnend für den Charakter der Bevölkerung — der Nachkommen der alten Katten — sind. Das hessische Bauernanwesen, dessen Hofwinkel wir im Bilde vorführen, ist durchaus typisch für alle diese Siedlungen, in deren jeder der Einkehrende einer gastfreundlichen Aufnahme gewiß sein darf.

Zu längerem Verweilen aber ladet das wunderhübsch am Fuße des Pfännerwaldes gelegene Solbad Sooden ein, dessen vortreffliche Kurmittel alljährlich eine stetig wachsende Zahl von Patienten und Erholungsuchenden anziehen. Auch hier haben wir es mit einer Ansiedlung von ehrwürdigstem Alter zu tun, denn es ist kein Zweifel, daß schon zu Karls des Großen Zeiten hier Salzwerkstätten bestanden. 1373 wird das „Salzwerg zcu Soden“ mehrfach erwähnt, immer in Verbindung mit der „Stad Aldindorf“, die sich noch heute als Allendorf am gegenüberliegenden Ufer der Werra erhebt und ihr Alter schon durch die doppelten, turmbewehrten Ringmauern verrät, von denen sie umgeben ist. Nach dem Jahre 1413 führten die Mitglieder der Familiengenossenschaft, in deren Händen sich das Nutzungsrecht des Salzwerkes befand, den Namen Pfänner. Sie überließen im Jahre 1538 ihre 44 Salzöfen pachtweise für 8800 Gulden dem Landgrafen Philipp, der den Betrieb bedeutend erweitern ließ. Rechtlich ist die „Pfännerschaft“ noch heute Besitzerin der Soodener Salzwerke, deren Pächter zurzeit der preußische Fiskus ist. Natürlich wird die Ausnützung der Sole heutzutage auf ungleich großartigere und



Bad Sooden-Allendorf.

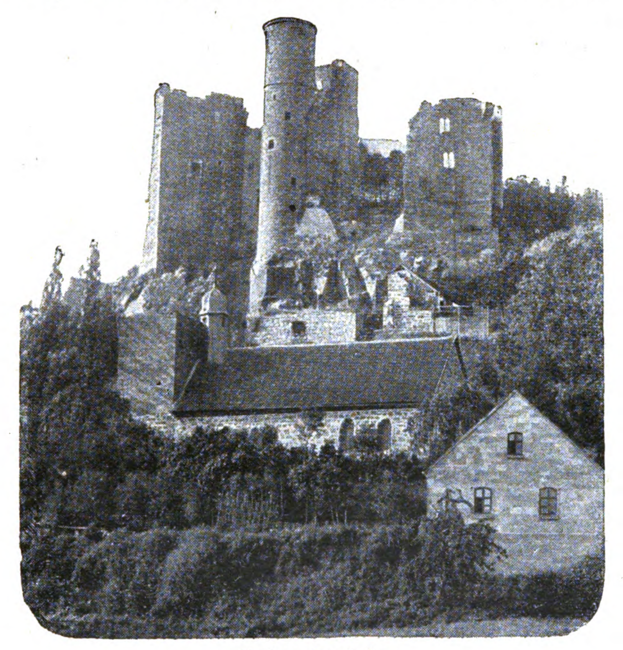
rationellere Weise betrieben als zu der Urgroßväter Zeiten. Das große Siedehaus mit den auf unserer Abbildung deutlich sichtbaren Gradierwerken ermöglicht eine sehr beträchtliche Salzgewinnung, und daneben fällt der Nutzen, der durch die Verabreichung von Trink- und Badesole erzielt wird, nicht unerheblich ins Ge-



Schloß Rotenstein bei Allendorf.

wicht. Seit dem Jahre 1824, wo sich Sooden mit wohlgezählten drei Wannen als Badeort auftat, ist für die Bequemlichkeit und das Behagen der Kurgäste schon recht viel geschehen, und wenn auch von einem Wettbewerb mit berühmten Weltbädern weder jetzt noch künftig die Rede sein kann, so dürfte der Besuch des inmitten prächtiger Waldungen gelegenen kleinen Werrabades doch noch keinen gereut haben, der hier Heilung oder Kräftigung suchte.

Die Zahl der bequemen und lohnenden Ausflüge, die sich von Sooden-Allendorf aus unternehmen lassen, ist zu groß, als daß sie sich hier sämtlich beschreiben und durch Abbildungen illustrieren ließen. Besonders be-



Ruine Hanstein.

liebt sind Touren nach Burg Westerburg, nach dem Habichtstein, der Burgruine Bilstein und der sehr interessanten Kammerbacher Höhle. Leute, die vor einer tüchtigen Fußwanderung nicht zurückschrecken, unternehmen den als sehr genußreich zu empfehlenden Ausflug Allendorf-Rotenstein-Wolfstisch-Silberklippe. Sie erfreuen sich an dem Anblick der neuerbauten, aber recht mittelalterlich anmutenden Burg Rotenstein, betrachten

ehrfürchtig den hochgelegenen Wolfstisch, der ursprünglich eine heidnische Opferstätte und später der Schauplatz unheimlicher Femgerichte gewesen sein soll, und erklimmen schließlich den Aussichtsturm auf der Silberklippe, der mit einem wundervollen Rundblick reichlich alle aufgewandte Mühe belohnt.

Noch mehr Zeit erfordert die ebenfalls oft unternommene Tour über die Teufelskanzel zur Burg Hanstein, einer malerischen Ruine, deren Überreste — zwei noch leidlich erhaltene, teilweise sogar besteigbare Türme — von einer gar bewegten Vergangenheit erzählen könnten. Wurde die trutzige Bergfeste doch schon im Jahre 1070 von Kaiser Heinrich IV. erobert und hat sie doch auch im späteren Besitze des Erzstiftes Mainz manchen harten Strauß bestanden, bis man sie seit dem Beginn des siebzehnten Jahrhunderts dem Verfall überließ.

Wer gerne die Romantik zerbröckelnder Burgruinen auf sich wirken läßt, der lasse auch die zwischen Bad Sooden und dem Heldrastein gelegene Boyneburg nicht unbesucht. Zwar ist die Fernsicht, die man von ihrer Höhe genießt, nicht so weitreichend wie von den meisten der früher genannten Punkte, aber man wird dafür durch den überaus pittoresken Charakter des Vordergrundes entschädigt, und das Werratal selbst präsentiert sich kaum irgendwo liebreizender als von dieser Warte aus.

Folgt man von Allendorf aus dem weiteren Laufe des Flusses, so gelangt man an das Endziel der Wanderung, das zwischen den Ausläufern des Hohenhagens, des Kaufunger- und des Reinhardswaldes lieblich eingebettete Städtchen Hannöversch-Münden, das den Namenszusatz erhalten hat, um Verwechslungen mit dem westfälischen Minden vorzubeugen. Es hat wohl



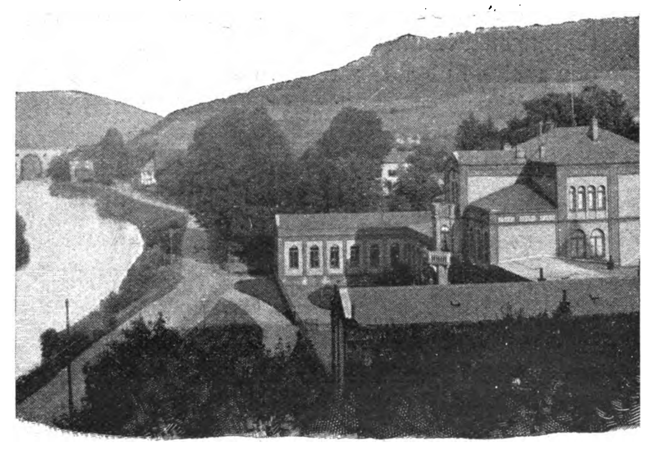
Hannöversch-Münden.

die interessanteste Geschichte von allen Siedlungen des Werratales. Wenn wir auf seine Ursprünge zurückgehen, so begegnen wir auch hier dem Namen Karls des Großen, der nach der Überlieferung schon 798 mit seinem Heere hier gelagert haben soll. Sicher ist, daß lateinische Urkunden von 860 einer an der Vereinigung der beiden Weserquellflüsse gelegenen Ortschaft „Gemundi" oder „Gemunda" Erwähnung tun, und daß Münden im Jahre 1246 zur Stadt erhoben wurde. Vom dreizehnten Jahrhundert bis in das erste Jahrzehnt des Dreißigjährigen Krieges hinein währte die eigentliche Blütezeit der als Mitglied des mächtigen Hansabundes durch ihre bevorzugte Lage bald zu bedeutender Wohlhabenheit gelangten Stadt. Alle noch vorhandenen alten Bauwerke entstammen jenen Zeiten, in denen Münden vorübergehend sogar die Residenz der Herzöge von Braunschweig-Lüneburg war. Die Ringmauern, die feste Werrabrücke, die beiden Hauptkirchen und das Schloß geben Zeugnis von dem Reichtum der damaligen Bewohner. Von der als überaus prächtig gerühmten einstigen Inneneinrichtung des alten Schlosses ist freilich längst nichts mehr vorhanden. Mußte es doch in neueren Zeiten sogar als Kaserne dienen, während seit 1898 ein recht sehenswertes Museum seine Heimstätte in dem schönen Renaissancebau gefunden hat.

Auch das Rathaus wurde schon im Jahre 1510 vollendet. Es kehrt, wie unsere Aufnahme zeigt, dem Marktplatz eine hübsch gegliederte, dreigiebelige Fassade zu und ist in seinem Innern reich an schönen Steinmetzarbeiten und Holzschnitzereien.

Von den Gotteshäusern kann die St. Ägidienkirche Anspruch auf das ehrwürdigste Alter erheben. In ihrer gegenwärtigen Gestalt zwar wurde sie erst im Jahre 1684 aufgebaut, aber schon der große Karl hatte an

der nämlichen Stelle eine Kirche errichtet, die bei der dreitägigen Belagerung Mündens durch Tilly im Jahre 1626 der Zerstörungswut der plündernden Eroberer zum Opfer fiel. Als eine besondere Merkwürdigkeit wird der an der nördlichen Außenmauer stehende Grabstein des vielgenannten Doktor Eisenbart gezeigt. Der durch das bekannte komische Gedicht „unsterblich“ ge-



Hannöversch-Münden: Forstakademie.

wordene ärztliche Scharlatan schied nämlich während eines Aufenthalts im „Hessischen Hof“ zu Münden aus dem Leben und fand hier nach seinem „tatenreichen“ Wanderdasein die letzte Ruhestätte.

Sehenswert ist auch die alte Hauptkirche St. Blasii mit dem Grabmal Herzog Erichs II. von Braunschweig.

Hannöversch-Münden, das heute gegen elftausend Einwohner zählt, ist nach dem Verfall der Hansa aus einer Stadt der Großkaufleute zu einer Stätte blühender industrieller Unternehmungen geworden. Es gibt zahlreiche Fabriken für Gummi- und Lederwaren, Zi-

garren, Böttcher- und Bleiwaren, künstlichen Dünger und so weiter, und ein Blick auf den vor wenigen Jahrzehnten angelegten Flußhafen mit seinem regen Verkehr gibt ein anschauliches Bild von der Ausdehnung dieser Betriebe. Eines sehr ehrenvollen Rufes erfreut sich die im Jahre 1868 begründete Forstakademie, die mit einem chemischen Laboratorium, einem botanischen Institut, einer Fischbrutanstalt und anderen instruktiven Einrichtungen verbunden ist.

Die wald- und wiesenreiche Umgebung Mündens bietet zu lohnenden Ausflügen Gelegenheit in Fülle, und man müßte schon wochenlang hier verweilen, um alle die Naturgenüsse auszuschöpfen, die im Bramwald, im Kaufunger- und im Reinhardswald des empfänglichen Wanderers warten.





Badeflirt!

Von Hans Meyer-Krafft.

▫ ▫ (Nachdruck verboten.)

Der Kellner serviert geräuschlos den Nachtisch. Ferdinand greift zu und häuft auf seinen Teller kleines Backwerk, Rosinen und Knackmandeln. Mechanisch tut er es, und zum Zeitvertreib knabbert er die Süßigkeiten mit seinen gesunden, weißen Zähnen. Das Essen war nicht ganz nach seinem Geschmack gewesen, nun sucht er sich am Nachtisch schadlos zu halten. Er ist gestern abend erst zur Kur nach Bad Ems gekommen. Sein Arzt hat den trockenen Kratzhusten, der ihm in letzter Zeit so zu schaffen machte, ziemlich ernst genommen. Ein Offizier muß immerhin mit seinem Organ ängstlich sein, er braucht es zu nötig.

So hatte sich Ferdinand v. Axt, Oberleutnant bei den Gardekürassieren, murrend gefügt. Zu langweilig auch, eine Kur von ganzen vier Wochen hier absitzen zu müssen. Aber Ferdinand hatte es sich vorgenommen, die Sache ernsthaft zu betreiben. Gewissenhaft hatte er gestern abend und heute morgen schon sein Kränchen getrunken, gegurgelt, inhaliert — mein Liebchen, was willst du noch mehr? Unterhaltung bei Tische suchte er nicht. Seine Tafelgenossen, einige Herren mittleren Alters, die in der Nähe saßen, sowie zwei alte Damen zogen ihn nicht an. Am Ende der Tafel aber saß ein weibliches Wesen, das schon eher seine Aufmerksamkeit verdiente.

Aus Neugier und purer Langeweile fixierte Ferdi-



nand diese Unbekannte. Es war eine Dame, von der man nicht genau sagen konnte, war sie erst in der Mitte der Zwanzig oder schon über die Dreißig hinüber. Ihre Gestalt, die ganz nach modischem Schnitt gekleidet war, zeigte schmiegsame, schöne Formen, die einem Bildhauer zum Modell dienen konnten. Das Gesicht vermochte der Oberleutnant nicht ganz genau zu sehen, denn die Dame trug einen riesigen Rembrandt mit wallenden Federn. Darunter kam zuweilen ein weiches, weißes Kinn, ein kleiner, leuchtendroter Mund und das zarte Oval der Wangen zum Vorschein. Üppiges dunkelblondes Haar umrahmte das jugendliche Gesicht.

Ferdinand interessierte sich lebhaft für die Augen, die dazu gehörten, er konnte sie aber nicht gut sehen. Das mußte er noch erreichen.

Er verliert also die Dame nicht aus dem Auge, will jedenfalls ihre nähere Bekanntschaft machen, das ist beschlossene Sache bei ihm. So ein bißchen Unterhaltung muß sein, ein kleiner Flirt vertreibt die Zeit, mag die Dame sein, wer sie will, verheiratet oder Jungfräulein.

Unternehmend dreht Ferdinand die langen Enden seines braunen Schnurrbarts. Das ist eigentlich das einzig Hübsche in seinem braunverbrannten, intelligenten Gesicht. Die Nase ist unbedeutend, der Mund fast zu klein und zart für einen Mann; die Augen haben keinen hübschen Schnitt, sie sind mehr rund und besitzen für gewöhnlich einen hochmütigen Ausdruck. Die Gestalt des jungen Offiziers aber ist elegant, tadellos stramm ist seine Haltung. Sein Kopf sieht nur etwas klein aus auf dem hohen Körper mit den breiten Schultern. Ferdinand trägt zudem das Haar ganz kurz geschnitten, was sich eigentlich nur ganz hübsche Menschen mit schöner Kopfbildung gestatten sollten. Er sieht fast

kahlköpfig aus mit seinem lichtbraunen Haarflaum. Aber Ferdinand v. Axt ist ein angenehmer Gesellschafter, ein Kavalier, wie er im Buche steht. „Leben und leben lassen“ ist sein Wahlspruch und dicht daneben „Lieben und sich lieben lassen“.

Augenblicklich fühlt er hier in dem hübschen Kurort sein Herz so leer. Das muß also anders werden.

Ferdinand springt, als die Dame sich erhebt, sofort auf, verbeugt sich stumm und tritt an den Kleiderständer, von dem die interessante Schöne ihren Pelz nimmt. Galant hilft er ihr und legt wie selbstverständlich den kostbaren Skunks um die Schultern der Dame.

Ein leises „Danke sehr“ — Axt verneigt sich tief und murmelt seinen Namen.

Dann fragt er: „Sind Gnädigste auch zum Kurgebrauch hier?“

Eine kleine Weile vergeht. Die Dame überlegt offenbar, ob sie dem kühnen jungen Mann eine Antwort geben soll. Endlich ringt sie sich ein kurzes, abweisendes „Ja“ ab. Daheim in ihrem Wohnorte würde Didi Röder den Frager unzweifelhaft stehen gelassen haben; aber hier ist so vieles anders, man spricht fast täglich mit unbekannten, fremden Menschen.

Ferdinand v. Axt macht sein gutmütigstes Gesicht und bittet zerknirscht: „Bitt' schön, Gnädigste, nicht ungehalten zu sein über mich zudringlichen Menschen. Ich bin noch ganz fremd hier in Ems, und Sie sind die erste Dame, der ich mich vorstellen kann. Gestatten Sie, daß ich Sie ein wenig begleite?“

Er öffnet ihr die Tür des Speisesaales und bleibt an ihrer Seite, trotzdem sie ihn mit keinem Worte ermutigt und ihn allein reden läßt. Er erzählt ihr, daß er in Berlin in Garnison sei, wie behaglich er dort lebe, daß ihn aber sein Arzt hierher geschickt habe. Mit einem

tiefen Seufzer schließt er: „Die vier Wochen hier erscheinen mir wie eine Strafe!"

Da spricht sie zum ersten Male lebhaft: „Und mir erst! Ich habe Gatten und Kinder zu Hause, denen ich so nötig wäre, und muß nun hier sein! Nun, acht Tage sind schon herum, und am Sonntag besucht mich mein Mann."

Ferdinand gibt es einen Stich, als sie von Mann und Kindern redet. Er hatte doch gehofft, sie sei frei. Dann rafft er sich auf. „Schadet auch nichts," denkt er. „Zu einem harmlosen, kleinen Flirt wird sie vielleicht doch zu haben sein." Bescheiden richtet er die Frage an sie, ob sie am Nachmittag das Kurkonzert anhören werde.

Sie verneint. „Ich trinke gewöhnlich meinen Kaffee im Schweizerhaus, und dann spaziere ich nach dem Lindenhof, wo ich öfters ein Glas Milch trinke. Sehr früh gehe ich zur Ruh', da es mir an Anschluß für das Abendkonzert fehlt."

Eifrig ruft Ferdinand v. Axt: „Wollten sich gnädigste Frau einmal heute abend meiner Begleitung anvertrauen? Es soll ein hübsches Feuerwerk geben!" Dabei läßt er sein Monokel fallen und sieht sie bittend mit den nußfarbenen, runden Augen an.

Sie forscht in seinem Blick, als wolle sie sein Inneres ergründen. Graugrüne, große, strahlende Augen sind es, die sich dahinein versenken. Dann nickt sie errötend. Sie sieht wie ein junges Mädchen jetzt aus in ihrer Verwirrung, als sie fortfährt: „Die kleine Abwechslung wird mir gut tun. Also auf Wiedersehen heute abend!"

Sie neigt stolz den schönen Kopf, und er schaut ihr bewundernd nach, wie sie in der Villa Balmoral verschwindet.

In tiefe Gedanken verloren steigt Ferdinand v. Axt

zum Schweizerhaus hinauf. Sein Herz brennt lichterloh. Dieses schöne Weib! Welch ein Glück, daß er sie fand!

Er wartet, bis sie zum Kaffee heraufkommt. Sie macht ihm die Zeit lang. Endlich! Er sieht schon von ferne ihre wunderbare Gestalt. Er hat sich so gesetzt, daß sie ihn nicht übersehen kann.

Sie tut es aber doch. Ist es Absicht?

Ferdinand sieht, wie sie sich nach einem freien Plätzchen umschaut und um das Haus herumgeht. Er ruft dem Kellner und zahlt. Dann schlendert er ruhig, als ahne er nichts von ihrem Hiersein, ebenfalls um das Haus herum, wo an der Rückseite Tischchen im Grünen stehen.

Dort sieht er sie sitzen, tief grüßt er, und ehrerbietig fragt er, ob sie gestatte, daß er sich zu ihr geselle. Sie will unbefangen sein, und doch schlägt ihr die Röte ins Gesicht, als er sich dicht neben sie setzt.

Und dann fängt er an sie zu unterhalten. Anfangs ist sie noch einsilbig, aber dann wird sie angeregt, er plaudert so amüsant, macht sie sogar lachen. Wirklich ein netter Mensch. Ihr ferner Gatte wird es ihr gewiß nicht verargen, wenn sie sich hier ein wenig unterhält.

Wie zwei alte Bekannte verkehren sie bald miteinander. Ganz selbstverständlich begleitet er sie zum Lindenhof. Er ißt mit ihr zu Abend, begleitet sie dann ins Konzert, führt sie nach Hause.

Am nächsten Morgen steht er schon am Kränchenbrunnen und erwartet sie, in der Hand prächtige Rosen, die er ihr überreicht.

Sie lacht ihn dankbar an. In ihren Augen liegt überhaupt ein Glanz, den er gestern noch nicht bemerkt hat, und der ihn fröhlich stimmt. Sie behandelt ihn wie einen Freund, sie ist mit ihm den ganzen Tag beisammen. Sie erzählt ihm auch von ihren empfangenen Nachrichten, und es ist beiden eine Erleichterung,

daß der Gemahl am Kommen verhindert ist. Didi fühlt sich zwar gar nicht schuldbewußt, aber es ist ihr lieber, der gute, etwas trockene Oskar bleibt zu Hause bei den Kindern. Sie hatte ihm geschrieben, daß es ihr gut gehe und sie netten Verkehr habe — weiter nichts.

Ferdinand behandelte sie auch weiterhin mit großer Ehrerbietung, er ließ sich gar nichts durchgehen, trotzdem er grenzenlos in sie verliebt war. Nur seine runden Augen plauderten es aus — und selbstvergessen ruhten mehr als einmal Didis schöne Sterne darin. Oft hob ein tiefer, beklommener Seufzer ihre Brust. Wie auf Verabredung mieden die beiden den Kursaal und die belebteren Promenaden. Sie suchten einsame Spazierwege, machten Ausflüge in die Umgebung und waren glücklich in ihrer Abgeschiedenheit.

— — — — — — — — — — — — — —

Auf dem Mahlberg waren die beiden eines schönen Morgens gewesen und schritten jetzt bergab. Da begann Didi in jugendlichem Übermute die schmalen Wege hinunterzulaufen. Sie enteilte ihrem Begleiter, der ihr aber leichtfüßig nachrannte. Endlich hatte er sie erreicht. Er kürzte eine Windung in jähem Sprunge ab und fing sie auf in ihrem Laufe. Einen Augenblick lag sie tiefaufatmend in seinen Armen. Er, berauscht von dem Augenblick, küßte sie auf den Mund.

Sie duldete es, aber sie war ganz blaß geworden, als sie bittend sagte: „Nicht so, du Guter! Ich bin dir ja auch gut — aber das darf doch nicht sein!“

Ferdinand hörte nur ihr süßes Geständnis — es genügte ihm, um selig zu sein. Er bedeckte ihre Augen, Wangen, Lippen mit glühenden Küssen und flüsterte: „Lasse uns glücklich sein, die kurzen Stunden, Liebste! Du sollst ja nur ein wenig lieb mit mir sein, denn ich liebe dich ja so heiß, wie ich nie zuvor ein Weib geliebt!“

Ferdinand sprach die Wahrheit, und berauscht hörte Didi sein Geständnis. Eng aneinandergeschmiegt wandelten die beiden dahin.

— — — — — — — — — — — — — —

Am nächsten Morgen wurde die junge Frau sehr unsanft geweckt. Der Telegraphenbote brachte eine Depesche. Sie lautete: „Kurt schwer krank. Komm sofort heim. Oskar."

Der Schrecken war so groß, daß sie glaubte, ohnmächtig zu werden. Sie ließ sich, zitternd am ganzen Körper, auf einen Stuhl fallen und las noch einmal die schrecklichen Worte. Kurt, ihr einziger Sohn, ihr Liebling schwer krank — es stand sicher schlimm, sonst hätte ihr Gatte nicht telegraphiert. Sie kannte ihren Mann, er war so rücksichtsvoll, unnütz würde er sie niemals aufregen.

Gott im Himmel! Wenn der Junge sterben sollte! Ein namenloser Jammer erfüllte das Herz der Mutter.

Sie fuhr empor, mit zitternden Händen suchte sie das Kursbuch. Es war kurz nach sieben Uhr. Um neun Uhr ging ein Schnellzug, der sie gegen Abend nach Hause brachte.

Ihr graut vor der langen Fahrt, immer die Angst im Herzen: „Werde ich das Kind noch lebend treffen?" Und sie, die Mutter, war ferne, pflegte ihr Herzblatt nicht — ach nein, sie flirtete mit dem fremden Manne, vergaß ihre heiligsten Pflichten!

Wie schlecht sich Didi jetzt vorkommt! Die Röte der Scham schlägt ihr ins Gesicht, wenn sie an Ferdinand v. Axt denkt.

Sie sucht ihre Sachen zusammen, wirft sie in den Koffer und hastet, nur schnell fertig zu werden.

Auch mit dieser kurzen, seligen Liebe muß sie fertig werden — sie weiß es — fertig für immer! Sie wird

es können. Die Sorge um ihr Kind läßt alles andere daneben wesenlos erscheinen.

Erdrückend liegt auf ihr nur das Bewußtsein ihrer Schuld. Wie wird sie ihrem Gatten in die guten, treuen Augen sehen können, ohne zu erröten vor Scham? Groß, riesengroß erscheint ihr heute, was sie gestern nicht einmal als Schuld angesehen hat. Sie fühlt sich wie eine arme Sünderin und fleht: „Strafe mich nicht, mein Gott, strafe mich nicht so hart — laß meinen Liebling leben!“ —

Als die junge Frau aus dem Hause trat, um nach der Bahn zu eilen, stand Ferdinand v. Axt vor ihr. Sie sah ihn, sein erblaßtes Gesicht und die leuchtendroten Rosen in seiner Hand. Aber sie sah ihn auch nicht, ging an ihm vorbei, als wäre er Luft.

Mit einem großen Schritte war er neben ihr. Rauh faßte er ihren Arm und fragte: „Du willst abreisen? Was soll das — sprich! Was ist vorgefallen?“

Da sah sie ihn an mit erloschenen Augen und bat tonlos: „Lassen Sie mich! Ich muß fort. Mein Kind ist todkrank, es stirbt vielleicht — leben Sie wohl!“

Er hielt sie nicht mehr auf. Minutenlang stand er auf demselben Fleck, seine runden Augen blickten starr, wie leblos. Alle Farbe war aus seinen Wangen gewichen, ein schneidendes Weh ging durch seine Brust.

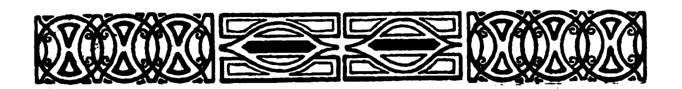
Dann warf er in weitem Bogen die roten Rosen in die gelben Fluten der Lahn. Langsam wendete er sich zum Gehen und schritt seiner Wohnung zu.

Zwei junge Leute gingen an ihm vorüber. Lachend unterhielten sie sich. Da schlug ein Wörtlein an Ferdinands Ohr — Badeflirt! Er zuckte zusammen.

„Nur ein kleiner, harmloser Badeflirt!“

Ach, wenn es nur das gewesen wäre!





Häusliche Wundbehandlung.

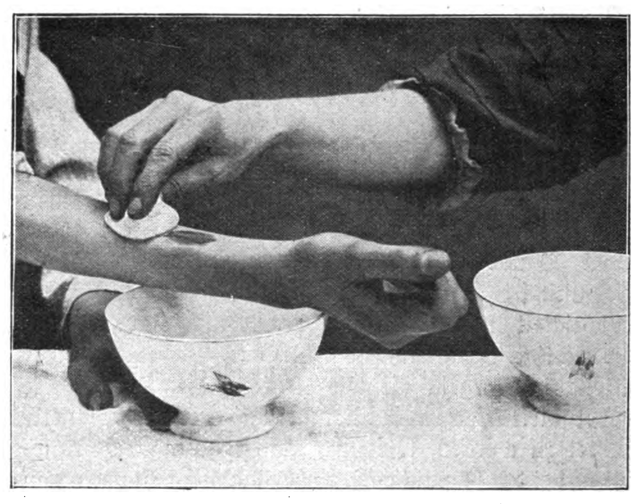
Von Dr. F. Parkner.

Mit 8 Bildern. (Nachdruck verboten.)

Schnelle Hilfe ist doppelte Hilfe. Dies Wort gilt wie für die Unterstützung Hilfebedürftiger überhaupt, so auch für die, die sich eine Wunde zugezogen haben. Denn es ist bekannt, daß die Vernachlässigung einer Wunde schwere Folgewirkungen und sogar den Tod mit sich bringen kann. Es ist daher von höchster Wichtigkeit, sofort nach der Erwerbung einer Wunde die richtige Behandlung einzuleiten. Bis ein Arzt zur Stelle ist, vergeht oftmals längere Zeit. Es dürfte daher vielen Lesern willkommen sein, darüber unterrichtet zu werden, wie nach wissenschaftlichen Grundsätzen bei der häuslichen Wundbehandlung zu verfahren ist. Aber diese Anleitung soll keineswegs den Arzt überflüssig machen. Vielmehr ist ihr Zweck nur der, die Zeit bis zum Erscheinen des Arztes in der Weise auszunützen, daß falsche Eingriffe unterlassen und für den Verwundeten die zuträglichsten Maßnahmen getroffen werden.

Bei einer jeden größeren Verwundung ist es zunächst nötig, die Blutung zu stillen, damit kein stärkerer Blutverlust oder gar eine Verblutung eintritt. Das Vorgehen gegen die Blutung hängt davon ab, welche Art von Blutgefäßen verletzt worden ist. Hat das Blut eine helle Farbe und spritzt es aus der Wunde in regelmäßigen Zwischenpausen, die den Pulsschlägen entsprechen, so ist eine Arterie geöffnet worden. Be-

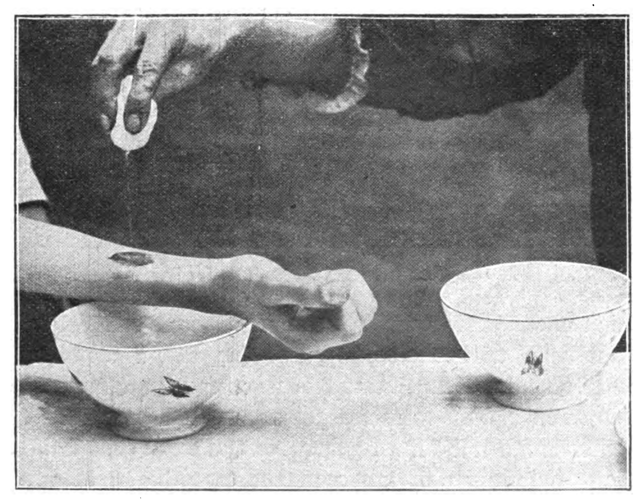
kanntlich strömt das Blut in den Arterien in der Richtung vom Herzen nach den verschiedenen Körperteilen hin. Aufgehalten wird die Blutung durch einen Druck, den man auf die blutende Ader ausübt. Wegen der



Reinigen der Wundumgebung.

erwähnten Richtung des Blutstroms in den Arterien muß deshalb der Druck stets so ausgeübt werden, daß die Druckstelle zwischen dem Herzen und der Wunde liegt. Ist dagegen das Blut dicker und dunkler, so ist eine Vene verletzt. In den Venen fließt das Blut von den Gliedern zum Herzen zurück. Will man daher die Blutung einer Vene zum Stillstand bringen, so muß man den Druck so ausüben, daß die Druckstelle zwischen den äußersten Teilen des betreffenden Gliedes und der Wunde zu liegen kommt, beim Arm also zwischen den Fingerspitzen und der Wunde, beim Bein zwischen den Zehenspitzen und der Wunde.

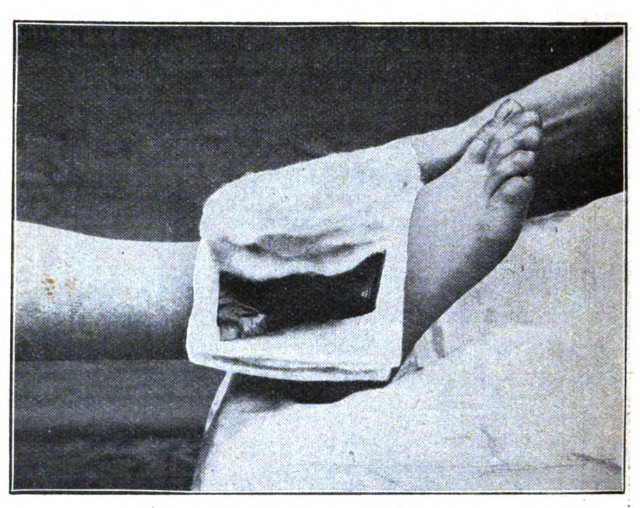
Der Druck kann sowohl bei einer arteriellen als auch bei einer venösen Blutung auf verschiedene Weise bewirkt werden. Ist die Blutung nicht sehr stark, so genügt schon das feste Aufdrücken mit den Fingern. Statt dessen kann man auch ein Tuch um das Glied schlingen und es zusammenknoten. Der Druck läßt sich dann noch dadurch verstärken, daß man einen Stock durch die Schlinge schiebt und nun den Stock im Kreise herumdreht, wodurch das Tuch stärker angespannt wird. Gute Dienste leisten ferner zur Unterbindung ein elastischer Hosenträger oder ein Gasschlauch, die man ebenfalls um das Glied schlingt und zusammenknotet. Bei ganz



Säuberung der Wunde.

schwachen Blutungen reicht es übrigens aus, ein mit kaltem Salzwasser oder mit einer antiseptischen Flüssigkeit angefeuchtetes reines Leinwandtuch auf die Wunde selbst zu drücken.

Die Unterbindung darf nicht zu lange währen, da durch die kräftige Umschnürung schon nach wenigen Stunden kalter Brand eintreten kann. Schon aus diesem Grunde wird man bei allen heftigeren Blutungen schleu-



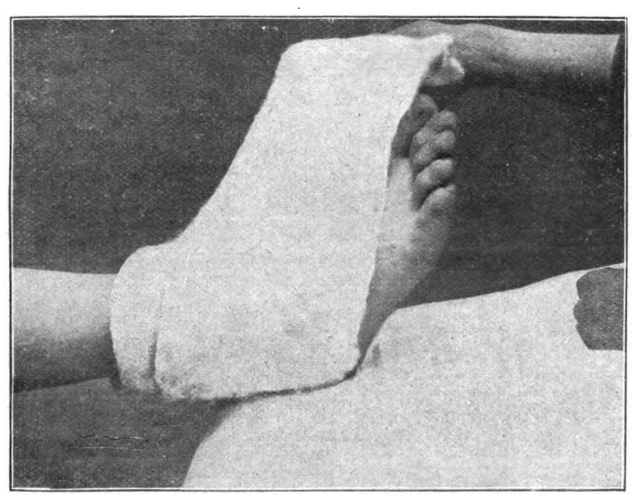
Auflegung der feuchten Kompresse.

nigst einen Arzt herbeiholen müssen, damit er die Umschnürung wieder abnimmt und bei einem etwaigen Wiederbeginn der Blutung das betreffende Blutgefäß durch Anlegung eines Katgutfadens schließt.

Nehmen wir nun an, daß die Blutung zum Stillstand gekommen ist und nun zur eigentlichen Wundbehandlung geschritten werden kann. Die erste Bedingung dafür ist höchste Reinlichkeit, damit keine Schmutzstoffe in die Wunde gebracht werden. Das Gebot der höchsten Reinlichkeit muß sich zunächst auf die Hände dessen erstrecken, der die Wundbehandlung vornimmt. Die Hände sind in warmem Wasser tüchtig

mit Seife zu waschen, worauf die Fingernägel sauber gereinigt und mit warmem Wasser abgebürstet werden. Darauf taucht man die Hände in eine antiseptische Flüssigkeit, wie Karbolwasser oder eine Lösung von essigsaurer Tonerde. Abzutrocknen sind die Hände nicht, da das Handtuch nicht antiseptisch ist und es deshalb wieder Schmutzstoffe und Bakterien auf die Hände bringen würde.

Ebenso sind die Geräte, die man benützt, gründlich zu säubern. Die beiden Schalen, die man gebraucht, spült man tüchtig mit gekochtem Wasser aus, und die Schere, mit der man die Verbandstoffe zerschneidet,

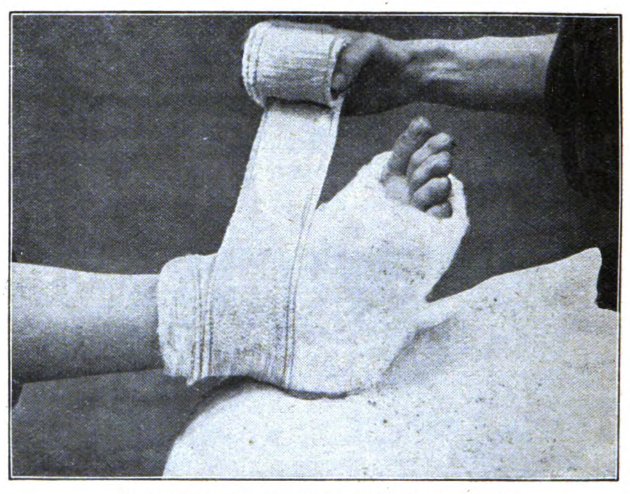


Einhüllung der Kompresse mit Watte.

macht man dadurch antiseptisch, daß man sie für einige Augenblicke in eine Spiritusflamme hält.

Zuerst muß die Wunde gereinigt werden. Man hat dazu zwei Schalen nötig, von denen die eine unter

die Wunde geschoben, die andere mit abgekochtem Wasser gefüllt wird. Jetzt nimmt man von der Verbandwatte einen Bausch, taucht ihn in das abgekochte Wasser und reinigt die Umgebung der Wunde. Jeden beschmutzten



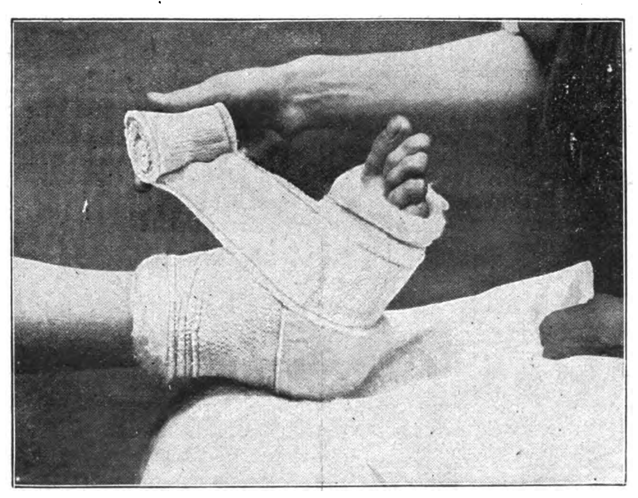
Beginn der Anlegung der Binde am Fuß.

Bausch wirft man weg und nimmt so oft einen neuen, bis die Umgebung der Wunde völlig rein ist. Darauf folgt die Ausspülung der Wunde. Man taucht einen Wattebausch in das abgekochte Wasser oder begießt ihn mit der antiseptischen Flüssigkeit und drückt ihn nun über der Wunde aus. Unreinigkeiten, die sich in der Wunde befinden, werden hierdurch herausgeschwemmt.

Nun geht man zu dem Verbinden über. Ein Stück Gaze wird zu vier oder fünf Lagen übereinandergelegt, in die antiseptische Flüssigkeit getaucht und über die Wunde gebreitet. Darüber legt man dann ein Stück Gummitaft und über diesen eine Lage Wundwatte.

Jetzt wird das verwundete Glied mit einer zweiten Lage Wundwatte umwickelt. Nehmen wir an, daß es sich um eine Fußwunde handelt. Dann legt man die Watte zuerst oberhalb des Knöchels an und wickelt sie nun in Spiraltouren bis zu den Zehen um den Fuß.

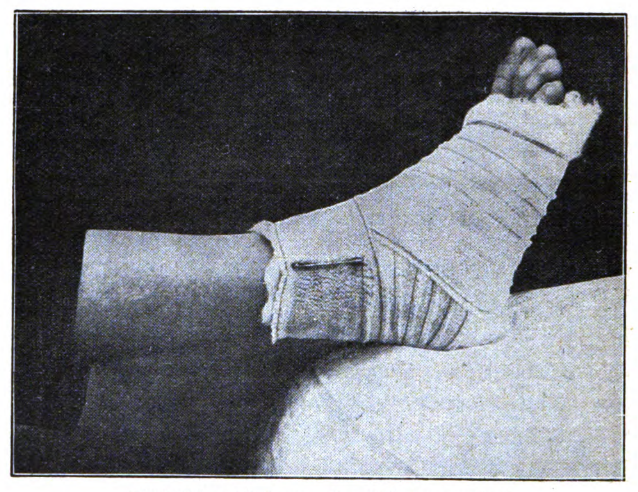
Ist so der Fuß genügend eingehüllt, dann wird die Binde angelegt. Um einen Halt zu gewinnen, legt man die ersten Touren in der Gegend des Knöchels mehrere Male übereinander und schreitet nun mit dem Umwinden der Binde bis zu den Zehen hin in der Weise fort, daß man die eine Tour über die vorhergehende stets etwas überstehen läßt. Der Hacken bleibt frei.



Fortsetzung der Anlegung der Binde am Fuß.

Ist man mit den Touren an den Zehen angelangt, so geht man mit der Umwindung wieder in der gleichen Weise bis zur Knöchelgegend zurück. Das Ende der Binde befestigt man zuletzt mit einer Sicherheitsnadel.

Bei der Anlegung der Binde um die Hand verfährt man folgendermaßen. Man windet einige Touren übereinander um das Handgelenk. Nun schreitet man mit den Touren fort bis zum Daumenballen, geht auf



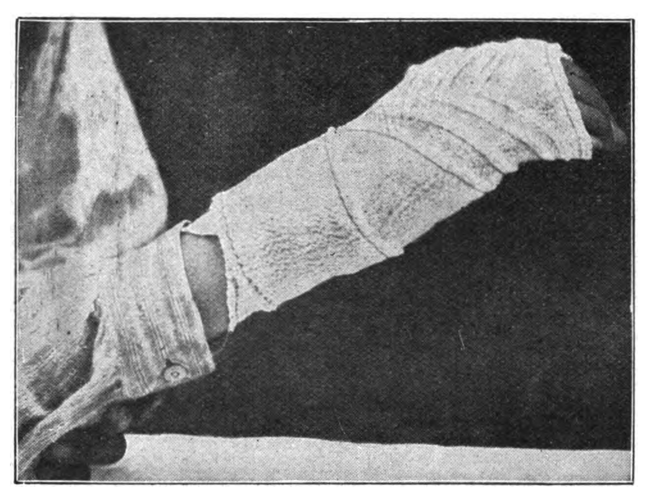
Schluß der Anlegung der Binde am Fuß.

der Innenfläche der Hand mit der Binde zwischen Zeigefinger und Daumen hindurch, umwindet darauf die Finger und kehrt dann mit den Touren wieder bis zum Handgelenk zurück. Der Daumen bleibt also frei. Das Ende der Binde wird auch hier durch eine Sicherheitsnadel befestigt.

Die Touren sollen weder so straff angelegt werden, daß sie den Blutumlauf stören, noch so locker, daß der Verband von der Wunde herabrutschen kann.

Im Anschluß hieran sei noch die Behandlung einiger besonderer Wundarten dargelegt. Bei Brandwunden hat man die Blasen zu schonen, da ihre Öffnung Sache

des Arztes sein muß. Hat man keine Brandsalbe zur Verfügung, so bedeckt man die Wunde mit Öl, Fett oder Gummischleim oder kann sie auch mit Mehl bestreuen. Darauf breitet man Verbandwatte über sie, legt auf diese ein reines Leinwandstück und befestigt beides durch einige Bindentouren. Wunden, die durch Verätzungen mit Säuren entstanden sind, spült man tüchtig mit Wasser ab, in dem man Soda oder Seife aufgelöst hat. Bei Wunden, die auf Verätzungen mit Alkalien beruhen, wie es das Hineinfallen in eine Kalkgrube oder das Bespritzen mit Seifenlauge mit sich bringen kann, ist dem Wasser, das man zum Abspülen



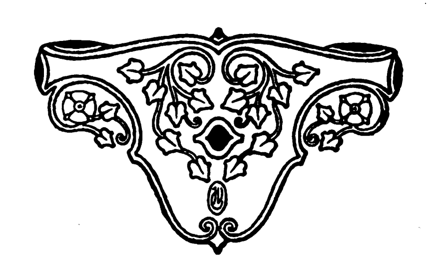
Die um die Hand angelegte Binde.

verwendet, Essig zuzusetzen. Nach der Abspülung werden auch diese Wunden mit Öl bedeckt und dann durch einen Verband geschützt.

Ist man durch einen Schlangenbiß oder den Biß

eines tollen Hundes verwundet worden, so ist das betreffende Glied sofort oberhalb der Wunde in der Weise zu umschnüren, wie es bei der Blutstillung angegeben wurde. Die Umschnürung soll die Forttragung des Giftstoffes durch den Blutstrom verhindern.

Dann muß man die Wunde, um das Blut mit dem Giftstoff zu entfernen, aussaugen. Doch dürfen die Lippen des Saugenden nicht wund sein. Endlich ist die Wunde zur Zerstörung des noch zurückgebliebenen Giftes mit einem Messer oder einer Stricknadel, die in einer Flamme glühend gemacht worden sind, auszubrennen.





Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Gewissenhafte Advokaten. — In New Orleans war ein angesehener Bürger namens Hopkins wegen Mordes unter Anklage gestellt worden. Er sollte seinen Geschäftsteilhaber, mit dem er ernstliche Differenzen gehabt hatte, nachts auf der Straße hinterrücks überfallen und niedergeschossen haben. Es fanden sich Zeugen, die in der Voruntersuchung unter ihrem Eide aussagten, sie hätten den Vorfall aus einiger Entfernung beobachtet, und der Mörder hätte dem Angeschuldigten Hopkins in Gestalt und Kleidung völlig ähnlich gesehen. Hopkins bestritt jede Schuld. Er habe in jener Nacht noch allein in seinem Bureau gesessen und die Geschäftsbücher nach falschen, von seinem Teilhaber bewirkten Eintragungen durchsucht. Zeugen für dieses sein Alibi könne er jedoch nicht angeben. Erschwerend für Hopkins fiel ins Gewicht, daß man in seiner Wohnung einen offenbar erst kürzlich gebrauchten fünfschüssigen Revolver entdeckte, dessen Kammer nur noch vier Patronen enthielt. Das Kaliber stimmte genau zu der tödlichen Schußwunde, in der man allerdings die Kugel selbst nicht mehr gefunden hatte. Sie war glatt durch den Überfallenen hindurchgegangen und hatte sich wahrscheinlich in die neben der Straße liegenden Parkanlagen verirrt.

Am Tage der Gerichtsverhandlung beantragte der Verteidiger des Angeklagten, ihm den beschlagnahmten Revolver zu einigen Schießversuchen auszuhändigen, die er im Beisein des Gerichts auf dem Hofe des Justizgebäudes vornehmen wolle. Er würde durch diese Versuche beweisen, daß die Tat unmöglich mit der betreffenden Waffe ausgeführt sein könne. Auf dem Hofe wurden dann wirklich einer männlichen Leiche, die in ihren Größenverhältnissen genau dem Körper des Ermordeten entsprach und die der Advokat für seine Zwecke

angekauft hatte, dieselben Wäschestücke und Kleider angezogen, die der Tote in jener verhängnisvollen Nacht getragen hatte, und auf den so präparierten Leichnam aus verschiedener Entfernung aus Hopkins' Revolver drei Schüsse abgegeben. Hierbei zeigte es sich, daß die Kugeln aus der angeblichen Mordwaffe gar nicht die genügende Durchschlagskraft besaßen, um den seidengefütterten Paletot, Rock, Weste und Hemd zu durchdringen, noch viel weniger aber imstande waren, den bekleideten Körper glatt zu durchbohren, wie dies das tödliche Geschoß getan hatte. Nach diesen Versuchen gab dann der Advokat aus einer modernen gezogenen Selbstladepistole einen vierten Schuß auf den Leichnam ab. Und das Nickelmantelgeschoß dieser Waffe durchschlug wirklich den Körper und bohrte sich sogar noch ein Stück in eine dahinterstehende Mauer ein.

Nachdem so der Beweis erbracht war, daß der Mord mit Hopkins' Revolver nicht vollführt sein konnte, und da ferner die anderen Indizienbeweise nicht zur Verurteilung genügten, wurde der Angeklagte freigesprochen. Er verdankte sein Leben nur seinem eifrigen Verteidiger, der tagelang die Durchschlagskraft aller möglichen Handfeuerwaffen durchprobiert und auf Grund der hierbei sich ergebenden Resultate die wichtigen Schießversuche an der Leiche beantragt hatte. Der wahre Mörder wurde dann wenige Wochen später in der Person eines Pferdehändlers entdeckt, den der Ermordete durch verschiedene betrügerische Geschäftsmanipulationen an den Bettelstab gebracht hatte. —

In der Stadt Nottingham in England spielte sich zwischen zwei Spitzenfabrikanten ein Prozeß wegen angeblicher Patentverletzung ab, bei dem sich die Parteien gegenseitig beschuldigten, ihre patentierten Spitzenklöppelmaschinen mit geringen Änderungen nachgeahmt zu haben. Nachdem der Prozeß in Fachkreisen mit allen Einzelheiten bekannt geworden war, gelangte ein Londoner Fabrikant namens Heathcoat zu der Überzeugung, daß die sogenannten Erfindungen beider Streitparteien nichts als Abänderungen der ihm selbst vor einigen Jahren patentierten Bobbinetmaschine seien. Er nahm einen

Anwalt und erhob nun seinerseits Klage gegen die beiden anderen Fabrikanten. Der Advokat Heathcoats merkte bald, daß er der Sache seines Klienten ohne genügende Kenntnis der Maschinerie des Bobbinetsystems nicht würde zum Siege verhelfen können. Er trat daher zunächst in die Weberei seines Mandanten als Lehrling ein und brachte es in zwei Wochen so weit, daß er eigenhändig eine Spitze herstellen konnte. Hierauf ließ er sich unter angenommenem Namen auch nacheinander in den Fabriken der Prozeßgegner seines Mandanten beschäftigen, um die abgeänderten Bobbinetmaschinen gleichfalls genau kennen zu lernen.

Am Terminstage standen die drei Maschinen im Gerichtssaal, und der Anwalt vermochte nunmehr auf Grund seiner eingehenden Studien der Jury besser wie jeder Sachverständige zu beweisen, daß die beiden anderen Webstühle tatsächlich nichts als Nachahmungen des Heathcoatschen Patentes seien. Der Prozeß brachte dem eigentlichen Erfinder über zwei Millionen an Abfindungsgeldern und dem eifrigen Advokaten 200,000 Mark an Gebühren ein. —

Berühmt als Vertreter für Ehescheidungsprozesse ist in New York Thomas Chesterley. Er gehört zu den gewiegtesten Advokaten der großen Hafenstadt, und die Amerikaner schätzen ihn als einen Mann, dem keine Mühe zu groß ist, um für seine Partei den Streit zu einem glücklichen Ende zu führen. Seinen Ruf erwarb er sich in einem Prozeß, der vor mehreren Jahren ganz New York monatelang in Atem hielt und dessen letzter Termin sich zu einer wahren Sensation mit größtem Heiterkeitserfolg gestaltete.

Im Jahre 1897 heiratete der New Yorker Großkaufmann D. eine französische Sängerin, die gerade ein Gastspiel in Amerika absolvierte. Fräulein Delvère, deren berückende Schönheit den mehrfachen Millionär völlig um seine klare Überlegung gebracht hatte, ließ sich in dem Ehekontrakt vorsichtigerweise die Hälfte der Reichtümer ihres Erwählten im Falle einer ihrerseits nicht verschuldeten Scheidung der Ehe versprechen. Nichtsahnend ging D. darauf ein. Die Hochzeit fand unter größter Prachtentfaltung statt, bildete aber für den jungen

Ehemann nur die Einleitung zu einer Reihe bitterer Enttäuschungen. Bereits nach einem Vierteljahr reichte D. die Scheidungsklage ein, da seine Frau dem Trunk völlig ergeben und ihm ein weiteres Zusammenleben mit ihr daher unmöglich sei. Die frühere Sängerin bestritt diese Behauptung aufs entschiedenste, wollte aber trotzdem in die Scheidung willigen, falls ihr die in dem Ehekontrakt zugesicherte Summe von 2¼ Millionen Dollar ungekürzt ausgezahlt würde. Die Beweiserhebungen hatten keinen nennenswerten Erfolg. Die Dienstboten sagten zwar aus, daß Frau D. sich bisweilen etwas „eigentümlich" benommen habe, vermochten aber sonst nichts anzugeben, was den Antrag des Ehegatten rechtfertigen konnte. Die Klage wurde abgewiesen, und D. mußte weiter zusehen, mit der seiner Ansicht nach die Spirituosen zu sehr schätzenden Dame auszukommen. Inzwischen war Frau D. nach Philadelphia übergesiedelt, um dort, getrennt von ihrem unliebenswürdigen Gemahl, ein flottes, recht genußfrohes Dasein zu führen. Hier in Philadelphia lernte sie einen jungen Advokaten namens Warrens kennen, der ihr bald eifrig den Hof machte und schließlich täglicher Gast in ihrer Villa wurde. Fast ein halbes Jahr dauerte diese Freundschaft. Dann verschwand Warrens eines Tages spurlos. Und gleich darauf reichte Herr D. in New York abermals die Scheidungsklage ein mit der Behauptung, nunmehr die Beweise dafür erbringen zu können, daß seine Gattin bereits während ihrer Laufbahn als Künstlerin trunksüchtig gewesen sei und daß sich diese unheilvolle Leidenschaft bei ihr während der Ehe noch stärker entwickelt habe.

Am Verhandlungstage für die Ehescheidungssache D. gegen D. war in dem Gerichtssaal das eleganteste New Yorker Publikum versammelt. Es war nämlich bereits durchgesickert, daß der klägerische Anwalt Chesterley die sensationellsten Enthüllungen vorbringen würde. Die Verhandlung begann in der üblichen Weise. Der Advokat der beklagten Frau D., die persönlich erschienen war, beantragte wie im ersten Prozeß Abweisung der Klage, da die klägerischen Behauptungen glatt erfunden seien. Darauf begann Chesterley als Gegenanwalt

seinen Antrag auf Scheidung der Ehe zu begründen. Er führte aus, daß es ihm durch ein Detektivbureau gelungen sei, einige der früheren Kammerzofen des damaligen Fräuleins Delvère auszukundschaften. Diese würden bekunden; daß die Dame schon als Sängerin fast regelmäßig jede Nacht in schwer angeheitertem Zustande nach Hause gekommen sei. In Paris wäre Lucia Delvère ferner in den Kreisen der vornehmen Lebewelt wegen ihrer Neigung für die schwersten Weine geradezu berüchtigt gewesen. Allerdings habe die Beklagte dann während ihrer Verlobung mit seinem Mandanten ihre alkoholischen Neigungen klug zu verbergen gewußt, sei dann aber nach der Hochzeit desto mehr ihrem alten Laster verfallen. Dies habe der Kläger allerdings in dem ersten Prozeß nicht beweisen können, da des Klägers alleiniges Zeugnis nicht als genügend angesehen wurde.

Hier machte Chesterley eine kleine Pause und fuhr dann mit einem ironischen Blick auf Frau D., die ihn bereits die ganze Zeit über wie eine Erscheinung aus einer anderen Welt angestarrt hatte, fort: „Um das nötige Beweismaterial zusammenzubringen, habe ich mir erlaubt, mit der Beklagten, der es offenbar nur darum zu tun ist, meinem Klienten die im Ehekontrakt zugesagten Millionen abzunehmen, eine kleine Komödie zu spielen. Ich verschaffte mir unter dem Namen Warrens Zutritt zu ihrem Hause in Philadelphia und habe dergestalt in einem halben Jahre genügend Beweisstoff gesammelt, um dem hohen Gerichtshof darzutun, daß die Schilderungen meines Mandanten von den Zuständen während seines Zusammenlebens mit der Beklagten keineswegs übertrieben sein dürften. Ich werde mich auch nicht scheuen, hier die detailliertesten Einzelheiten aus meinem Erfahrungsschatze über die Beklagte vorzutragen, falls diese nunmehr nicht selbst einsehen sollte, daß es am klügsten ist, in die Scheidung unter Verzicht auf die Millionen einzuwilligen, besonders deswegen einzuwilligen, weil mein Klient, wenn er das Vorleben des Fräuleins Delvère gekannt hätte, niemals einen derartigen Ehekontrakt unterzeichnet haben würde, einen Kontrakt, zu dessen Eingehen er den ganzen Umständen nach

durch arglistige Täuschung verleitet worden ist, und dessen Rechtsgültigkeit ich hiermit anfechte."

Doch Frau D. gab nicht nach. Mit der Miene schwer beleidigter Unschuld erklärte sie, der gegnerische Anwalt übertreibe in der lächerlichsten Weise.

Hierauf ließ Thomas Chesterley das als Zeugen geladene Dienstpersonal der Beklagten hereinrufen und begann zunächst an der Hand einer genauen Liste aufzuzählen, welche Quantitäten Alkohol die Beklagte während seiner Besuche in ihrer Villa zu sich genommen und welchen Erfolg dieser Alkoholgenuß in den verschiedenen Fällen gehabt habe. Die Dienstboten bestätigten diese Angaben. Es zeigte sich, daß Frau D. während ihrer Trennung von ihrem Manne, also in etwa einem halben Jahre, für ihre eigene Person nicht weniger als 600 Flaschen des schwersten Burgunders verbraucht hatte, die anderen Weine und Liköre nicht gerechnet.

Als die Verhandlung so weit gediehen war, stürzte die Beklagte plötzlich unter dem nicht endenwollenden Gelächter der Zuhörer aus dem Saal und ward nicht mehr gesehen.

Hiernach verkündete das Gericht nach kurzer Beratung ohne jede weitere Beweiserhebung, der Ehekontrakt sei nichtig und die Ehe der Parteien geschieden. W. K.

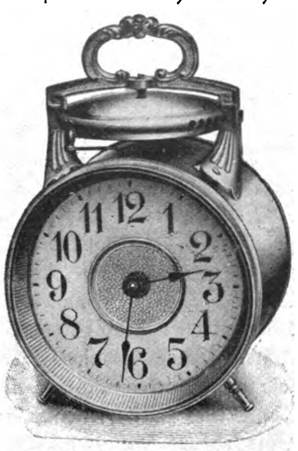
Weckeruhr mit melodischer Sirene. — Wer vorwärtskommen will, muß eine gute und zuverlässige Uhr haben, denn das ganze Geheimnis des Erfolges ist in unseren Tagen zumeist die richtige Einteilung und Ausnützung der Zeit bis auf die Minute.

Deshalb spielt die Uhr eine immer wichtigere Rolle im öffentlichen und privaten Leben, und diese wachsende Bedeutung hat daher naturgemäß auch auf die Uhrenindustrie bestimmend und maßgebend eingewirkt. Eine erstaunliche Vervollkommnung und Verfeinerung unserer täglichen Gebrauchsuhren war die Folge.

Eine sehr empfehlenswerte Gebrauchsuhr ist auch die Weckeruhr, die uns zu bestimmter Stunde wecken oder an eine bestimmte Sache erinnern soll. Etwas Neues bietet hierin die Weckeruhr der Vereinigten Uhrenfabriken von Gebrüder Jung-

hans & Thomas Haller, Aktiengesellschaft in Schramberg, Württemberg — eine hübsche Uhr in Messinggehäuse, vernickelt beziehungsweise verkupfert; oben an Stelle der Weckerglocke befindet sich eine Vorrichtung in Form einer Sirene, die einen melodischen und dabei doch sehr lauten Ton von sich gibt, der entschieden angenehmer anzuhören ist als die bisher üblichen Rasselglocken, die durch ihren schrillen Spektakel das Ohr wenig angenehm berühren.

Die einzelnen Werkteile werden unter Verwertung aller technischen Errungenschaften der Neuzeit mit Hilfe der vollkommensten Maschinen angefertigt, wodurch eine erstaunliche Exaktheit und Gleichmäßigkeit erreicht wird. Die Sirenenwecker sind wie alle anderen Junghans-Uhrenfabrikate durch alle Uhrenhandlungen zu beziehen. Sie werden in zwei Ausführungen hergestellt: in Messinggehäuse, vernickelt oder verkupfert, oder in Naturnußbaum mit goldfarbiger Metallgarnitur und Elfenbeinzifferblatt. P. R.



Weckeruhr mit melodischer Sirene.

Prinz Louis Napoleon nach der Schlacht von Sedan. — Henri Charriaut veröffentlichte kürzlich Erinnerungen an den Deutsch-französischen Krieg. In interessanter Weise schildert er, wie der junge Prinz Louis Napoleon (Lulu) die Nachricht von der furchtbaren Niederlage bei Sedan aufnahm. Von dem Grafen Clary, seinem Erzieher, und dem Schiffskapitän Duzerré, seinem Flügeladjutanten, begleitet, gelangte der kaiserliche Prinz am 5. September nach Namur. Er kam von Maubeuge. Bei seiner Ankunft hatte der Prinz noch keine Ahnung von den Ereignissen, die sich inzwischen abgespielt hatten. Von der Lage des Kaisers und der Proklamierung der Republik erhielt

er erst Kenntnis, nachdem er sich im Hause des Gouverneurs Grafen Baillet von den Strapazen der Reise erholt hatte. Der junge Prinz, der seit mehreren Tagen leidend war, wurde leichenblaß, als er die schreckliche Nachricht erhielt. Er konnte zuerst nicht ein einziges Wort sprechen; minutenlang stand er gesenkten Hauptes da. Als er den Kopf dann erhob, sagte er leise und mit zitternder Stimme: „Das alles will noch nichts bedeuten, wenn nur Frankreich unversehrt bleibt." Der Prinz wünschte dann, allein gelassen zu werden. Er legte seinen Kopf in die Hände, und die Diener des Hauses erzählten, daß er lange und bitterlich geweint habe.

Der Prinz hätte sich am liebsten sofort nach Verviers begeben, um seinen Vater zu sehen; aber Depeschen, die vom Kaiser selbst abgesandt wurden, veranlaßten ihn, den zuerst gefaßten Plan wieder aufzugeben. Um 3 Uhr 40 Minuten nachmittags reiste er nach Ostende. Man hörte in seiner Umgebung, daß er zu seiner Mutter nach England gehen wollte. Kurz vor der Abfahrt dankte er dem Grafen Baillet mit tränenerstickter Stimme für die gastliche Aufnahme und fragte, wie er sich erkenntlich erweisen könnte.

„Durch zwei Zeilen von Ihrer Hand," erwiderte der Gouverneur.

Der Prinz ließ sich darauf Papier geben und schrieb: „In dankbarer Erinnerung an einen Freund in der unglücklichsten Stunde meines Lebens. Namur, den 5. September 1870. Louis Napoleon."

Als er in den Zug stieg, waren in der Bahnhofhalle viele Leute versammelt. Alle entblößten das Haupt und grüßten schweigend. Der Prinz erwiderte die Grüße; man sah ihm seine Ergriffenheit deutlich an. Um 8 Uhr 25 Minuten abends traf der Zug in Ostende ein. Auf dem Bahnhofe wartete eine große Menschenmenge; um sich nicht von den vielen Neugierigen begaffen lassen zu müssen, wollte der Prinz durch die dem Hotel d'Allemagne gegenüberliegende Tür gehen. Als er diese Tür verschlossen fand, kletterte er ohne weiteres über das Gitter. Nachdem er die Nacht im Hotel verbracht hatte, ging er am 6. September um 8 Uhr früh an Bord des belgischen

Dampfers „Graf von Flandern". An der Landungsstelle war wieder eine große Schar von Neugierigen versammelt; der Prinz aber eilte rasch in die ihm zur Verfügung gestellte Kabine des Königs und ließ sich nicht mehr auf Deck sehen. O. v. B.

Aus dem Leben der Meerschlangen. — Es gibt gegen fünfzig Arten von Meerschlangen, die sämtlich nur in den wärmeren Meeren heimisch sind. Der Kopf der Meerschlangen hat eine verhältnismäßig geringe Größe, ebenso sind die Giftzähne klein. Hinter ihnen stehen noch kleinere, gerinnelte Zähne. Der Unterkiefer ist mit Fangzähnen ausgerüstet. Die verbreitetste Art ist die Plättchenschlange, die bis zu 1 Meter lang wird. Sie ist auf dem Rücken braunschwarz, auf der Unterseite hellbraun gefärbt, während der Schwanz braunschwarz und hellbraun gebändert ist. Eine Länge von 1,6 Meter erreicht die Zeilenschlange. Sie ist oberseits grüngrau, unterseits weißlich gefärbt und dabei schwarz geringelt. Die Streifenruderschlange mißt 2 Meter. Die olivengrüne und grüngelbe Grundfarbe wird von schwarzen Streifen durchzogen. Die Lebensweise der Meerschlangen, die im allgemeinen noch ziemlich dunkel ist, ist durch die Beobachtungen Webers und Kathariners nach verschiedenen Seiten hin aufgehellt worden. Danach kann die pfeilschnell schwimmende Plättchenschlange, die bei den Philippinen häufig vorkommt, länger als eine halbe Stunde unter Wasser bleiben.

Ermöglicht wird den Meerschlangen dieses lange Aussetzen der Atmung durch die große Lunge, die die ganze Leibeshöhle durchzieht und einen bedeutenden Luftvorrat in sich aufspeichert. Damit das Wasser nicht durch die Nase eindringen kann, wird sie hinten durch einen Wulst geschlossen. Während die Meerschlangen den Kopf zur Einatmung über die Wasseroberfläche herausstrecken, wird der Wulst durch Muskeln so weit zurückgezogen, daß die Luft einen freien Durchgang findet.

Für gewöhnlich halten sich die Meerschlangen in der Nähe der Küste auf, zuweilen verfolgen sie jedoch Fischzüge bis über 75 Kilometer hinaus. Das Schwimmen wird ihnen dadurch erleichtert, daß der Schwanz platt gedrückt ist und wie ein Ruder gebraucht wird. Hat eine Meerschlange einen Fisch gefangen,



so lähmt sie ihn zuerst durch einen Biß und würgt ihn dann, den Kopf voran, hinunter. Dabei bilden auch Flossenstacheln von 10 Zentimeter Länge kein Hindernis.

Verschiedentlich sind Meerschlangen eingefangen worden, die mit einem dicken Polster von grünen Algen bedeckt waren. Vermutlich ist die Pflanzenbedeckung für die Meerschlangen ein Hilfsmittel, das das unauffällige Beschleichen der Beutetiere begünstigt. Th. S.

Mandarinenweisheit. — Ein schönes Beispiel von der Weisheit eines chinesischen Mandarinen ist folgendes. Ein blinder Musiker hatte sich mit seinem langen Stabe bis an den seichten Fluß getastet und wußte nicht, wie er das jenseitige Ufer erreichen sollte. Da kam ein Ölhändler des Weges, der Mitleid mit dem Blinden fühlte und, dieser Gefühlsregung nachgebend, ihm zurief: „Komm her, ich trage dich über den Fluß, halte du unterdessen meinen Geldbeutel, damit mir nichts verloren geht."

Der Blinde, hocherfreut über diese Hilfe, setzte sich auf den Rücken des Mannes und hielt die schwere Tasche mit dem Kupfergeld, das der Ölhändler aus dem Verkauf seines Öles eingenommen hatte.

Als sie das jenseitige Ufer erreicht hatten, wollte der gutmütige Händler mit dem Danke des Blinden auch sein Geld in Empfang nehmen. Da aber erklärte der Blinde, es sei das sein Geld. Er erhob auch gleich ein großes Geschrei und klagte Himmel und Erde die Gewalttat, daß der Händler ihn, den armen blinden Mann, berauben wolle. Vergeblich verwahrte sich der Händler gegen diese erlogene Anschuldigung und verlangte sein Eigentum zurück, das herbeilaufende Volk ergriff Partei für den Blinden und prügelte den Ölhändler durch.

Endlich brachte man die beiden immer noch streitenden Männer zum Mandarinen; hier knieten beide nieder, und jeder beteuerte, es sei sein Geld.

Der Mandarin hörte sie ruhig an, überlegte eine kurze Zeit, tat dann einige Fragen und sagte plötzlich: „Wir wollen in eurer dunklen Sache den Wassergott entscheiden lassen." Er ließ ein Gefäß mit Wasser bringen, den Inhalt des Geld-

sackes hineinschütten und die Münzen tüchtig im Wasser umrühren, gleichsam waschen. Dann beugte er sich über das Gefäß und betrachtete nachdenklich die Oberfläche des Wassers. Nach einer kurzen Weile sagte er: „Das Geld gehört dem Ölhändler, und du, blinder Musiker, du Lügner und Betrüger, erhältst hundert Bambushiebe!“

Alle Anwesenden staunten über dieses Urteil, das der Mandarin aber sofort einleuchtend begründete.

„Seht her,“ sagte er, „auf der Oberfläche des Wassers schwimmt Öl. Wenn der Mann Öl verkaufte, wurden seine Hände beim Ausmessen mit Öl begossen, und mit denselben ölbefleckten Händen nahm er das Geld in Empfang; es mußte also dieses Geld die Spuren seines Geschäftes tragen.“

Auf dem Wasser schwamm wirklich das Öl in vielen großen Fettaugen. C. T.

Die „Wirtschaft“ zur Vermählung des Kaisers Leopold I. — Sehr beliebt war in der zweiten Hälfte des siebzehnten und im Beginn des achtzehnten Jahrhunderts an den Höfen die Abhaltung sogenannter „Wirtschaften“. Sie glichen unseren heutigen Kostümfesten. Der Name rührte davon her, daß man anfänglich nur eine Bauernwirtschaft nachahmte, bei der alle Teilnehmer als Bauern gekleidet waren. Man speiste von hölzernen Tellern und tanzte nach Bauernmusik. Der Fürst und seine Gemahlin erschienen ebenfalls in Bauernkleidung und stellten die Besitzer der bäuerlichen Wirtschaft dar.

Später übertrug sich dann der Name Wirtschaft auch auf Veranstaltungen, die mit einer Bauernwirtschaft nichts mehr zu tun hatten. So veranstaltete man 1690 in Berlin eine Scherenschleiferwirtschaft und 1725 in Dresden Wirtschaften von Winzern, Gärtnern, Schäfern und Müllern. Oftmals wurden auch Jahrmarktswirtschaften abgehalten.

Die glänzendste „Wirtschaft“ aber wurde im Jahre 1667 in Wien bei der Vermählung des Kaisers Leopold I. mit der Infantin Margareta Theresa von Spanien gefeiert. Vor der kaiserlichen Hofburg wurde ein ungeheures Holzgebäude aufgeschlagen, das als Bühne und Festhaus diente. Nachdem ein Musikstück das Zeichen zum Beginn gegeben hatte, fuhr das

Argonautenschiff vor, das von dreißig Tritonen gerudert wurde. Auf dem Deck des Schiffes stand die Fama, die Göttin des Gerüchts, geflügelt und mit einer goldenen Trompete in der Hand. Fama erklärte, daß sich ein Kampf zwischen den vier Elementen entspinnen werde, um zu entscheiden, wer die Perlen zu schaffen befähigt sei. Es war dies eine Anspielung auf den Namen der Braut, da Margareta Perle bedeutet.

Nachdem das Schiff davongefahren war, ritten die vier Elemente ein, die von vier Reiterschwadronen dargestellt wurden. Die erste derselben bildeten die Ritter der Luft, gekleidet in morgenrotfarbenen Goldsamt und geführt vom Herzog von Lothringen. Hinter der Schwadron fuhr der Wagen der Luft. Die Verkörperung der Luft stellte die Göttin Juno dar, die, umgeben von Greifen und Vögeln, auf einem Drachen thronte. Über den Wagen spannte sich ein Regenbogen, auf dem ein Sänger saß, der die Kaiserin mit einem italienischen Lied begrüßte. Die zweite Schwadron, die in Rot mit Silber gekleideten Ritter des Feuers, führte der Graf von Montecuculi. Die Feuerritter führten einen Wagen mit sich, auf dem ein gewaltiger Salamander lag, der Feuerwerk ausspie. Nach ihm folgte ein zweiter Wagen mit der Werkstatt des Vulkans, den Zyklopen und Liebesgötter umringten. Die dritte Schwadron, die in Blau mit Silber gekleideten Ritter des Wassers, an deren Spitze der Pfalzgraf zu Sulzbach ritt, wurden von einem kolossalen Walfisch auf beweglichem Gestell begleitet, der Wasserstrahlen aus den Nasenlöchern blies und auf dem Rücken den Neptun trug, den Wassermänner und Nixen umgaukelten. Die vierte Schwadron endlich, die in Grün mit Silber gekleideten Erdritter, standen unter dem Befehl des Grafen von Dietrichstein. Ihnen folgte auf einem Wagen ein Garten mit Zypressen, Springbrunnen und Marmorsäulen. In der Mitte des Gartens war ein Thron errichtet, auf dem die in grünen Atlas gehüllte Erdgöttin saß. Nymphen und Waldmenschen standen um sie herum.

In einem heftigen Scheingefecht suchte nun eine jede der vier Schwadronen die Oberhand zu gewinnen. Plötzlich leuchtete der Himmel der Bühne auf und eine sich allmählich

vergrößernde Wolke stieg hernieder. Sie zerteilte sich, und es wurde eine große, gesternte Weltkugel sichtbar, auf der eine Frauengestalt, die die Ewigkeit verkörperte, auf einem Regenbogen saß. Die Ewigkeit gebot den Kämpfern Ruhe und Frieden. Die vier Elemente brauchten sich, so fuhr die Ewigkeit fort, nicht darüber zu streiten, wer von ihnen die Perlen hervorgebracht habe; es sei genug, daß die schönste aller Perlen dem Kaiser, dem größten Weltmonarchen, an dem heutigen Tag geschenkt worden sei.

Hierauf öffnete sich die Weltkugel, und es erschien der „Tempel der Ewigkeit", vor dem fünfzehn Edelleute zu Pferd in den Masken der verstorbenen Herrscher aus dem Hause Österreich hielten. Sie sollten die Genien dieser Fürsten versinnbildlichen. Die Genien, sowie der auf die Bühne hereinfahrende Wagen des Ruhmes, der die Gestalt einer Silbermuschel hatte, die in sich die Bildnisse des Kaisers und der Kaiserin trug, nahten sich dem Tempel der Ewigkeit und huldigten ihr.

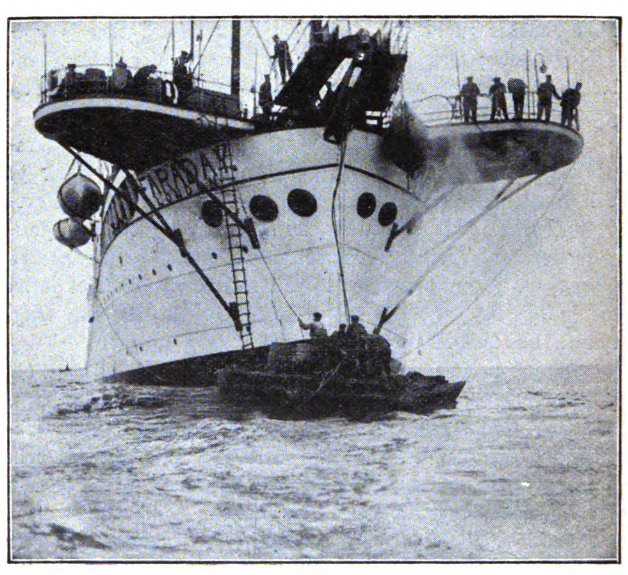
Darauf verschwand die Weltkugel, und nun führten die Schwadronen der vier Elemente ein Roßballett auf, an dem auch der Kaiser auf einem Schulpferd teilnahm. Nach Beendigung des Balletts fuhr ein Triumphwagen vor, auf dem sieben Sänger in edelsteinfunkelnden Kostümen saßen, die ein die Kaiserin verherrlichendes Lied sangen. Nach einem abermaligen Roßballett schloß das zauberhafte Fest unter dem Donner von dreißig Kanonenschüssen.

Der Erfinder und Leiter dieser „Wirtschaft" erhielt vom Kaiser ein Geschenk von 20,000 Gulden, ein Jahresgehalt von 2000 Gulden und wurde in den Freiherrnstand erhoben. Th. S.

Die Kabellegung. — Je nach den örtlichen Verhältnissen werden bei der Auslegung von Unterseekabeln bestimmte Kabelkonstruktionen benützt. So sind die Küstenkabel, die durch die brandenden Wellen auf dem Felsuntergrund hin und her bewegt werden können, zur Vermeidung des Durchscheuerns mit Schutzdrähten versehen. Die Tiefseekabel, deren Aufhievung bei einer eingetretenen Beschädigung sehr schwierig ist, erhalten, um sie dauerhafter zu machen, einen stärkeren

Guttaperchamantel. Zur Verbindung der Küstenkabel und Tiefseekabel dienen die leichteren Zwischenkabel.

Bei der Auslegung läuft das Kabel aus der Kabeltankluke des Kabelschiffes über das Spannungsregulierrad und die



Das Kabelschiff.

Trommel der Kabelmaschine sowie mehrere Leitrollen nach der gußeisernen Auslegerolle, die meist an der Backbordseite des Hecks angebracht ist. Die Trommel der Kabelmaschine ist so eingerichtet, daß sie je nach Bedarf zwölf bis sechs Umdrehungen in der Minute macht und jederzeit gebremst werden kann. Bei der Auslegung des Kabels in der Küstenzone mit stark bewegtem Wasser befestigt man zuweilen den Kabelstrang zuerst an Tonnen, um ein Durchreißen zu verhindern. Deutschland besitzt die Kabelschiffe „Stephan“ und „v. Podbielski“, die Teilkabelstrecken von 3000 Kilometer gelegt haben. v. W.

Eine Obstsprache. — Als es im Jahre 1734 zwischen Österreich und Frankreich wegen der polnischen Erbfolge zum Kriege kam, bewarb sich der Minister Fleury um die Gunst des Königs Friedrich Wilhelm I. von Preußen, um ihn zur Unterstützung Frankreichs zu bewegen. Marquis de la Chetardin wurde von Paris nach Berlin gesandt und überreichte bei der ersten Audienz Friedrich Wilhelm im Namen des Königs von Frankreich eine kunstvoll gearbeitete goldene Birne als Geschenk.

Friedrich Wilhelm fand dieses Geschenk recht sonderbar, bis er bei näherer Besichtigung des Kleinods merkte, daß die Birne infolge eines Drucks auf den Stiel sich in zwei Teile teilte und ein zusammengefaltetes Papier in der inneren Höh-



Auslegung des Kabels in der Küstenzone.

lung barg. Er staunte nicht wenig, als sich beim Auseinanderfalten das Schriftstück als ein vom Könige von Frankreich ausgestellter Wechsel auf fünf Millionen Taler erwies, zahlbar an dem Tage, an dem sich Friedrich Wilhelm für Frankreich erklären würde.

Obwohl Friedrich Wilhelm I. in dieser Zeit mit dem Wiener Hofe auf ziemlich gespanntem Fuße lebte, blieb er seinen früheren Grundsätzen, Frankreich nicht zu unterstützen, doch treu und ließ dem französischen Gesandten als Gegengeschenk für seinen Herrn einen goldenen Apfel überreichen.

Als Marquis de la Chetardin den Apfel entgegennahm, bemerkte der König den fragenden Blick des Gesandten und sagte: „Der Kern des Apfels ist derselbe wie der der Birne."

Mißmutig verließ de la Chetardin sofort Berlin. C. T.

Eine photographische Löwenjagd. — Nur wenige Menschen werden sich beim Anblick von Photographien wilder Tiere, die in der Freiheit aufgenommen sind, Gedanken darüber gemacht haben, mit welchen Gefahren, aber auch mit welchen Reizen das Photographieren solcher Bestien in der Wildnis verbunden ist. Ebenso wie der Jäger mit dem Gewehr in der Hand muß sich auch der Photograph mit seinem Apparate die Beute erjagen, und es mag dahingestellt bleiben, wer von beiden mehr kaltes Blut und stärkere Nerven haben muß.

Der englische Tierphotograph Dugmore, der berufsmäßig freie wilde Tiere in Afrika aufnimmt, schildert ein höchst interessantes photographisches Jagderlebnis im Inneren des dunklen Weltteiles. Er war mit seinem deutschen Kollegen Schillings in der Nähe des Thikaflusses an die Ausführung seines Vorhabens gegangen, lebende Löwen zu photographieren. Und in der Tat war es den beiden mutigen Männern gelungen, in einer Nacht nicht weniger als zehn Löwenphotographien zu erhalten. Sie hatten ein totes Zebra gefunden, das von Löwen bereits angefressen war. In der richtigen Voraussetzung, daß die Bestien in der Nacht wieder zu ihrer Beute zurückkehren würden, stellten sie an diesem günstigen Platz ihre Apparate auf. Aus mitgeführten Dornbüschen war rasch eine Umfriedung errichtet, in deren Mitte die Blitzlichtkameras, gedeckt und geschützt gegen die Tiere, in nächster Nähe des toten Zebras standen. Mit ihren Schußwaffen bereit, lagen die kühnen Männer hinter ihren Apparaten und harrten der Dinge, die nun kommen sollten.

Sie hatten nicht lange zu warten.

Nach kurzer Zeit schon wurde im hohen Grase ein leises Geräusch hörbar. Durch die dunkle Nacht sahen sie zwei leuchtende Augen auf sich gerichtet, die immer näher gegen sie herankamen. Eine mächtige Löwin hatte sich an das Zebra herangeschlichen und stand nun dicht vor ihnen. Der Anblick war so herrlich und dabei so aufregend, daß Dugmore fast vergessen hätte, den Photographenapparat in Tätigkeit zu setzen. Als er aber dann auf den Knopf seiner Kamera drückte und plötzlich das bläuliche Blitzlicht aufleuchtete, ergriff die Löwin, erschreckt durch den Knall und das grelle Licht, eilig die Flucht.

Die erste Aufnahme war gelungen.

Lange noch hörten die Jäger aus der Ferne das zornige Brüllen der verscheuchten Löwin. Nach einigen Stunden kam dieselbe Löwin wieder zurück. Langsam hatte sie sich an das Zebra herangeschlichen und ihre Beute fast erreicht, als abermals das Blitzlicht aufleuchtete. Die zweite Aufnahme war geschehen, und nachträglich hat sich herausgestellt, daß gerade diese eine der besten Aufnahmen geworden ist, die je von Löwen gelungen war. Die Löwin war im Moment der Aufnahme keine zehn Schritte von den Photographen entfernt. Mit mächtigen Sätzen zog sich das Tier zurück. Ihr weithin hallendes Brüllen ließ nur zu deutlich erkennen, daß sie über die abermalige Störung nicht wenig zornig war.

Lange Zeit sah man nichts mehr, aber überall erklang mächtiges Brüllen; die verscheuchten Tiere hatten ihre Genossen alarmiert, und diese gaben ihrem Unwillen kräftig Ausdruck. Mindestens ein Dutzend Löwen waren in der Nähe.

Nach zwei unsagbar aufregenden Stunden bemerkten die Jäger drei Löwen, die sich lautlos vor ihnen zwischen den Gräsern umherschlichen. Das Gebrüll hörte trotzdem nicht auf. Dann erschien ein vierter Löwe unmittelbar hinter den Jägern. Bis auf sechs Schritte kam der an sie heran. Sie hielten ihre Waffen bereit, aber sie waren sich bewußt, daß diese bei dieser geringen Entfernung auch bei einem Angriff des Tieres nichts mehr nützen konnten.

In diesem Augenblick höchster Spannung näherte sich von vorn dem Zebra eine Löwin. Bei der jetzt erfolgenden Ent-

ladung des Blitzlichtes wichen die Löwen nur langsam und zögernd zurück. Ihr Brüllen wurde immer zorniger. Sie waren offenbar wütend, daß sie in ihrem Mahle gestört wurden.

Erst gegen Morgen kam der letzte Besuch. Zwei mächtige Löwen schlichen in der unmittelbaren Nähe der Jäger hin und her; ihr furchtbares Brüllen verriet, daß sie stark gereizt waren. Oftmals kauerten sich die Bestien nieder, sprungbereit, den starren Blick auf die Jäger gerichtet. Wohl eine Stunde lang lagen diese regungslos in allernächster Nähe der beiden Löwen. Keines der Tiere kam in den Bereich des Apparates. Da hörten sie plötzlich Halme knacken und sahen die beiden Löwen direkt auf sich zukommen. Die Lage war mehr als gefährlich. Zum Glück kehrten die Bestien im letzten Augenblick um und verschwanden im hohen Gras.

Die Nacht war vorüber. Mit Recht sagt Dugmore, daß selbst für die stärksten Nerven eine solche Nacht zur Marter wird. Während die grausamen Tiere einem gegenüberstehen und oft minutenlang mit ihren funkelnden Augen einen anstarren, muß man still und starr dasitzen, denn die geringste Bewegung kann ja die Möglichkeit der Aufnahme zerstören.

Vergegenwärtigen wir uns das Bild eines Löwen in einem Zoologischen Garten, wenn er knurrend und brüllend in seinem Käfig umherschleicht, versuchen wir einen Vergleich zu ziehen zwischen einem solchen an jahrelange Gefangenschaft gewöhnten und einem frei in der Wildnis lebenden König der Tiere — dann werden wir erst würdigen können, welche Entschlossenheit und welcher Mut zu einer solchen „photographischen Löwenjagd" gehören. Oe.

Merkwürdiger Aberglaube. — „Düsse Geschichte is lügenhaft to vertellen — aber wahr is se doch!" So wird die bekannte Geschichte vom Wettlaufen des Hasen und Swinegels eingeleitet. Dieselben Worte kann man folgenden Mitteilungen über Kolikkuren bei Pferden voranstellen.

In dem Heidedörfchen Gannerwinkel im Lüneburgischen stand vor vielen Jahren die Frau eines Bauern kurz vor ihrer Niederkunft. Ihrem Manne war erzählt worden, daß Neugeborene durch ein besonderes Verfahren die Eigenschaft

erwerben könnten, die Pferdekolik zu heilen, und er beschloß daher, dieses bei dem zu erhoffenden Kinde in Anwendung zu bringen, weil sich damit ein gutes Geschäft machen ließ.

Die Sache verlief folgendermaßen. Sobald das Kind, ein Mädchen, zur Welt kam, wurde ein Pferd aus dem Stalle in die Stube der Wöchnerin geführt und das noch ungewaschene neugeborene Wesen auf dasselbe gesetzt. Dadurch erhielt das Mädchen die Kraft, fürderhin die Pferdekolik heilen zu können.

Und diese vermeintliche Heilkraft ist dann im Laufe der Jahre oft ausgeübt worden. Von weither brachten die Landleute nach Gannerwinkel ihre kolikkranken Pferde. Das Mädchen wurde dann auf den Rücken des kranken Pferdes gesetzt. Dabei galt wohl der niederdeutsche Spruch: „Bat't et nich, so schat't et nich!" C. T.

Das mathematische Organ. — Es ist eine bekannte Tatsache, daß in der Mathematik hervorragende Schüler, obgleich für die höhere Mathematik eine besondere Verstandesschärfe nötig ist, sich in anderen Fächern durchaus nicht immer auszeichnen, und daß umgekehrt sonst gut beanlagte Schüler in der Mathematik zurückbleiben, ja von ihr förmlich abgestoßen werden.

Schon im Anfang des vorigen Jahrhunderts trat der bekannte Anatom und Phrenolog Gall dafür ein, daß die mathematische Befähigung auf einer ausnahmsweisen Entwicklung einer bestimmten Stelle der grauen Rinde des Großhirns beruhe. Die stärkere Entwicklung dieses Gehirnteils sollte dann auch eine entsprechende Gestaltung des knöchernen Schädels nach sich ziehen und dadurch äußerlich kenntlich werden. Gall verlegte nach den Beobachtungen, die er an den ihm bekannten Mathematikern und den Abbildungen früherer mathematischer Größen gemacht hatte, den Sitz des Organs für den Zahlensinn, wie er den betreffenden Gehirnteil nannte, in eine Windung der Großhirnrinde, die dem Stirnteil angehörte. Durch die stärkere Ausbildung dieser Gehirnstelle, die in nächster Nähe der Augenhöhle liegt, sollte der Schädel, solange er noch wächst, seitlich ausgebaucht und zugleich die Knochenwand, die die Augenhöhle nach oben hin abschließt, nach unten herabgedrückt werden. Infolgedessen sollte auch



der obere Teil des Augenlides tiefer herabgesenkt werden, so daß er das Auge mehr als gewöhnlich verdeckt.

Galls Untersuchungen hat nun neuerdings der Leipziger Neurologe Möbius aufgenommen. Auf Grund vielfältiger Vergleiche kommt er zu dem Schluß, daß die mathematische Beanlagung auf eine Vergrößerung des vorderen Endes der dritten Stirnwindung des Großhirns zurückzuführen ist. Er bezeichnet diese Gehirnstelle als „mathematisches Organ“. Es liegt demnach in derselben Windung, deren Anfangsteil das Brocasche Organ enthält, das als Sprachzentrum erkannt worden ist. Die stärkere Ausbildung des mathematischen Organs bedingt dann auch wegen seiner größeren räumlichen Ausdehnung eine Hervordrängung des wachsenden Schädels, so daß eine ungewöhnlich hervortretende Stirnecke entsteht. Die Bildnisse berühmter Mathematiker, wie die von Euler, Gauß und Bessel, zeigen in der Tat diese Stirnecke.

Die mathematische Befähigung kann demnach in Vergleich mit der musikalischen Veranlagung gesetzt werden, die oftmals auch bei sonst geistig keineswegs überragenden Menschen in bemerkenswerter Weise ausgebildet ist und bei genialen Tonkünstlern eine eigenartige Stirnform mit sich bringt. Th. S.

Vernets Hut. — Der berühmte französische Maler Horace Vernet war eines Tages nach den Tuilerien befohlen worden, um König Karl X. zu porträtieren. Bei seiner Ankunft wurde er in einen Saal geführt, wo er den König erwarten sollte. Die Zeit des Wartens wurde ihm lang, und er vertrieb sie sich damit, daß er seine Staffelei aufstellte.

König Karl trat endlich herein, und das erste, was seinem Blicke begegnete, war der Hut des Malers, den dieser mit echt künstlerischer Ungeniertheit einfach auf den blanken Fußboden geworfen hatte, wie wenn er sich statt in einem Königspalast daheim in seinem Atelier befände.

Einen solchen Verstoß mochte der König denn doch nicht hingehen lassen; zugleich aber gab ihm sein Zartgefühl ein, dem Künstler die wohlverdiente Lektion in höflichster Form zu erteilen.

Zuerst tat er, als habe er den Hut auf dem Parkettboden gar nicht bemerkt, obgleich der Besitzer sehr wohl den er-

staunten, mißbilligenden Blick aufgefangen hatte, mit dem der Monarch die Kopfbedeckung musterte.

„Ah, lieber Vernet, da bin ich, und wir können wohl nun gleich anfangen? Wie wünschen Sie, daß ich sitzen soll? — So? — Ah, so also! Sehr wohl. — Aber was sehe ich denn da? Ein Hut? Ein hübscher Hut! Gehört er Ihnen, Herr Vernet?"

Bei diesen Worten nahm der König die Kopfbekleidung des Künstlers vom Boden auf.

„Jawohl, Sire," erwiderte der Maler und verbeugte sich verlegen, denn er erriet die Absicht des Königs.

„Wirklich ein hübscher Hut! Wieviel mag er wohl gekostet haben?"

„Ich zahlte vierzig Franken dafür, Sire."

„Das ist nicht teuer," bemerkte Karl und hielt immer noch den Hut in der Hand. „Solch ein reizender, weicher Biberhut! Ich bin überzeugt, mir würden sie das Doppelte dafür abnehmen. Aber das ist einmal so. Könige werden wohl immer alles teurer bezahlen müssen — meinen Sie nicht auch? Aber das muß man sagen, Sie haben einen großartigen Hut! Wir wollen ihn doch lieber hierher legen — meinen Sie nicht auch, Vernet? Wirklich, ein Prachtstück von einem Hute!"

Damit legte er, wie versunken in seine Betrachtung, den grauen Kastorhut vorsichtig auf einen Stuhl, und nun erst fing die Sitzung an.

Die Lektion hatte die beabsichtigte Wirkung: nie mehr schleuderte Horace Vernet in genialer Formlosigkeit seinen Hut achtlos auf den Fußboden. C. D.

Aus dem modernen Indianerleben. — Die Reste der Indianerstämme, die in den Vereinigten Staaten rund 230,000 Köpfe zählen, bedeuten keine Gefahr mehr für die weiße Bevölkerung. Die Stämme der Tscherokesen, Tschickasa, Tschokta, Krik und Seminolen, denen im Westen des Mississippi ein unantastbares Territorium von mehr als 81,000 Quadratkilometer zugewiesen worden ist, haben es sich ruhig gefallen lassen, daß in dieses Gebiet gegen 300,000 Weiße und 40,000 Neger eingedrungen sind und sich der besten Hilfsquellen des Landes bemächtigt haben.



Gestohlene Pferde, die den Blutindianern wieder abgenommen wurden.

Viele dieser Indianer sind seßhaft geworden, haben sich in die Kirche der Presbyterianer aufnehmen lassen, betreiben den Ackerbau und unterhalten Schulen.

Gegen die abgeschlossenen Verträge sind ferner drei Eisenbahnlinien durch die ganze Breite des ihnen zugewiesenen Territoriums gelegt worden, ohne daß die Indianer für das darauf entfallende Land eine Entschädigung empfingen. Die Ordnung wird allein durch die Besatzung des Forts Gibson und neun Agenten aufrecht erhalten, die den Indianern die Renten für die früher abgetretenen Ländereien auszahlen.

Noch weniger von der Kultur beleckt sind die Blackfeetindianer, die in die eigentlichen Blackfeet, die Piekan und die Käna oder Blutindianer zerfallen. Von den Blutindianern sitzen 5000 in den Staaten Dakota und Montana. Aber auch sie sind heute ziemlich harmlos geworden.

Die einzigen Übergriffe, die man ihnen vorwerfen kann, sind gelegentliche Pferdediebstähle. Läuft die Anzeige darüber bei einer der sechs Agenturen ein, denen sie unterstellt sind, so setzen sich ein Inspektor und mehrere Polizisten der nordwestlichen Bergpolizei zu Pferde, jagen den Flüchtigen nach und nehmen ihnen meist sehr bald die gestohlenen Pferde wieder ab. So mußten die Blutindianer erst vor kurzem mehrere Dutzend Pferde, die sie von der Weide einer Farm gestohlen hatten, zurückgeben. Ihre Entgegnung, daß ihren Häuptlingen selbst Pferde gestohlen worden seien und daß sie sich dafür nur hätten schadlos halten wollen, half ihnen nichts. Th. S.

Die gute Suppe. — An einem Februarmorgen des Jahres 1813 erhielt das schlesische Städtchen P. — da Nachkommen jener Familie noch leben, der die hier erzählte Geschichte widerfahren ist, so soll der Name verschwiegen werden — Einquartierung eines Trupps Kosaken in Stärke von etwa 300 Mann. Auch im Hause des Bäckermeisters B. luden sich fünf Kosaken zu Gaste. Sie zeigten sich ziemlich manierlich, nur großes Eßbedürfnis schienen die fremdartigen, wilddreinschauenden Gäste zu haben, und obwohl die Frau Meisterin reichlich Brot, Fleisch, Wurst und Butter auftrug, so war doch bald alles verzehrt, und die Kosaken sahen sich nach mehr um.

„Mach doch schnell eine große Schüssel Brotsuppe!“ riet der Bäckermeister.

Die Meisterin eilte sofort in die Küche, während ihr Gatte durch Zeichen die Kosaken bat, sich noch eine Weile zu gedulden.

Als die Suppe fertig war, stellte die Bäckersfrau die Schüssel einstweilen auf einen niedrigen „Tritt“ in der Backstube, um den Tisch zu decken. Der appetitliche Geruch der Suppe lockte aber noch andere mehrbeinige Gäste an, wie sie sich in Bäckerhäusern leider nicht selten zu finden pflegen und die als „Russen“ sich auch wohl landsmannschaftlich angezogen fühlten, und als Frau B. die Suppe holen wollte, sah sie zu ihrem Entsetzen, daß etwa drei Dutzend dieser lieben Tierchen in der heißen Suppe um ihr Dasein kämpften. In aller Eile wollte sie die ungebetenen Gäste herausfischen, da trat aber auch schon einer der Kosaken hinzu und nahm ihr mit den ungeduldigen Worten: „Kosak will Supp'!“ die Schüssel fort.

Die Hausfrau erwartete nichts anderes, als daß ihr für eine derartige Suppe bald ein Kosakensäbel um den Kopf sausen werde, denn sie hatte von der Wildheit der Steppenreiter vieles gehört. In Todesangst wollte sie flüchten, da hört sie durch die halbgeöffnete Tür, daß ihre Gäste Freudenrufe ausstoßen, sieht, wie sie schmunzelnd nach den Löffeln greifen, nach den krabbelnden Käfern fischen und mit Wohlgefallen dies „kombinierte“ Gericht verzehren.

Nachher kommt der eine gar zu ihr in die Küche, um die allerhöchste Befriedigung über das Genossene auszudrücken. „Oh, gut Supp'! Schön Supp'! Supp' mit Krebs! Oh!“ grinst und schnalzt er vergnüglich.

Und diese gute Stimmung hielt an, die Bäckersleute hatten sich über die Einquartierung nicht zu beklagen. Die Bäckerskinder wurden von den Kosaken mit allerlei Andenken beschenkt, durften auf den Kosakenpferdchen sitzen, durften die krummen Säbel betasten und die anderen Waffen besehen. Freilich — eine kleine Trübung blieb nicht aus: um seine Geschicklichkeit im Schießen zu zeigen, schoß nämlich der eine Kosak einen Zeisig, den Liebling der Kinder, aus seinem Bauer von der Stange, was die Kinder veranlaßte, den Steppensöhnen etwas aus

dem Wege zu gehen. Und die zweite Trübung hätte es beinahe beim Mittagessen des nächsten Tages gegeben. Denn in die dampfende Suppe hatten sich diesmal keine „Krebse“ verirrt.

Da machten die Kosaken finstere Gesichter und riefen: „Nix da Supp’! Supp’ mit Krebs will Kosak!“

Was blieb den guten Bäckersleuten übrig? Die Kinder begannen in Backstube und Küche alsbald eine hitzige „Krebsjagd“, und die „gute Suppe“ bildete das Hauptgericht, bis die Reiter am dritten Tage abzogen.

Fünf russische Silberrubel für die Kinder, die heute noch mit den anderen Andenken in der Familie B. aufbewahrt werden als sogenannter „Kosakenschatz“ waren der Dank der Steppenreiter für die delikate Bewirtung. O. Th. St.

Rätselhafte Fußspuren. — Verschiedentlich hat man in den Ablagerungen aus früheren Erdperioden Fußabdrücke aufgefunden, die anscheinend von riesenhaften Menschen herrührten. So entdeckte man auf den Sandsteinplatten, mit denen der Hof des Staatsgefängnisses von Carson City in dem nordamerikanischen Staate Nevada belegt war, zahlreiche Fußspuren eines menschenähnlichen Zweifüßers. Zu diesen Spuren, die 20 Zentimeter breit und 48 Zentimeter lang waren, gesellten sich Fußabdrücke von frühquartären Tieren, wie Elefanten, Pferden und Sumpfvögeln. Eine sichere Deutung dieser rätselhaften Fußspuren fand man nicht. Jetzt aber gibt für sie der Forschungsreisende Vaughan Stevens eine befriedigende Erklärung.

Schon im klassischen Altertum berichtete die Sage, daß in Indien Menschen mit ungeheuer großen Füßen lebten. Sie sollten sich auf den Rücken legen, die Füße emporhalten und sich dadurch Schatten verschaffen. Man nannte sie deshalb auch Schattenfüßer.

Auf seinen Reisen in Indien hörte nun der genannte Forscher von den Eingeborenen in Malakka, es gäbe dort geheimnisvolle Wesen, die zwar noch niemand gesehen habe, die aber auf sumpfigem Boden meterlange Fußspuren zurückließen. Vaughan Stevens fand diese meterlangen Fußspuren auf sumpfigem Gelände wirklich auf und konnte feststellen, daß sie von den Orang Benar herrührten, einem Stamm, der im östlichen Teil von Djohore an der Spitze der Halbinsel

Malakka wohnt. Die halbwilden Orang Benar wandern zu gewissen Jahreszeiten bis nach Pahang, um dort zu fischen. Im Süden von Pahang erstreckt sich aber ein sumpfiges, den Umwohnern unzugängliches Gebiet, dessen Untiefen und Schlupfwinkel nur den Orang Benar bekannt sind. Um nun ungefährdet über die Sümpfe hinüberzukommen, binden sich die Orang Benar unter die Fußsohlen Sumpfsandalen, die sie sich aus mehreren Blättern der buschförmigen Bertrampalme anfertigen. Die Sandalen sind nicht viel breiter, aber erheblich länger als der Fuß und schützen die Träger vor dem Versinken in dem weichen, schwarzen Sumpf. Da man sozusagen über den Sumpf hinwegrutscht, bleiben in ihm riesenhafte Fußspuren zurück, die sich beim Eintrocknen der oberflächlichen Schichten dauernd erhalten. Haben die Orang Benar die Sümpfe durchquert, so werfen sie die Sandalen weg.

Auf Grund dieser Beobachtungen darf man annehmen, daß auch die Menschen in der Vorzeit beim Passieren von sumpfigen und schlammigen Strecken bereits ähnliche Sandalen benützten, die dann die meterlangen Fußspuren zurückließen. Th. S.

König Chulalongkorn an seinen Sohn. — Als der unlängst verstorbene König Chulalongkorn von Siam vor einigen Jahren einige seiner Söhne nach Europa schickte, schrieb er an seinen ältesten Sohn, den jetzigen König von Siam, Maha Majirawudh, einen Brief, der nicht allein auf den Charakter und die Interessen Chulalongkorns, sondern auch auf den Verkehr zwischen ihm und seinen Söhnen ein interessantes Licht wirft. Der Brief lautet: „Wenn man nicht die Kraft hat, sich vor anderen auszuzeichnen, ist es in einem fremden Lande besser, als gewöhnlicher Mensch aufzutreten. Ihr sollt nicht damit prahlen, daß ihr königliche Prinzen seid, noch sollen dies eure Begleiter tun. Die Kosten eurer Erziehung bezahle ich aus meinen Privatmitteln und nicht aus Staatsgeldern. Diese Anwendung von Geldern zu eurer Erziehung ist eine reiche Mitgift und von größtem Wert, und niemand kann sie euch rauben ... Ihr müßt euch stets vergegenwärtigen, daß der Herrscher eures Vaterlandes nicht die Verpflichtung hat, euch einflußreiche Stellen zu übertragen, weil ihr königliche Prinzen seid. Da

aber zu den hohen Staatsämtern besondere Fähigkeiten erforderlich sind, so habt ihr mit größtem Ernste und Hingebung eure Studien zu betreiben und euch hierdurch die Möglichkeit zu verschaffen, etwas Ordentliches für das Wohl eures Vaterlandes und für die Welt, in der ihr lebt, zu leisten. Wenn ihr annehmen wolltet, ihr hättet als Prinzen nichts weiter zu tun, als das Leben zu genießen, so würdet ihr euch den Tieren gleichstellen, welche geboren werden, essen, schlafen und sterben! Bildet euch nicht ein, daß ihr andere schmähen und schlecht behandeln könnt, weil ihr meine Söhne seid und man euch nichts anhaben kann. Euer Vater will, daß seine Söhne nicht die Gewohnheit haben, sich widerspenstig zu zeigen, weil euch das nur schädlich sein würde. Ihr werdet bestraft werden. Die Tatsache, daß euer Vater ein König ist, wird euch nicht vor der Strafe schützen. — Mit euren Geldern müßt ihr sparsam umgehen. Ihr dürft nicht verschwenderisch und ausschweifend sein in dem Gedanken, ihr wäret reiche Prinzen und Königssöhne. Ich warne euch davor, mit Schulden zurückzukehren, sie werden nicht ohne weiteres bezahlt werden, und ihr würdet der Strafe nicht entgehen. Denket daran, daß das Geld nicht so leicht erworben wie ausgegeben wird! Das Erziehungsgeld für euch ist ein Teil des Geldes eures Vaters, das dieser als Entschädigung für seine Mühen in Wahrung der Wohlfahrt seiner Untertanen erhält. Dieses Geld soll nur zu nutzbringenden Zwecken verwendet werden." O. v. B.

Neue Verwendungsarten des Tees. — Als Neuestes bringt man jetzt Zigaretten aus Teeblättern auf den Markt. Man raucht also wirklichen Tee. In London sind diese neuesten Zigaretten bereits in vielen Kreisen eingeführt, besonders die Damenwelt huldigt diesem neuen Rauchsport sehr. Es gilt in manchen Salonen nur noch als fein, Teezigaretten nach dem Essen zu rauchen. Die Damen sollen ohne jegliche nervöse Überreizung zwanzig bis dreißig Stück täglich rauchen können.

Wenn man also Teeblätter raucht, warum soll man nicht auch in Tee baden? Allerdings ist die Sache nicht billig. Eine reiche Amerikanerin hat sich aus hundert Liter Tee ein Bad bereitet, selbstverständlich ohne Milch und Zucker. Die Dame hat darin eine



halbe Stunde gebadet und will die Wahrnehmung gemacht haben, daß ein solches Teebad außerordentlich nervenkräftigend wirkt.

Nun, die Idee ist ja ganz hübsch, allein warmes Wasser dürfte wohl die gleichen Dienste geleistet haben. Gewiß gibt es Bäder aller Art, die Heilerfolge zeitigen, aber ein Teebad als Nervenberuhigungsmittel anzuwenden, dürfte verfehlt sein, denn gerade Tee, besonders starker Tee, regt weit eher die Nerven auf, als daß er sie beruhigt. Man sieht aber, auf was für eigenartige Ideen die Menschen aus Langweile kommen. A. M.

Im Gesicht oder ins Gesicht. — Der Lehrer bemüht sich, seinen Kindern klarzumachen, wann das Fürwort „in“ mit dem dritten Fall und wann mit dem vierten Fall verbunden wird. Er fragt, nachdem er an einer Reihe von Beispielen den Unterschied dargelegt hat: „Nun, Fritz, sage mir, wo sitzt die Nase? Ins Gesicht oder im Gesicht?“

Fritz, wie er's gewohnt ist, antwortet frisch: „Ins Gesicht.“

Darob ein verneinendes Kopfschütteln des Lehrers. Um dem Jungen jedoch etwas auf die Sprünge zu helfen, fragt er weiter: „Sieh, Fritz, wenn du in den Wald gehst und die Sträucher berühren dein Gesicht, wohin schlagen sie dich? Ins Gesicht oder im Gesicht?“

Fritz denkt, ins Gesicht ist eben falsch gewesen, und antwortet darum frisch heraus: „Im Gesicht.“

Mit einem erneuten Kopfschütteln wendet sich der Lehrer nun an die Klasse und fragt: „Wer von euch kann mir nun sagen, wo die Nase sitzt?“

Alles ringsum bleibt stumm, da jeder denkt, „ins Gesicht“ ist falsch und „im Gesicht“ ist auch falsch.

Endlich meldet sich, eifrig mit dem linken Arm in der Luft fuchtelnd, ein kleiner Bursche von hinten und ruft: „Herr Lehrer, ich weeß es, ich weeß es!“

„Gut, lieber Emil,“ meinte der Lehrer hocherfreut, „beschäme die anderen und sage ihnen, wo die Nase sitzt!“

„Nu, Herr Lehrer, die sitzt doch überm Maul!“ C. T.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von
Theodor Freund in Stuttgart,
in Österreich-Ungarn verantwortlich Dr. Ernst Perles in Wien.



Bewährt b. Kopfschmerz, Uebelkeit, Magen- u. Nervenleiden!
Die aller Hausmittel u. millionenfach bewährt ist Lichtenheldts echte
HINGFONG ESSENZ
Man achte genau auf die Schutzmarke: „Licht",
denn nur diese bietet Garantie für Echtheit u. Wirksamkeit.
In den meisten Apotheken erhältlich, wo nicht - versendet das
Laborat. Lichtenheldt
Meuselbach 4a (Thür. Wald)
1 Flaschen zu M. 3,80,
nur bei 30 Flaschen franko
für Wiederverkäufer.
ECHTE HINGFONG-ESSENZ
SCHUTZ-MARKE
LIL
Originalflasche.

Union De

Das Rä
Hiddens
Söhne d
Die luft
Der Stü
Über ste
Wie au
Der bla
Wär' ich
Siegwa
Die arm
Die Erst
Sinkend
Turmsc
Sei so
Fata M
Der Bo
Unter S
Stumm
Welche
Sabine

DATE DUE			

